Aus dem Süden

von

Julius von Wickede.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1853.

Inhalt.



Hafenleben in Genua.

Wenn man der engen Gassen, denen die vier bis fünf Etagen hohen Häuser oft Luft und Sonne versperren, müde geworden ist und nicht mehr die Paläste mit ihren weiten Marmorhallen voll der werthvollsten Gemälde durchwandern mag, dann flüchtet man sich gern zu dem blauen Spiegel des Meeres. Schon am frühen Morgen, wenn die Sonne ihre ersten noch linden Strahlen über die klaren Fluthen hingleiten ließ, trieb ich in leichtem Nachen auf denselben umher. Ein bestimmtes Fischerpaar, Vater und Sohn, führte mich. Mit heiterem Gruße empfingen sie mich zur festgesetzten Stunde an dem Thore, das aus der Bazarmauer in den „Porto franco" einführt, und geleiteten mich zu der, mit der italienischen Tricolore bunt aufgeputzten, dabei sehr reinlich gehaltenen kleinen Barke Antonio, der Vater, ein wahres Modell eines noch in voller Kraft stehenden silberhaarigen Mannes, hatte freilich keine große Vorliebe für die „Tedeschi," woraus er auch gar kein Hehl machte, war aber gegen mich stets das Muster eines aufmerksamen, zuvorkommenden Bootsmannes. Die Gebildeten sind freilich wohl im Allgemeinen zurückhaltender hierin, die untern Volksklassen äußern aber ihre Empfindungen mit der ganzen Lebendigkeit eines Italieners. Von allen Fremden fühlt sich der Genuese persönlich zu dem Franzosen am meisten hingezogen, mit dem er in Sitte, Denk- und Handelsweise unbestritten die größte Aehnlichkeit hat, den unbedingten Respect aber hegt er

vor dem Engländer. — Am Molo nuovo lag gewöhnlich die mich erwartende Barke, und mit raschen, gewandten Ruderschlägen glitten wir bald zwischen den großen Kauffahrern aller Nationen durch. Die erste Thätigkeit des jungen Tages zeigte sich am Bord derselben, wenn wir unsere Fahrt begannen. Munter und lebendig ging es auf dem Verdeck der kleinen griechischen Fahrzeuge zu. Die rothe, oft schon sehr schmierige Mütze hing keck auf den schwarzen, gerade nicht sehr sorgsam gekämmten Locken, sowohl beim ältesten Steuermann, wie beim kleinsten Schiffsjungen der Griechen. Ein buntes, baumwollenes Hemd, ein Paar weite gestreifte Hosen, die oft nur bis an die Knie der strumpf- und schuhlosen Beine reichten, bildeten den ganzen übrigen Anzug. Sehr rasch und gewandt, ja selbst oft mit einer Art graziöser Anmuth, ward das Geschäft, das Verdeck zu waschen, womit das Tagewerk jedes Seemanns im Hafen stets beginnen wird, von ihnen verrichtet; als sei es eine Art lustiges Spiel, vom Capitano nur zu ihrer Ergötzlichkeit angeordnet, so lachten und scherzten und neckten und jagten die Matrosen sich bei dieser Arbeit, die flink und rasch, ohne doch eigentlich aber gefördert zu werden, ihnen von der Hand ging. Ueber die Hälfte des in den leichten Eimern von Hanfleinwand an Stricken heraufgezogenen Wassers ward muthwillig wieder ungenützt in das Meer gegossen. Lustig sah es aus, wenn so ein Matrose aus Muthwillen seinen neben ihm stehenden Kameraden tüchtig mit Wasser begossen hatte, und dieser den Necker zu ergreifen suchte. Eine lebhafte Jagd begann dann zwischen den Beiden, worauf sogleich die übrige Mannschaft ihre Arbeit einstellte und lachend, singend und mit lauten Zurufen anspornend oder verspottend dem Treiben zusah. Mit der Schnelligkeit und Gewandtheit einer Eichkatze kletterte der Verfolgte an der Strickleiter hinauf und schwang sich bis auf die äußersten Spitzen der Masten oder Raen, ebenso rasch ihm nach der Verfolger, worauf der Erste, sich nur mit den Händen und Füßen anhaltend, wie der Blitz an einem Spanntaue wieder auf das

Verdeck darniedersauste, während unablässig sein Feind ihm auf den Fersen blieb. So ging die Jagd Mast auf, Mast ab, oft eine ganze Weile fort und endete gewöhnlich damit, daß der Flüchtling gleichsam zur Sühne einen hohen „Salto mortale“ vom Mastkorb hinab in das Meer machte. Da fast alle griechischen Seeleute sehr geschickte Schwimmer und Taucher sind, so blieb der Springer oft eine ganze Weile unter dem Wasser, bis dann plötzlich auf der andern Seite des Schiffes sein schwarzer Lockenkopf wieder emportauchte und er lachend und scherzend an einem ihm zugeworfenen Tau emporkletterte, um seine Arbeit vereint mit den Andern auf's Neue aufzunehmen. Daß unter solchen Späßen das Waschen nicht sonderlich gefördert wurde, läßt sich denken. Trotz der langen Zeit, welche die Mannschaft dazu verwendet, sehen die griechischen Handelsschiffe fast stets von Außen und mehr noch von Innen schlecht und unordentlich gewaschen, ja selbst oft widerlich schmutzig aus. So schlank ihre Bauart, so zweckmäßig für das Mittelmeer ihre Tackelage, so gewandt und schnell sie im Segeln und Hin- und Herkreuzen sind, so nachlässig gehalten und verwahrlost sieht es dagegen an ihrem Bord aus. Ein ganz anderes Bild zeigte das Geschäft der Morgenwaschung bei unsern norddeutschen Schiffen, von denen man stets mehrere mit oldenburgischen, preußischen, hannoverischen, mecklenburgischen oder bremischen Flaggen im Hafen von Genua bei einander liegen sieht. Ein gewisser närrischer Ernst ist auf den Gesichtern ihrer meist blauaugigen, flachshaarigen, breitschultrigen Matrosen, die auch hier im Süden ihre gewohnten dicken, groben, rothen oder blauen Frieshemden selten abzulegen lieben. Das allzu frühe Aufstehen ist ihnen nicht angenehm gewesen, sie hätten noch gern ein Stündchen in den engen, dunklen Schlafcojen verträumt, trotzdem daß der Morgen mit so wunderherrlicher Pracht auf das blaue Meer darniederlacht und es überall glitzert und funkelt von italienischem Sonnenschein. Ruhig und fest, zwar mit einer gewissen trägen Verdrossenheit, aber auch mit angewöhnter

Regelmäßigkeit, die oft sogar in das Pedantische übergeht, verrichten sie ihre nasse Arbeit. Taktmäßig fahren die Schrubber auf den Verdeckplanken umher, kein Winkelchen wird übergangen, kein Wasser unnütz vergossen, und mit der Arbeit nicht eher aufgehört, bis das Schiff vollkommen rein ist und der beaufsichtigende Steuermann das Zeichen dazu gegeben hat. Nächst den holländischen Fahrzeugen gebührt unseren norddeutschen Seeschiffen und besonders denen von der Nordsee unbedingt das Lob, daß sie die reinlichsten und ordentlichsten in ganz Europa sind. Auf den englischen Schiffen beginnt gewöhnlich die Thätigkeit etwas später, denn der Engländer liebt das Frühaufstehen nicht sonderlich. Bei der Arbeit hingegen sind ihre Matrosen stets rasch und mit praktischen Handgriffen vertraut, und da auch die Reinigungs-Instrumente meist sehr zweckmäßig construirt sind und jede Pedanterie vermieden wird, so ist dieselbe in kürzerer Frist als auf den deutschen Fahrzeugen vollendet. So gut erhalten wie unsere deutschen Kauffahrer sehen die englischen selten aus, und man merkt ihrem Aeußern an, daß sie mehr herumgetrieben und rascher auf den Gewinn aus sein müssen, wie dies bei den unsrigen der Fall zu sein pflegt. Ein englisches Schiff macht im Durchschnitt bei gleichen Reisen im Jahr eine Fahrt mehr als ein deutsches, um so viel rascher und waghalsiger wird es benutzt. Freilich gehen dabei auch im Verhältniß stets mehr englische als deutsche Schiffe in der See verloren, und außer der holländischen werden keine Flaggen bei den Schiffsassecuranten in den europäischen und nordamerikanischen Fahrten so gerne gesehen, wie die sieben oder acht, welche unsere deutsche Fahrzeuge führen.

War ich es müde, diesen Toilettengeheimnissen der Schiffe zuzusehen, so brachten meine Ruderer mich bald aus dem Gewühle derselben hinaus in den freien Meerbusen. Eine prachtvolle Aussicht hat man von hier aus auf die ganze Stadt und besonders von unfern der Lanterna vor dem äußersten Punkt des Molo nuovo ist der Blick sehr belohnend. Ganze Reihen

der imposantesten Paläste, oft amphitheatralisch über einander steigend, oft aber auch von breiten, grünen Terrassen getrennt, oder wie von Smaragdengürteln umgeben, in der Mitte von grünenden und blühenden Gärten, übersieht man. Hier begreift man die Geschichte Genuas. Geschickte, kühne Seeleute, klug speculirende Kaufherren waren diese alten genuesischen „Nobili" auf dem Meere, vor deren Galeeren mehr wie einmal der Halbmond floh, dagegen prachtliebende Aristokraten, üppige Sybariten auf dem Festlande. Nicht verschlossen sie die Schätze, die Indien oder der Orient ihnen brachte, ängstlich, sorgsam in ihre Truhen, sie liebten im Gegentheil mit triumphirendem Stolze sie öffentlich zu zeigen und prachtvolle Bauwerke, welche die Namen ihrer Begründer Jahrhunderte noch aufbewahren, zu errichten, Künste aller Art zu fördern, mit verschwenderischer Hand den unteren Volksklassen zu spenden. Was für ein fürstlicher Reichthum gehört dazu, wenn ein Privatmann ganz aus eigenen Mitteln eine Kirche, wie die von Corignano, in einer kurzen Zeit erbaut! Das edle Haus der „Sauli" lebte, wie dies in Genua unter den vornehmen Geschlechtern so häufig der Fall war, in arger Feindschaft mit dem nicht minder edlen Hause der Fieschi. Trotz dieser Feindschaft besuchten Erstere doch aus altem Herkommen eine kleine Kirche, die einst von den Fieschi gegründet war und auf welche diese noch eine Art von Eigenthumsrecht auszuüben hatten. Da geschah es, daß ein Marchese Fieschi der jungen Tochter des Marchese Sauli, des Oberhaupts der Familie, öffentlich in spöttischen Worten den Eintritt in sein Gotteshaus untersagte. Vor Scham und Zorn erröthend kehrte die so Gekränkte in den väterlichen Palast zurück und klagte dem Vater die ihr so widerfahrene Unbill. Mit stolzen Worten that der verletzte Mann das Gelübde, er wolle sogleich eine Kirche aus eigenen Mitteln erbauen, welche die des Fieschi weit überragen solle. Sogleich mußte der geschickteste Architekt der Stadt den Plan zu dem Bauwerk entwerfen, mit offenen Händen spendete der Marchese Geld über Geld den Bau

zu fördern, und binnen wenigen Jahren stand das Gotteshaus in seiner stolzen Würde, die mächtige Kuppel des Mittelthurms, von vier kleineren Thürmen umgeben, vollendet da, noch jetzt eine Zierde Genuas. Welche stolze Paläste sind auch in den edlen Familien Doria, Fieschi, Durazzi und Pallavicini u. a., welche alle unweit des Meeres liegen, so daß man sie von einer Barke im Hafen aus so recht in ihrer ganzen Größe bewundern kann. Gar das weitläufige Bauwerk des Palazzo-Doria übertrifft an Größe und Reichthum der äußern Ausstattung gar manches fürstliche Residenzschloß in unsern deutschen Hauptstädten. Zwei Hauptgebäude, durch große Arkaden mit einander verbunden, bilden den Palast. Das Eine liegt auf schönen grünen Terrassen hart am Meere, dessen Wellen den Fuß der Mauern, welche den Garten tragen, bespülen, das Andere höher hinauf auf einem mäßigen Berge. Große Bäume, besonders Platanen, Kastanien und Pinien von seltenem Wuchs, zieren den weitläufigen Garten mit seinem Marmorbassin und Bildsäulen von Taxushecken.

Hoch oben über der ganzen Häusermasse Genuas erhebt sich am Horizont die blaue Bergkette der Seealpen, einen würdigen Schluß des schönen Gemäldes bildend. In weiter Bogenlinie ziehen sich dieselben um den ganzen Meerbusen, dessen Wellen oft in schneeigem Schaum sich an ihren Füßen brechen.

Hatten mich meine Bootsleute nun eine Strecke weit in das Meer hineingerudert, dann legten sie gewöhnlich die Ruder nieder und ließen die Barke leise treiben, während ich mich in die klaren, salzigen Fluthen stürzte.

So ein Morgenbad im mittelländischen Meere, wenn die Hitze des Tages das Wasser noch nicht zu lau gemacht hat, stählt die Nerven. Unnennbares Wohlbehagen durchströmt alle Glieder, und wie neugeboren entsteigt man dem Wasser. Kein Tag verging, an dem ich in Genua nicht solch ein kräftigendes Bad nahm, und immer mehr spürte ich die wohlthätigen Folgen desselben. Wenn ich gegen sechs Uhr wieder durch die Reihen

der Schiffe im Hafen mich zurückrudern ließ, herrschte schon eine viel regere Thätigkeit, wie noch vor zwei Stunden, auf demselben. Mit lautem, eintönigem Gesang arbeiteten die Matrosen auf den meisten Fahrzeugen, an den Winden, die schweren Güter aus dem untern Schiffsraum heraufzuziehen, oder neue Ladung einzunehmen. Auch hierbei zeigte sich der Unterschied der nördlichen und südlichen Nationen. Mit langsamen, aber sicheren Griffen zogen die schwedischen, norwegischen, norddeutschen und englischen Matrosen an ihren Winden, eintönig erscholl das Ho, Ho, — Hi — o, Hio — Ho — Ho ihres Vorziehers und Vorsängers, in das die Anderen dann in gleichem Takte mit einstimmten. Aber tüchtige Lasten kamen zum Vorschein und wurden von den derben Fäusten an den kräftigen Armen anscheinend leicht bewegt. Welch Durcheinanderschreien, welch Lärmen und Zerren und Kreischen hingegen am Bord der Griechen, Italiener, Andalusier und Provençalen. Als wollten sie in blindem Eifer wahre Riesenlasten aufwinden, so sprangen und zerrten die braunen Kerle an ihren Winden, und doch brachten sie verhältnißmäßig nur kleine Ballen oder Fässer herauf, der Eine zog scharf und rasch, der Andere langsam, der Erste ward früher müde bis die Last herauf war und ließ das Ziehtau fahren, die Anderen wollten oder konnten die Last allein nicht überwältigen, folgten seinem Beispiel, und der Ballen oder die Tonne, die oft schon fast das Verdeck erreicht hatte, stürzte mit dumpfem Gepolter wieder in den Raum zurück. Dann gab es jedes Mal ein langes, heftiges Zanken, wer die Hauptschuld daran trage, und ein wildes Fluchen und Drohen des mit Recht erzürnten Steuermanns oder Capitains, und damit ging dann so viel Zeit verloren, daß die ruhigen, langsamen Nordländer schon wieder ein bis zwei Ballen heraufgewunden, bis die lebhaften Südländer nur mit dem Anfang der Arbeit begonnen hatten. Ich hatte mir einmal die Mühe gemacht, zu zählen, wie viel mehr Erstere als Letztere förderten. Eine mecklenburgische Brigg und eine römische aus Civita Vecchia, die beide Baumwolle in

gleich großen Ballen aus der Levante gebracht hatten, lagen neben einander um zu löschen. Der mecklenburgische Capitain hatte fünf Matrosen an der Winde, der römische aber neun, und doch ließ ersterer in gleichem Zeitraum mehr als die doppelte Zahl von Ballen herauswinden, als letzterer. Freilich verzehrten die fünf mecklenburgischen Matrosen dafür auch am Mittag eine so gewaltige Schüssel voll gelber Erbsen und Pöckelfleisch, daß die mäßigen Römer gewiß drei Tage davon gelebt hätten.

Unzählige große und kleine Barken und Böte aller Art durchschneiden um die sechste Morgenstunde den Hafen nach allen Richtungen. Häufig sind junge Männer der höheren Stände, auch Fremde, besonders Engländer, in denselben, die gleich mir ein Seebad nehmen wollen, oder eifrige Handlungs-Commis fahren an Bord der Fahrzeuge, Geschäfte mit den Capitänen abzumachen, Schiffsmäkler-Gehülfen halten in ihren leichten Booten förmlich Wettfahrten mit einander, den einlaufenden Schiffen entgegen, um zuerst die Capitäne zu überreden, die Hülfe ihrer Prinzipale beim Aus- und Einklariren in Anspruch zu nehmen. Gleich schachernden Juden auf den Trödelmärkten, so hört man in lautem, mißtönendem Geschrei diese geputzten Mäklercommis sich gegen einander schmälern und die Preise für ihre Dienste herabsetzen, um die unschlüssigen Capitäne für ihr Haus zu kapern. Andere Boote sind mit Victualien aller Art bis an den Rand beladen, den Schiffen die ihnen nach langer Seereise willkommenen frischen Lebensmittel zu bringen. Besonders hübsch sehen diejenigen unter denselben aus, die mit Früchten und anderen Gartengewächsen angefüllt sind. Zu hohen Bergen liegen die hellgelben Citronen aufgestapelt, riesige Körbe sind mit dunklen, bitteren oder süßen Orangen, Paradiesäpfeln, gold- und grüngestreiften Melonen, frischen Feigen oder anderen Erzeugnissen der südlichen Vegetation angefüllt, während dabei Artischoken, Blumenkohl und andere feine Gemüse, die im Norden hohen Werth haben, zu wohlfeilen Preisen verkauft werden.

Unsere nordischen Matrosen wissen aber allen diesen Früchten und Gemüsen keinen sonderlichen Werth abzugewinnen, und bleiben lieber bei ihren gewohnten Linsen, Bohnen, Erbsen und Pöckelfleisch. Zwischen allen diesen Handelsbarken, die größtentheils gerudert werden, da es der Nähe der Schiffe und des vielen Anlegens wegen nicht der Mühe lohnte, Segel aufzusetzen, lassen sich die heimkommenden Fischerboote an ihren ausgespannten Segeln leicht herausscheiden. Voll bläst der leichte Seewind die ausgespannten Leinen auf, wie ein Pfeil schießt das kleine Schifflein zwischen allen den hochbordigen Kauffahrern hindurch. Man fürchtet oft, jeden Augenblick müsse das kleine Fahrzeug durch heftiges Zusammenprallen mit jenen kupferbeschlagenen Riesen zerschellen, so dicht segelt es auf sie zu, aber ein leichter Druck der Hand des Steuernden genügt, das Kiel ändert seine Richtung, und oft kaum einen Fuß von der gefährlichen Nähe schießt das Schifflein vorbei. Die Genuesen sind von Alters her geschickte und kühne Seeleute, und übertreffen hierin gar sehr alle übrigen Italiener. In den Fischkasten dieser Fischerboote, die größtentheils die Nacht zu ihrem Fange benutzen, wimmelt es oft von den seltsamsten Gestalten. Fische in so mannichfacher Auswahl, wie unsere nordischen Meere sie nicht kennen, Mollusken, Muscheln und andere Thiere des Meeres sieht man. Frutti de mare nennt der Genuese alle diese Thiere, die besonders auch den unteren Ständen einen nicht geringen Beitrag zu ihrer Küche geben, da sie zu ungemein wohlfeilen Preisen verkauft werden. Auf dem Fischmarkt, der unweit des Hafens liegt, kann man interessante Beobachtungen machen. Hier liegen die großen Thunfische, die gleich dem Fleisch in unseren Schlachtbänken mit dem Beile zerhackt und pfundweise verkauft werden, da sie für den Bedarf einer Familie zu viel Gewicht haben und mehrere Dutzende von hungrigen Mägen zu sättigen vermögen; daneben Spielarten der Delphine, Seeteufel und weiß Gott was noch für verschiedene Gattungen, oft von den schönsten Farben, von den seltsamsten Formen. Und nun gar die

Mollusken, die häufig ein nichts weniger als Appetit erweckendes Aeußeres haben, obgleich sie von den unteren Ständen leidenschaftlich gegessen werden. Ein beständiges Gewühl herrscht besonders in den Morgenstunden von sechs bis acht Uhr auf diesem Fischmarkte. Viele Hunderte von Frauen und Männern strömen dann aus der Stadt herbei, ihre Einkäufe zu machen, und da in Italien nichts ohne Lärm und Geschrei abgehen kann, so schwirren und summen alle möglichen Töne betäubend durch einander. Um ein paar Fische für wenige Kupfermünzen einzukaufen, macht der Genuese viel mehr Worte, entfaltet einen weit größeren Aufwand von Redekünsten, als der englische Kaufmann bedarf, wenn es sich um ein Geschäft von mehreren hunderttausend Pfunden handelt. In dieser äußeren Lebendigkeit, dieser Volubilität der Zunge, besonders im Handeln und Feilschen, haben die Italiener viele Aehnlichkeit mit den Israeliten. Es kann auf einem jüdischen Trödelmarkt wahrlich nicht geräuschvoller zugehen, als auf dem Genueser Fischmarkt. — Kommt man durch Zufall um die Mittagsstunden von zwölf bis drei Uhr während der Zeit der Siesta in den Hafen und in die Straßen, die an demselben liegen, so sieht man überall ganz andere Bilder, wie am Morgen. Die geschäftige Thätigkeit ist verschwunden und hat der tiefsten Ruhe Platz gemacht. Zu ganzen Schaaren auf dem Boden hingestreckt liegen die Fachini schlafend umher, und selbst das Anerbieten doppelten Lohnes wird keinen derselben bewegen, sich in dem Genuß der „Siesta“ unterbrechen zu lassen. Auch die Bootsführer, die sonst überall den Fremden mit der Aufforderung bestürmen, sich ihrer Fahrzeuge zu bedienen, schweigen gänzlich. Aus ihren Segeln haben dieselben sich eine Art von Schattendach über ihre Böte gemacht und liegen auf dem Boden derselben, entweder in tiefem Schlummer, oder doch im seligen dolce far niente versunken. Ich glaube, die Bootsführer, Fiacres, Eselstreiber u. s. w. haben in ganz Genua das Recht, während der Zeit von zwölf bis drei oder vier Uhr erhöhte Preise zu verlangen, und obgleich sie

dasselbe gewiß benutzen, den Fremden noch mehr wie gewöhnlich zu prellen, so sind sie während dieser Zeit doch äußerst schwer zu irgend einer Thätigkeit zu bewegen. Auch die Schiffe der fremden Nationen sind gänzlich ausgestorben. Die Matrosen, von dem frühen Aufstehen ermüdet, liegen größtentheils schlafend umher, und auch die Nordländer fügen sich gern der hiesigen vom Klima gebotenen Sitte. Schläfrig und verdrossen lehnen die Douanieri, welche die Thore, die aus dem Hafen in die Stadt führen, bewachen, denn Genua hat einen Freihafen, der von dem sardinischen Gebiet durch eine Zolllinie getrennt ist, an den Mauern umher, und schlössen gar gern die Augen, wenn ihre um diese Zeit doppelt harte Pflicht ihnen nicht strenge geböte, dieselben wenigstens halb offen zu halten. Es muß zur Zeit der Siesta in Genua leicht sein, zu schmuggeln oder zu stehlen. Die einzig Wachenden, die ich bei einigen Wanderungen um die Mittagsstunde im Hafen fand, waren solche, die das bekannte italienische Spiel „la morra“ spielten. Wenn Alles rings umher schlief, erlahmte ihr Eifer nicht. Im Schatten einer Mauer niedergekauert gestikulirten unaufhörlich, gleich den Armen eines Telegraphen, die geöffneten Hände mit den ausgespreizten Fingern vor den Gesichtern der Spielenden, war ungeschwächt der gellende Ausruf der Zahlen der beiderseitigen Gegner. Und mit welcher Leidenschaftlichkeit wird dieses Morra hier gespielt! Selbst in den glänzenden Spielhöllen von Baden-Baden und Homburg, wo man doch sonst Gelegenheit genug hat, die menschliche Natur in ihrer nackten Erbärmlichkeit zu beobachten, sah ich solche Gier, solche Habsucht nicht als hier, wo es sich nur um einige Bajochi handelte. Die dunklen Augen der Spieler schienen Feuer zu sprühen, solche Gluth brannte in ihnen; zur scheußlichen Maske verzerrt waren alle Züge des Gesichts und weit hervorgestreckt, gleich als wollten sie die schmutzigen Kupfermünzen verschlingen, die geöffneten Kinnbacken mit den gelbweißen Zähnen. Besonders an einem alten Paar dieser la morra-Spieler, das ich häufig im Hafen

sah, habe ich diese Beobachtung gemacht. Auch die Ausdauer, womit dasselbe dieses Spiel trieb, war um so erstaunenswerther, da sonst Ausdauer gerade nicht zu den Haupteigenschaften der Italiener gehört. Ich fuhr einmal des Morgens gegen 6 Uhr an Bord einiger Schiffe, wo ich etwas zu thun hatte, und wie ich mich gegen 2 Uhr Mittags wieder zurückruderen ließ, fand ich dieses Spielerpaar noch ganz am gleichen Platze und in derselben Körperlage, in der sie waren, wie ich am Morgen an ihnen vorübergegangen war. So hatten dieselben schon an acht Stunden unausgesetzt dieses einfache Spiel getrieben, und ihr Eifer war noch nicht im Mindesten im Abnehmen begriffen.

Nach 3 Uhr Nachmittags beginnt wieder die Lebendigkeit im Hafen und dauert bis zum Sonnenuntergang fort. Köstlich waren die Fahrten, die ich häufig noch in der Kühle des Abends auf dem Meere machte. Fuhr ich des Morgens gegen 5 Uhr fast stets allein aus, um ein Seebad zu nehmen, bevor mich von 8 bis 12 Uhr der Schreibtisch in meinem Zimmer fesselte, wo auch nach eingenommener leichter Mahlzeit die Siesta von 2 bis 4 Uhr, nach gut italienischer Sitte, gehalten wurde, so vereinigten wir uns des Abends gewöhnlich zu größerer Gesellschaft. Ein sardinischer Generalstabs-Offizier, ein angenehmer, gebildeter, viel gereister Mann, ein Pole, der als Ingenieur in sardinischen Diensten stand, und ein englischer Marine-Capitän auf Halbsold, waren bei diesen Abendfahrten meine gewöhnlichen Gefährten. Oft segelten wir weit in das blaue Meer hinaus, so daß uns bei einbrechender Nacht das Leuchtfeuer der äußersten Laterna vor dem Molo nuovo als Leitpunkt dienen mußte, oft blieben wir auch im Hafen selbst zwischen den Schiffen, die mannigfachen Bilder, die sich jetzt auf ihnen uns zeigten, zu beschauen, oder hielten uns in mäßiger Entfernung von der Küste, um so die vielen landschaftlichen Reize, die sie in immer neuer Abwechselung uns bot, desto besser bewundern zu können.

Besonders herrlich war es auf dem Meere, wenn die Sonne im Scheiden begriffen und ihre letzten Strahlen den breiten

Spiegel desselben mit purpurnem Schein färbte. In der klaren Beleuchtung sah man doppelt deutlich die schönen Linien der Paläste und Kirchen Genua's, und gleich goldenen Scheiben blitzten und funkelten die Fenster in dem silberweißen Gemäuer. Im duftigen Blau verhüllt, lagen die ferneren Kuppen der Seealpen, während ihre näheren Höhen in scharfen Contouren am rosigen Himmel sich abzeichneten. Gleich riesigen Schwänen erschienen die vielen großen und kleinen Fischerboote, welche um die Abendstunde mit aufgespannten Segeln dem Meere wieder zueilten, dort während der Nacht den Fang zu treiben. Oft fielen die Sonnenstrahlen gerade auf ein solches Schifflein und färbten dann das weiße Leinen der Segel mit ihrer feurigen Gluth, daß es aussah, als wäre es aus lauter goldenen Fäden zusammengewebt. Auf den meisten Schiffen herrschte um diese Zeit das frohe Leben der Lust und Rast nach der vollbrachten Arbeit des Tages. Vom Bord der meisten ertönte Gesang, oft mit den Klängen der Mandoline oder Flöte vermischt. Besonders auf denen der Völker des Mittelmeers konnte man fast stets Musik und Gesang hören, die zuweilen dazu dienten, die nationalen Töne der Matrosen zu begleiten. Ruhiger und stiller ging es auf den nordischen Fahrzeugen zu. In kleinen oder größeren Gruppen vereint lehnten sich die Matrosen müßig über die Wand des Verdecks, rauchten behaglich ihre Pfeifen, plauderten in leisen Gesprächen, oder schauten träumerisch in die blauen Gewässer, die rauschend am Kiel des Schiffes vorbeifluthenten. Zahlreiche Gesellschaften fuhren im Hafen spazieren und in den kräftigen Chor der Männerstimmen mischten sich die weicheren Töne zarter Frauen. Die Genueserinnen der höheren Stände sind oft von großer Schönheit, und manch' edle, hohe Gestalt, manch' reizendes Gesicht habe ich bei diesen abendlichen Spazierfahrten bewundert. Da tönt plötzlich das „Ave Maria“-Glöcklein von der Cathedrale, und ihm nach von den vielen großen und kleinen Thürmen, die aus dem stolzen Genua sich in die Luft erheben. Eine plötzliche Stille tritt ein, verstummt für

den Augenblick ist Lachen und Scherzen, Musik und Gesang, die man noch so eben ringsum hörte. Ueberall lassen die Bootsleute in den Barken die Ruder sinken. Frauen und Männer erheben sich, letztere entblößen die Häupter, und mit gekreuzten Händen verharren Alle im stillen Gebet, so lange das Läuten anhält. Nach ungefähr fünf Minuten sind die letzten Töne desselben verklungen, und sogleich tritt das frohe Leben mit seinem mannigfachen Geräusch wieder an dessen Stelle. Dem Gebot der Kirche ist vollauf Genüge geleistet, der Ungebundenste darf bei den warmblütigen Italienern sich wieder regen.

Grauer und farbloser werden allmälig die Mauern und Thürme, dunkler die unteren Berge, während ihre oberen Gipfel, von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, noch im rosigen Lichte schimmern. Allmälig wird es auch im Hafen leerer und leerer, eine Barke nach der anderen rudert dem Molo zu, dort ihre frohen Gäste, die das Nachtmahl noch einnehmen wollen, anzulanden. Auch auf den Schiffen wird es still, der Gesang der Matrosen verstummt, schläfrig suchen sie ihre Cojen, um nach der harten Arbeit des Tages sich für die nicht minder schwere des morgenden zu stärkenden. Von dem Wachtschiff donnert jetzt der Signalschuß zum Zeichen, daß alle Feuer und Lichter am Bord der Schiffe gelöscht sein müssen, und im vollen Echo ertönt derselbe wieder von den Felsen und den Mauern der Paläste zurück.

Allmälig tritt der Mond mit voller Scheibe hinter dem Berge von „San-Rocco" hervor. Silbermatt erglänzt der Spiegel des Meeres, von der leichten Landbrise, die gegen Abend stets sich zu erheben pflegt, gekräuselt. Lange, dunkle Schatten werfen die Mauern des Molo auf dieser hellen Fläche, und die Umrisse einzelner Fahrzeuge, die gerade eine besondere Beleuchtung haben, zeichnen sich in stark vergrößertem Maßstabe auf derselben so scharf und rein ab, wie bei der besten Laterna magica mit ihren Figuren auf der weißen Kalkwand. Von tiefblauer, vollgesättigter Farbe ist dabei der Himmel, und kein lei-

ses Wölkchen trübt dessen Reinheit, während unzählige Sternbilder mit ihrem hellern Lichte schwach durch das mattere des Mondes hindurchschimmern. Voller süßer Wohlgerüche von den vielen Rosen-, Jasmin- und Granathecken, die überall in den weitläufigen Gärten am Lande stehen, duftet der sanftkühlende Landwind und zeigt uns die Milde italienischer Sommernächte. Kleine Barken, größtentheils nur mit einigen Personen, kreuzen noch auf den Wellen, langsam, in lang eingehaltenen Ruderschlägen von ihren Führern fortbewegt. Häufig sind liebende Paare in denselben, denn die einsame Barke, in der man unbeobachtet von lästigen Spähern dem Drange der Herzen folgen kann, ist ein beliebter Ort für dergleichen Zusammenkünfte. Die Treue und Verschwiegenheit der Barkführer in dergleichen Fällen ist in Genua sprüchwörtlich geworden. Häufig scheinen diese Paare den höheren Ständen anzugehören. Viele Mäntel von dunkler Seide wurden, um die Form des Körpers zu verhüllen, von den Damen umgenommen, ein schwarzer, dichter Schleier rasch über das Gesicht gezogen, wenn zufällig unsere Barke auf Augenblicke in zu große Nähe kam. Oft ertönte von solchen einsamen Schifflein ein voller sonorer Gesang aus Manneskehle, dann fiel in einzelnen Pausen eine zartere Frauenstimme mit ein, oder die Klänge der Mandoline begleiteten denselben. Weit ab im Meere, oft nur kleinen, glühenden Punkten gleich, leuchteten die Feuer vieler Fischerboote. Eine Art größerer Seefisch wird vornehmlich in der Art gefangen, daß die Fischer in ruhigen Nächten, wo das Meer still ist, mit einer Kohlenpfanne im Vordertheil des Nachens, auf die sie von Zeit zu Zeit harziges Holz werfen, umherfahren. Von dem Glanze des Feuers geblendet, bleibt der Fisch ruhig an einer Stelle stehen, und kann dann leicht von einer dreizackigen Harpune, die mit langem Stiel versehen ist, erlegt werden. Stunden lang trieben wir ohne Ziel und Plan an solchen Mondscheinabenden bis gegen Mitternacht umher, uns des süßen Zaubers, der über ihnen ausgebreitet lag, mit ganzer Seele hingebend.

Wie ganz anders dann die Scenen, die sich uns bei dem Heimweg oft noch in einigen Gassen am Hafen darstellten. Draußen stiller Frieden, hier wüster Lärm und wilde Rohheit. In bestialischem Gebrüll erschollen unflätige Lieder in allen möglichen Sprachen aus den geöffneten Fenstern der niedern Schenken, in denen die Matrosen ihre Orgien feierten. Halbnackte Mädchen von so schamloser Frechheit, wie ich sie in der Art sonst in keiner Hafenstadt sah, standen überall umher, die Vorübergehenden in diese Höhlen des Lasters hineinzulocken. Durch die der Hitze wegen offen stehenden Fenster der Tanzstuben konnte man nach dem Klange mißtönender und entsetzlich gellender Musik berauschte Matrosen mit nicht viel mehr nüchternen Weibern in den wildesten, zügellosesten Tänzen herumrasen sehen. Flüche, Verwünschungen in allen Sprachen der Welt, dann wieherndes Gelächter, rohes Gejauchze, oft auch ängstliches Gekreische von einer Frauenstimme, die vielleicht einige Mißhandlungen erhielt, verschmolz sich hier zu dem widerlichsten Chaos. Uebrigens sollen diese Straßen des Nachts auch für Einzelne, besonders Fremde aus den höheren Ständen, ziemlich unsicher sein, und Raubanfälle, ja selbst Mordthaten in ihnen nicht zu den Seltenheiten gehören.

Von großem Interesse für mich war der Besuch einer sardinischen Fregatte, die auf der Rhede von Genua lag. Ich hatte in den letzten Jahren die Kriegsschiffe von fast allen Nationen Europas gesehen und wollte daher gern die der Flotte Sardinien, die in dem Kampf mit Oesterreich schon die Feuertaufe bestanden hatte, damit vergleichen. Es war eine schöne, in den besten Verhältnissen gebaute Fregatte, die wir besuchten, und sie hatte in ihrer Größe und äußeren Erscheinung große Aehnlichkeit mit der Fregatte „Eckernförde.“ Am Bord derselben herrschte durchgängig die größte Ordnung und Sauberkeit, und man sah es dem Ganzen an, daß tüchtige, wohlgeübte Offiziere hier befehligten. Die Mannschaft bestand aus hübschen, kräftigen, gewandten Burschen, vielfach aus Genua selbst, dann auch von der Insel Sardinien gebürtig. Reinlich

in weite Hosen von Segelleinwand und kurze, blaue Jacken gekleidet, und gut genährt, gewährten dieselben einen sehr befriedigenden Anblick. Da ein englischer Flotten-Capitän mit uns die Fregatte besah, so ließ der Commandant derselben die Mannschaft einige Uebungen machen und dann auch blind an den Geschützen exerciren. Das Ganze geschah sehr rasch und gewandt, und auch mit großer Sicherheit sowohl von Seite der befehlenden Offiziere, wie der ausübenden Mannschaft. Nicht allein aus Artigkeit gegen den Capitän, sondern später auch gegen uns äußerte der englische Offizier seine volle Zufriedenheit mit Allem, was er gesehen hatte, und es war auf dessen Urtheil ein um so größeres Gewicht zu legen, da derselbe einen anerkannten Ruf als einer der tüchtigsten Seeleute der englischen Flotte hatte. Etwas mehr Unruhe und lebhaftes Geschrei als auf einem englischen Kriegsschiff kam übrigens auf der sardinischen Fregatte vor, und glich dieselbe hierin mehr einem französischen Fahrzeug. Auch die Mannschaft war körperlich nicht so stark, wie die nordischen Seeleute es in der Regel sind, und war deßhalb auch in größerer Zahl an den Geschützen und Tauen vertheilt.

Die Aufnahme, die uns am Bord zu Theil wurde, war ungemein zuvorkommend, da der schon vorhin erwähnte Generalstabs-Offizier in naher Bekanntschaft zu dem Capitän stand. Wir nahmen in der Cajüte desselben eine reichliche Collazione ein, wobei besonders ausgezeichneter Cypernwein präsentirt ward. Nicht ohne große Beschämung vermochte ich dabei die Frage eines Schiffslieutenants nach dem Schicksale unserer neu gegründeten deutschen Flotte zu beantworten.

Auf der Heimfahrt von der Fregatte besahen wir noch ein Fahrzeug, das so eben auf den Korallenfang nach der tunesischen Küste hinsegeln wollte. In großem Umfang wird die Korallenfischerei von Genua aus betrieben, und beschäftigt viele Hunderte tüchtiger Seeleute. Den Padrone des Fahrzeugs hatte ich zufälliger Weise im vorigen Frühling in Philippeville in Algerien

getroffen, und mit außerordentlicher Lebhaftigkeit freute er sich jetzt unseres Wiedersehens. Er schenkte mir mehrere seltene Korallen, die er als Rarität aufbewahrt hatte, bewirthete uns auf alle Weise und war durchaus nicht zu bewegen, auch nur die geringste Vergütung dafür anzunehmen. „Mi ha fatto piacere di servila Signore," antwortete er stets mit dem aufrichtigsten Ausdruck. Man findet sonst in Italien nicht viel ähnliche Beispiele von Uneigennützigkeit gegen Fremde, daher mir dieses desto mehr auffiel. Will aber der Italiener artig und gefällig gegen einen Fremden sein, dann ist er dieß stets auf eine ungemein liebenswürdige und gewandte Weise.

So bunt und mannigfaltig waren die Eindrücke, die mir das Hafenleben in Genua bot. Man wird dieselben am Ende in jeder größeren südlichen Hafenstadt auf gleiche Weise genießen können. Keine Stadt am ganzen mittelländischen Meer ist mir aber bekannt, die mit diesem regen Leben der Gegenwart zugleich auch einen so großen Reichthum historischer Erinnerungen verbindet, und sich dabei noch außerdem durch solch' reizende Lage auszeichnet.

Venedigs Hafen ist mit dem von Genua verglichen todt und öde, und diese einst so mächtige Handelsstadt geht unaufhaltsam immer mehr und mehr ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Triest, Marseille, Livorno sind nichts wie Handelsstädte, und nur der Gott Merkurius allein hat in ihnen seinen Sitz aufgeschlagen; Genua aber vereinigt Alles, bietet Befriedigung fast jeglicher Neigung und Gelüste. Hierin mit liegt die große Anziehungskraft, welche diese schöne Stadt auf jeden Reisenden, der sie einmal besuchte, immer wieder auf's Neue ausüben wird.

Ein Schiffbruch im mittelländischen Meer.

Im Begriff meine Fahrt auf einem nach Smyrna abgehenden Segelschiff anzutreten, schien es mir in mancher Beziehung interessant, jetzt zur Abwechslung einmal mit des Windes Kraft die blauen Fluthen des Mittelmeeres zu durchschneiden, statt, wie ich schon oft gethan, dieselben zu durchdampfen. Was machte es auch aus, wenn ich einige Tage später in Smyrna ankam oder keine so gute Schlafkoje erhielt! Ersparte ich doch dafür eine nicht geringe Summe von Piastern am Passagepreis. Dieß schienen mir die einzigen Unterschiede zwischen der Fahrt mit dem Dampf= oder Segelschiff zu sein. Allein was sollte ich für Erfahrungen machen! wie bitter meinen unbesonnenen Leichtsinn büßen!

Ein Segelschiff, welches bald nach Smyrna abging, in dem belebten Hafen von Genua zu finden, war nicht schwer geworden. Schier über ein Dutzend der vortrefflichsten Fahrzeuge, die alle in Ladung dahin lagen, hatte mir mit echt italienischer Zungengeläufigkeit der genueser Hafenmeister genannt. Eine feste Wahl darunter war noch nicht getroffen, als ich des Mittags an der trefflichen Gasttafel meines Hôtels meinem Tischnachbar, einem sehr liebenswürdigen sardinischen Ingenieur=Offizier, den Vorsatz mittheilte, mit dem Segelschiff nach Smyrna abzureisen. Der Sardinier erwiederte lachend, daß er diesen Entschluß, und was mich zu demselben bewogen habe, wohl begreife. Denn, fuhr er auf meine verwunderte Miene fort, ich

würde doch wissen, daß die schöne Smyrnaerin, oben an der Ecke unseres Tisches, mit ihrem Vater sich ebenfalls auf einem Segelschiffe nach ihrer Vaterstadt einschiffen wollte. Das Mädchen, die Tochter eines wohlhabenden portugiesischen Juden, der als Kaufmann in Smyrna etablirt war, zeigte in der That so seltene Reize, daß man ihretwegen allein die elendeste Fischerbarke dem prächtigsten Dampfer vorziehen konnte. Sie war das Urbild einer wahrhaft orientalischen Schönheit, und von dem langen dunkeln Haar, welches, auf eigenthümliche Weise aufgebunden, das feine Oval ihres Gesichtes beschattete, bis zu den kleinen zierlichen Füßen in den gelben Maroquinschuhen mit den hohen Absätzen, war Alles so vollkommen an ihr, daß weder Maler noch Bildhauer das geringste Tadelhafte gefunden hätten. Genua ist wahrlich reich an stolzen Schönheiten unter seinen Frauen, aber wenn diese Smyrnaerin an der Seite ihres alten, weißbärtigen Vaters in unseren Speisesaal eintrat, konnte man stets auf ein lautes „quanto è bella“ der Bewunderung aus dem Munde der Italiener rechnen. Zwar beschränkte sich unsere Bekanntschaft bisher auf ein gegenseitiges stummes Grüßen, und auch mit dem Vater hatte ich nur einige französische Phrasen, die er schlecht genug radebrechte, gewechselt, aber mein Entschluß stand jetzt fest, wenn es nur irgend anginge, in so reizender Begleitung meine Fahrt zu unternehmen. Noch während der Tischzeit stand ich auf, um mich des Näheren durch Giuseppe, den „servo di piazza“ des Hôtels, dessen besonderer Gönnerschaft ich mich zu erfreuen hatte, zu versichern. „Si, si signore è vero,“ bejahte der schwarzbärtige Schelm meine Frage und fügte hinzu, daß die „bellissima signora“ sich morgen schon mit ihrem Vater einschiffen wolle. Auf mein hastiges Andringen, ob er den Namen des Schiffes wisse, schmunzelte er wohlgefällig und bemerkte mir, daß er Alles erfahre, was nicht allein im Hôtel, sondern in ganz „Genova“ vorgehe. Endlich bezeichnete er mir die neapolitanische Brigantine „La virgine dell' Annunziata“ als das Fahrzeug, was das Glück haben

sollte, die schöne Dame nach ihrer Heimath zu tragen. Daß Giuseppe nach solcher Nachricht die Hand aufhielt, um einige Bajochi für dieselbe zu erobern, konnte man ihm als Italiener nicht übel nehmen. Ich aber wußte jetzt genug und sprang die Stufen in den Speisesaal wieder zurück, um den so eben aufgetragenen köstlichen Seefisch „Merluzzo" mit Limonensaft nicht zu versäumen; die Absicht stand aber fest bei mir, wenn irgend möglich, ebenfalls mich der „Virgine dell' Annunziata" für die Fahrt nach Smyrna anzuvertrauen.

Mein Tischnachbar, dem ich meinen Plan mittheilte, fand denselben ganz natürlich. Er erzählte mir überdieß, daß ich auf diesem Schiffe noch eine andere Reisegesellschaft finden würde, die unter Umständen von größerem Nutzen für mich sein könne als die reizende Jüdin. Ein alter Pole nämlich, der die letzten Kriege als Hauptmann im sardinischen Heere gegen die Oesterreicher mitgefochten habe, jetzt aber verabschiedet worden sei, wolle mit seinem beständigen Begleiter, einem alten polnischen Corporal, sich auf dem nämlichen Fahrzeuge nach Smyrna einschiffen, um von dort aus in irgend einem asiatischen Heere sein ferneres Glück zu versuchen. Solche Reisegefährten mußten mir willkommen sein, denn komme was da wollte, so konnte ich hoffen, eine kräftige Stütze an denselben zu finden. Ein paar „Foglietten" mit süßem Cyperwein, den man im Gasthofe trefflich bekam, wurden von uns auf das Wohl meiner schönen Reisegefährtin und auf meine glückliche Reise geleert und auf meine Bitte begleitete der Offizier mich dann nach dem neapolitanischen Schiffe, mir dort mit seiner besseren Sprachkenntniß beim Abschluß des Vertrages behülflich zu sein.

„La Virgine dell' Annunziata," die schon auf der Rhede lag, da sie ihre Ladung vollständig eingenommen hatte, war eine Brigantine, die dem Anschein nach circa hundertsechzig bis hundertachtzig Tonnen Tragfähigkeit haben mochte. Das Schiff sah von außen gar nicht übel aus, und die hellrothen und hellbraunen Farben, mit denen es angestrichen war, schimmerten uns unter

dem Glanze der italienischen Sonne recht lustig entgegen. Daß das Tauwerk nicht in so regelmäßiger Ordnung war, wie man es bei deutschen, englischen, holländischen oder gar nordamerikanischen Fahrzeugen gewohnt ist, durfte bei einem süditalienischen Schiffe nicht verwundern. Eine ziemlich mangelhafte Schiffstreppe brachte uns bald auf das Verdeck, und mit echt italienischer Geschmeidigkeit, begleitet von einem unendlichen Wortschwall, empfing uns hier der Capitano des Schiffes. Die kleine, spindeldürre Gestalt desselben, in einen abgeschabten Frack gekleidet, sah eher einem halb verhungerten Schneider, wie einem wetterharten Schiffscapitän gleich, und konnte mir gerade kein sonderliches Zutrauen auf seine seemännische Tüchtigkeit einflößen. Doch „der Schein trügt" ja oft, dachte ich, und bei der Erinnerung an meine wunderschöne Reisegefährtin schwand gar bald der nicht ansprechende Eindruck, den mir dieser Lenker unserer Fahrt gemacht hatte. Hübsche, gewandte Bursche schienen mir die „Marinari" oder Matrosen des Schiffes zu sein, von denen sich ungefähr ein halbes Dutzend müßig auf dem Verdeck umhertrieb. Die brennendrothen phrygischen Mützen saßen verwogen auf den schwarzen Lockenköpfen, die dunkeln Augen blitzten gar lebhaft in den braungebrannten Gesichtern, aus denen die schneeweißen Zahnreihen bei dem fast beständigen Lachen der Burschen so hell hervorschimmerten. Weite farbige Hemden, auf der Brust ganz offen stehend, und kurze, weite Hosen von Leinwand, die oft nur bis an das Knie reichten, bildeten durchgängig die Tracht derselben.

Der Capitän, von dem Zweck unseres Kommens unterrichtet, wurde wo möglich noch höflicher, und nannte in einem Athemzuge fast uns zehnmal „illustrissimas Excellenzas," ja stieg allmälig sogar bis zum Fürstentitel hinauf. Mit welcher Redefertigkeit verstand er dabei die unzähligen Vorzüge seines Schiffes anzupreisen, wie geschickt die etwaigen kleinen Mängel desselben zu vertuschen! Es war seiner tausendfältig wiederholten Versicherung nach der beste Schnellsegler, der jemals den Spiegel

des Mittelmeeres durchschnitt, ein Meisterstück der neapolitanischen Schiffswerften, welches als Lustschiff zu besitzen selbst die englische Königin sich glücklich schätzen könne. Und nun gar die Matrosen desselben. Bessere Marinaris hätten nie den Hafendamm von Neapel betreten, die Auslese der neapolitanischen Jugend, die sich dem edlen Seefahrergewerbe widme, sei an seinem Bord.

Das Innere der Kajüte, die wir sogleich besahen, entsprach der prunkhaften Beschreibung des Capitäns gar wenig. Dürftigkeit, Schmutz und Unordnung waren hier überall zu Hause und die ganze Ausstattung derselben bestand aus einem gebrechlichen Tisch und einem halben Dutzend aus Rohr geflochtenen Stühlen. Eine kleine Nebenkajüte, auch nicht viel besser möblirt, war für die schöne Smyrnaerin bestimmt, deren Reize der schlaue Capitän ebenfalls nachdrücklich zu rühmen wußte, und dabei meinte, wenn er nicht ein überaus redlicher, gewissenhafter Mann wäre, so müsse er schon um einer solchen entzückenden Reisegefährtin willen die Passagepreise mindestens um die Hälfte erhöhen. Freilich bei ihm, einem Manne, der noch nie Jemanden auch nur um einen Bajocho vertheuert habe, könne so etwas nicht vorkommen.

Das Endresultat war dennoch, daß meine Ueberfahrt gerade um den vierten Theil der anfänglichen Forderung des Capitäns — eine einfache Schiffsbeköstigung am Tische desselben mit eingerechnet — ausbedungen ward. Man lernt in den italienischen Häfen wahrlich das Handeln, wenn man auch sonst noch so geringe Anlagen dazu hat. Nach geschlossenem Vertrage ward derselbe schriftlich in der Kajüte aufgesetzt und von dem Offizier und einem Steuermann des Schiffes, einem alten, verwitterten Genuesen, als Zeugen mit unterschrieben.

„Da dove venite Signore?“ fragte mich der Capitän jetzt, um sich zu erkundigen, aus welchem Lande sein neuer Passagier denn eigentlich stamme. Da ich im Voraus wußte, daß mein kleines Vaterland Mecklenburg dem Capitän völlig unbekannt

sein würde, das Wort „Tedesco“ aber jetzt bei den Italienern noch ziemlich verhaßt ist, obgleich sie immer „Tedesco“ wohl von einem „Austriaco“ unterscheiden, so antwortete ich, ich sei „Prussiano.“ Aber auch von Preußen hatte der edle Capitän nur sehr dunkle Vorstellungen, denn er forschte sorgfältig, ob dieß nicht das Land sei, welches der Kaiser von Oesterreich im vorigen Jahr erobert habe und wo es so kalt wäre, daß die Leute selbst im Juli noch einheizen müßten. — Einige Foglietten guten Weines wurden von uns noch in der Kajüte geleert, dann gab mir der Capitän die übliche „Caparra“ (Handgeld) als Unterpfand des abgeschlossenen Vertrages und sagte, ich möchte am nächsten Abend auf das Schiff kommen, da er in der darauf folgenden Morgendämmerung, in der sich gewöhnlich eine günstige Brise vom Lande her erhebt, absegeln wolle.

Der nächste Vormittag in Genua verging mit allen den nothwendigen Zurüstungen zur Reise, und mein Giuseppe mußte noch manche Gänge für mich laufen. Da es mit der Verpflegung am Bord gewiß sehr elend bestellt war, so wurden einige lange Salami-Würste, wie man sie in Genua trefflich bekommt, ein tüchtiger Schinken und ein halber Strachinokäse, um die Maccaroni damit zu würzen, dazu ein Dutzend Bottiglias mit gutem Wein von Orvietto, als Extra-Proviant eingekauft. Eine wollene Kotze und ein leinener Pfühl, hart mit Reisstroh ausgestopft, sollten das Nachtlager bilden, da ich mit Recht der Schlafkoje des neapolitanischen Schiffes wegen des dort nistenden Ungeziefers mancherei Art nicht traute. Meine Pistolen ließ ich noch gehörig nachsehen, damit sie vollkommen in Ordnung wären, meinen Säbel schärfte der Waffenschmied des in Genua liegenden Regiments, mit dessen Offizieren ich viel und gern verkehrt hatte, und so war ich denn zu meiner Fahrt vollkommen vorbereitet. Aber ich mußte ernste Vorstellungen über das thörichte Unternehmen, auf einem neapolitanischen Schiffe mit seiner schlechten Bemannung und Leitung eine längere Seereise anzutreten, von den Bekannten hören, bei denen ich mich verabschiedete.

„See söllt man sehen, mit dat elendiglich Volk sünd See düchtig anführt, dee Kierls sind Gott verdammie keenen Schilling wierth, wenn et störmt," sagte mir noch ein alter schleswig-holsteinscher Schiffscapiän, der mit seinem Schooner im Hafen lag und den ich bisweilen am Bord besucht hatte.

Doch über einmal gefaßte Entschlüsse Reue zu fühlen, ist nie meine Sache gewesen, und so lachte ich denn alle diese verspäteten Warner aus und versprach mir viel Abwechselung von der beabsichtigten Fahrt.

Das letzte Mittagsmahl am Lande, zu dem mich einige sardinische Offiziere eingeladen hatten, war ungemein heiter. Es ward viel über meine schöne Reisegefährtin gelacht und oft auf ihre Gesundheit wie auf meine „buon viaggio" getrunken. In der munteren Gesellschaft meiner Tischgefährten, die alle noch einmal die schöne Jüdin sehen wollten, sich aber arg getäuscht fanden, da diese sich schon in ihre Privatkajüte zurückgezogen hatte, fuhr ich endlich am Abend nach meiner „virgine" und rief dort allein bleibend meinen Begleitern den besten Dank und das letzte Adio nach.

Ein gar munteres Treiben herrschte am Bord, was mir wohl gefallen konnte. Ein halbnackter Marinaro, die rothe Schärpe um den Leib geschlungen, lehnte sich in malerischer Nachläßigkeit an den Mast und schlug das mit Schellen besetzte Tambourin, dessen Klänge mit einem eigenthümlichen, aber ganz wohlklingenden Gepfeife aus den zugespitzten Lippen begleitend. Nach dem Takte der einfachen Musik tanzten einige andere Matrosen, deren Kleidung nur aus Hemd und Hosen bestand, mit der ganzen südlichen Lebendigkeit der Neapolitaner, die Saltarella. Sechs bis acht der schwarzbärtigen Burschen — denn wie alle italienischen Fahrzeuge hatte unsere Brigantine eine unverhältnißmäßig starke Mannschaft — hatten um die Tänzer einen aufmerksamen Zuschauerkreis gebildet. Welch' ein Leben, welche Beweglichkeit zeigten sie in allen ihren Gesten. Das lachte und scherzte, und hüpfte und sprang, und wiegte den geschmeidigen

Körper auf den Hüften und schlug den Takt mit den braunen Händen oder stampfte mit den nackten Füßen auf den Verdeckplanken umher, und kein Glied am ganzen Leibe blieb auch nur einen Augenblick unbeweglich. So wie das Tänzerpaar ermüdet schien, gleich sprang ein anderes Paar von den Zuschauern an ihre Stelle, und auch der Tambourinschläger wechselte bisweilen. So ging es fort und fort, ohne daß Spiel und Tanz und sonstige Bewegung auch nur eine Sekunde aufhörten. Verwundert sah die Mannschaft einer oldenburgischen Brigg, die ebenfalls segelfertig dicht bei uns lag, dem lebendigen Treiben der Neapolitaner zu. Wie stets in ihre rothen oder blauen Frieshemden gekleidet, lehnten sich die derben, breitschultrigen Deutschen gegen die Brüstung, behaglich den Dampf aus ihren kleinen Pfeifen in den Abendhimmel blasend. Nichts als Ruhe und Phlegma war bei ihnen sichtbar, lange Minuten vergingen oft, bis nur ein oder der andere Matrose seinen Mund zu ein paar kurzen Worten zu öffnen sich bequemte. Der Unterschied zwischen Nord und Süd trat in den Bildern der beiden Nachbarschiffe auf's schärfste hervor.

„Wat dee Kierls dwatsch (närrisch) sünd, dat see üm nicks und wedder nicks wie dee Aapen (Affen) herumdanzen, ohne dat see man schmucke Dierns bie sich hebt," hörte ich einen der oldenburgischen Matrosen zu seinem Kameraden sagen, nachdem er lange schweigend dem Treiben der neapolitanischen Marinari zugesehen hatte.

Jetzt erschollen durch den stillen Abend die Geläute des Ave-Maria von den Thürmen Genuas zu uns herüber. So wie die ersten Töne desselben hörbar wurden, änderte sich plötzlich die Scene auf unserem Schiffe. Der Tambourinschläger schleuderte sein Tambourin fort, die Tänzer hielten mitten in der wildesten Bewegung inne, und Alle, ohne Ausnahme, stürzten auf die Kniee, zogen ihre rothen Mützen vom Kopfe und blieben unbeweglich in andächtig betender Stellung liegen, so lange das Geläute anhielt. Kaum war dasselbe verklungen, so nahm auch

die frühere Lustigkeit wieder ihren Anfang, die Schellen des Tambourins klingelten von Neuem, die Saltarella ward fortgesetzt.

Bald jedoch machte der Koch, der mit einem großen eisernen, von Außen sehr schwarz und rußig ausschauenden Topf erschien, dem Tanze ein Ende. Jubelnd und lachend kauerte und lagerte sich die gesammte Mannschaft im Kreise um den Topf, der mitten auf das Verdeck gestellt ward. Der älteste Matrose griff zuerst mit der bloßen Hand hinein und zog eine Ladung von Maccaroni, dieser Lieblingsspeise aller Süditaliener, hervor. Mit welcher Begierde ließ er dieselben in den weit geöffneten Mund hineingleiten, wobei er den Kopf weit zurücklegte, damit die Maccaroni besser hinunterschlüpfen konnten. Dem ersten Matrosen folgte der zweite, diesem der dritte und so fort und fort; in regelmäßiger Ordnung langte ein Jeder mit der ungewaschenen Hand in die Mahlzeit, zog den langen und ziemlich breiten Mehlfaden hervor, um ihn in seinem Schlunde verschwinden zu lassen, bis dann wieder der Nächste an die Reihe kam. Wie glänzten dabei die schwarzen Augen der Burschen vor Freude und Behagen, wie wohlgefällig schnalzten sie mit den Zungen, wie lustig plauderten und scherzten sie in den Pausen! Wahrlich, eine Gruppe Maccaroni essender neapolitanischer Marinari an einem schönen Sommerabend auf dem Verdeck ihres Schiffes, ist eins der am meisten charakteristischen Genrebilder, welches der Reisende in Italien sehen kann.

Während des Essens kam auch der Capitän, der sich seine letzten Papiere geholt hatte, wieder an Bord, mit ihm die übrigen Passagiere, die außer dem Smyrnaer Kaufmann mit uns fuhren. Es waren dies die schon erwähnten Polen und ein dicker Dominikaner-Prior, der, ich weiß nicht in welchem Auftrage, nach Jerusalem wollte. Der polnische Hauptmann, dessen nähere Bekanntschaft ich sogleich machte, war ein echter Soldat, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er schon manchen blutigen Kampf mitgeschlagen, manch hartes Ungemach ertragen hatte. Weißgrau war zwar schon Kopfhaar, Schnurr-

und Knebelbart desselben, aber fest und sehnig der große, schlanke Körper, blitzend das Auge in dem scharfgeschnittenen, hageren Gesicht. Er war, wie er mir später erzählte, schon mehrere Jahre vor dem Ausbruch des polnischen Krieges von 1830 Offizier in einem polnischen Regiment gewesen und hatte dann, wie alle seine Unglücksgefährten heimathlos umherirrend, in Belgien, Portugal, Spanien und jetzt in Sardinien gedient, wie er denn auch ein spanisches, portugiesisches und sardinisches Ordensband trug. Derartiger Zuwachs zu unserer Reisegesellschaft war wirklich eine große Annehmlichkeit, denn der Hauptmann zeigte sich ebenso sehr als liebenswürdigen und unterrichteten Gesellschafter, wie man das Vertrauen zu ihm hegen durfte, daß er bei eintretenden Unfällen oder Gefahren seinen Platz vollkommen ausfüllen würde. Seine Kaltblütigkeit und Erfahrenheit hat auch später wesentlich dazu beigetragen, uns Allen das Leben zu retten.

Des Hauptmanns steter Gefährte, der allen seinen Kriegsfahrten mit der Treue eines Hundes gefolgt war und zuletzt als Unteroffizier bei den sardinischen Lanzenreitern gegen die Oesterreicher gefochten hatte, war ein Kosak, am Don geboren, und hieß Iwanowitsch. Auf welche Weise derselbe zu dem Hauptmann gekommen war, weiß ich nicht, jetzt begleitete er denselben schon an zweiundzwanzig Jahre, d. h. seit dem Ausmarsch aus Polen. Der Kosak war wirklich von einer entsetzlichen Häßlichkeit und ich mußte mich förmlich an sein Gesicht gewöhnen, bevor ich ihn ohne Widerwillen ansehen konnte. Ein fuchsrother, struppiger Bart hing von dem breiten, ganz von Blatternarben zerfurchten Gesicht bis auf die halbe Brust herab. Die Nase war von einem Kolbenschlag völlig breit gedrückt, das eine Auge schielte furchtbar, während über das Augenlied des anderen eine breite Narbe, die auch quer über den ganzen Schädel ging, sich hinzog; die Figur war klein, aber ungemein breitschulterig, die Beine von vielem Reiten in früher Jugend fast wie bei einem alten, mürrischen Dachshunde — woran Iwano-

witsch mich überhaupt stets erinnerte — gekrümmt. Dabei hatte er aber eine herkulische Stärke, und ich sah einst, wie er eine große Tonne, welche zu heben drei neapolitanische Matrosen vergebens sich bemühten, ohne Weiteres allein emporhob und forttrug, ohne daß man ihm nur die mindeste Mühe dabei anmerkte. Auch alle anderen Eigenschaften eines trefflichen Feldsoldaten besaß der alte Kosak im höchsten Grade. Er war beherzt und unerschütterlich kaltblütig, dabei wachsam, listig und durchaus unempfindlich gegen jegliche Ungunst der Witterung. Seinem Herrn war er mit blinder Anhänglichkeit ergeben und hätte gewiß auch nicht das mindeste Bedenken getragen, jeden Befehl desselben ohne Säumen auszuführen. Er war uns Allen mehrmals von dem größten Nutzen, daher ich seine eigenthümliche Persönlichkeit hier näher beschrieben habe. Mit den neapolitanischen Matrosen stand er vom ersten Tage unserer Fahrt an auf feindseligem Fuß. Diese nannten ihn einen „maledetto gettatore“ (verfluchten Schieler), behaupteten, seine Gegenwart bringe uns Unglück, und hätten ihn bei einer folgenden Veranlassung gerne über Bord geworfen, wenn sie nur nicht ängstliche Furcht vor seiner Stärke gehabt hätten.

Unser dritte Reisegefährte, der Dominikaner, war ein guter, dicker Mann, der mit Appetit aß und noch lieber trank und stets, außer als ihn bei unserem Schiffbruch die Todesgefahr übermannte, von heiterer Laune sich zeigte. Da er als geborner Walliser fertig französisch sprach, so hatte ich in den ersten Tagen unserer Fahrt manchen scherzhaften Streit, besonders über religiöse Fragen, mit ihm. Aeußerlich entwickelte er dabei viel Eifer und wollte mich Unwürdigen gar gern in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Er meinte, ich müsse sonst als Ketzer so und so viel tausend Jahre im Fegfeuer schmoren, wobei ich ihn denn immer lachend einlud, mir Gesellschaft zu leisten. In seinem Innern war er aber ein ziemlich klar denkender Mensch, der gar nicht von großer Intoleranz gegen Andersgläubige beseelt sich zeigte. Gleiches wird man übrigens

sehr oft bei den höher gebildeten italienischen Klostergeistlichen finden, wie denn überhaupt ein großer Theil der Männer in Oberitalien, die den aufgeklärten Ständen angehören, in allen religiösen Dingen oft sehr freigeistig sich äußern.

Nach Ankunft des Capitäns begannen der polnische Hauptmann, der Dominikaner und ich, denen gemeinschaftlich die Hauptkajüte angewiesen war, unsere Einrichtungen in derselben zu treffen. Viel Zeit nahmen dieselben gerade nicht in Anspruch, denn sie waren sehr einfach und nicht für verwöhnte Reisende berechnet. Jeder von uns warf seinen Strohsack in eine Ecke, legte die Decke darauf und so war das Nachtlager fertig, dem nur der etwas verweichlichte Dominikaner noch einige Kissen und seidene Decken hinzufügte. Unser einziger Tisch mußte für uns alle drei als Waschtisch, Frühstücks-, Mittags-, Spiel- und Schreibtisch dienen und war daher stets besetzt. Als Aufwärter hatten wir den jüngsten Schiffsjungen, einen kostbaren Gassenbuben Neapels. Immerfort lustig, singend und springend, voll Schelmenstreiche, rasch und gewandt, dabei aber lügnerisch, naschhaft und von einer Unreinlichkeit, die wirklich ins Komische ging. Er hatte nämlich einen so merkwürdigen Abscheu vor dem Wasser, daß er selbst durch das Versprechen von einigen Bajochi, so sehr ihn diese auch anlockten, nicht dahin zu bringen war, sein nußfarbenes, schmutziges und doch von Gesundheit strotzendes Gesicht in ein Becken zu tauchen. Es war, als wenn eine Ahnung ihm sagte, daß er im Wasser seinen baldigen Tod finden sollte, denn als uns einige Tage darauf ein heftiger Windstoß den Hauptmast brach, ward der Junge nebst noch drei Matrosen in das stürmische Meer geschleudert, wo sie rettungslos ertrinken mußten.

Noch graute am anderen Morgen kaum die Dämmerung, so weckte mich schon das Getrampel der über unsern Köpfen auf dem Verdeck hin- und herlaufenden Matrosen aus dem Schlaf. Rasch eilte ich mit dem Hauptmann aus der etwas beengten Kajüte, in der unser guter Padre noch fest schnarchend ruhte,

auf das Verdeck. Gleich einem feurigen Meteor in unbeschreiblicher Farbengluth stieg die Sonne so eben aus dem Meere empor, einen goldigen und rosigen Schimmer über die silberblauen Fluthen desselben verbreitend, die leise von der Landbrise gekräuselt wurden. Herrlich in der reinen, klaren Morgenluft lag „Genova la superba“ mit seinen hohen Kirchthürmen und stolzen Palästen noch vor uns, und wohl konnte ich in diesem Augenblick aufs Neue begreifen, mit welchem Rechte diese Stadt ihren stolzen Beinamen trägt. Reges Leben mannigfacher Art herrschte schon in dem von Masten starrenden Hafen und zahllose kleine wie größere Fischernachen benutzten den günstigen Landwind, um mit ausgespannten Segeln dem Meere zuzufliegen. Auch die in unserer Nähe liegenden Kauffahrer fingen bald an die Anker aufzuwinden und die Segel zu spannen, bei welchen Geschäften auch unsere sämmtlichen Matrosen schon thätig sich zeigten. Wie schlechte Seeleute, trotz ihres hübschen, munteren, frischen Aussehens dieselben waren, bewies sich schon hier im Hafen. Das war ein Geschrei, ein Durcheinanderlaufen, ein Fragen und Antworten, und Fluchen und Schimpfen, als wenn Wunder was für gefährliche oder schwierige Arbeit gethan werden sollte. Das größte englische Linienschiff wäre in dem Viertheil der Zeit segelfertiger gewesen wie unsere kleine Brigantine, trotzdem, daß dieselbe für ihre Größe doppelt so stark bemannt war wie ein norddeutsches Schiff. Als einen überaus drolligen Kerl stellte sich dabei der kleine, rothnasige Capitän dar, der, wie man sogleich merken konnte, ein ungemein schlechter Seemann war und nichts wie eitel Verwirrung zu Wege brachte. Der einzige, tüchtige Mann schien der alte Genuese, der als Steuermann diente, zu sein, wie auch ein Matrose, ein Calabrese, Proben von Kraft und Geschicklichkeit ablegte. Viel ruhiger und bedächtiger, dabei aber doch förderlicher, ging es auf unserer Nachbarin, der oldenburgischen Brigg, zu. In festem Takte sangen die Matrosen an der Ankerwinde ihr „Ho — i, Ho — i,“ und auch die Arbeit in den Masten

ward ordentlich und rasch gethan. Obgleich die deutsche Brigg im Verhältniß ungleich weniger Mannschaft wie unser Schiff zählte, ward sie doch viel schneller fertig und ging weit früher in See als wir. Als unsere „Virgine" übrigens endlich in Gang kam, überholte sie den Oldenburger gar bald, da sie vor dem Winde sich als ein trefflicher Segler bewies, dazu auch nicht volle Ladung hatte und mithin nicht tief im Wasser lief. Bald nachdem wir unter Segel waren, erschien auch die schöne Smyrnaerin mit ihrem Vater auf dem Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. Das Mädchen war wirklich wunderschön! Jetzt unter Gottes freiem Himmel, von der goldenen Morgensonne hell beleuchtet, erschienen ihre Reize noch strahlender, wie früher in dem mit Jalousieen verdunkelten Speisesaal des Hôtels.

„Oh dio mio, quanto e bella, quanto e bella!" konnte man jetzt auch auf unserem Schiffe häufig vernehmen, und in der That verdiente sie diese Ausrufungen unwillkürlichen Entzückens von Seiten der leicht erregbaren Italiener. Unser Leben auf dem Verdeck, wo wir unter einem ausgespannten Segeldach den ganzen lieben Tag zubrachten, gestaltete sich bald als ein harmlos ungezwungenes und ziemlich behagliches. Die schöne Jüdin saß meist nach orientalischer Sitte mit untergeschlagenen Füßen auf einem Polsterkissen, spielte hie und da eine Art von Guitarre oder eigentlich Mandoline, oder beschäftigte sich damit, aus bunten Glasperlen Stickereien zu arbeiten. Meine Unterhaltung mit ihr war leider sehr mangelhaft, da sie nur Portugiesisch und sehr gebrochen Italienisch sprach. Ich beneidete daher oft den alten polnischen Hauptmann, der sich so ziemlich in ersterer Sprache mit dem Mädchen unterhalten konnte. Auch mit ihrem Vater, einer echt jüdischen Physiognomie mit langem, weißem Bart, sprach ich nur wenig, da er ziemlich wortkarg war und am liebsten seine Zeit mit Lesen in hebräischen Gebetbüchern oder mit Rechnen und Notiren von Zahlen in seinem Tagebuche verbrachte. Viel und gern dagegen plauderte ich mit dem Polen, der recht gut deutsch verstand und mir allerlei inter-

essante Begebenheiten aus seinem thatenreichen, abenteuerlichen Leben zu erzählen wußte. Der glühendste Haß gegen Rußland und die unzerstörbare Hoffnung auf endliche Herstellung eines freien Polenreiches sprach aus jedem Worte dieses vielgeprüften Mannes. Mag man nun sonst der Freund oder Feind der Polen sein, die unerschütterliche Ausdauer und nie rastende Aufopferung, welche so viele derselben für die Herstellung ihres geliebten Vaterlandes bewiesen haben, wird man stets ehren, ja selbst bewundern müssen. Mit dem guten Domiuicaner stritt ich, wie erwähnt, über religiöse Dinge, ließ mir Aufschlüsse über das Klosterleben von ihm geben, was er gut konnte, da er mehrere Jahre Prior eines größeren Klosters gewesen war, oder spielte auch, wenn wir Beide nicht mehr sprechen mochten, Domino mit ihm, an welcher Partie der polnische Hauptmann auch oft Theil nahm. Anziehende Unterhaltung gewährte es mir ferner, das Treiben unserer Mannschaft zu beobachten. Da wir sehr zahlreiche Hände am Bord hatten, die Reinigung des Schiffes aber auch nur sehr oberflächlich betrieben ward, so hatten die Burschen Zeit genug zu einem üppigen Genuß des „dolce far niente.“ Viele Stunden konnten sie müßig auf dem Verdeck umherliegen und mit den lebhaften dunkeln Augen in den blauen Himmel starren. Lagen sie nicht in solcher Weise umher, so ward häufig mit der vulkanischen Leidenschaftlichkeit echter Neapolitaner das beliebte „Morra“ gespielt, und ganze Vormittage saß oft so ein unermüdliches Spielerpaar sich gegenüber, fortwährend mit den gespreizten Händen vor den Nasen umherfahrend und in gellendem Tone die Zahlen ausrufend. Arbeiteten die Matrosen unseres Schiffes ungleich weniger als unsere norddeutschen Leute, so waren sie dafür auch viel genügsamer in ihren Mahlzeiten. Fleisch ward gar nicht für sie am Bord geführt, gekochter Reis, getrocknete Oliven, die beliebten Maccaroni, hie und da kleine gesalzene oder frisch gefangene Seefische, bildeten ihre einzige Nahrung. Zu ihren kleinen Portionen erhielten sie täglich überdies einen Becher voll schlechten

und sehr wohlfeilen Landweins. Bei aller Mäßigkeit aber waren sie doch so lustig und vergnügt, und tanzten jeden Abend ihre „Saltarella“ mit einem Feuer und einer Lebhaftigkeit, daß es mir Freude war, ihnen dabei zuzuschauen. Unsere Beköstigung war übrigens den Umständen nach ganz zufriedenstellend. Sehr gute Maccaroni und eben solchen Reis, dazu trinkbare Chocolade bekamen wir vom Capitän geliefert, und unsere eigenen Proviantvorräthe an Wein, Schinken, Wurst und Käse ergänzten vollkommen das Uebrige.

So waren wir bei ziemlich günstigem Wind schon drei Tage fortgesegelt und es war Hoffnung vorhanden, in ungefähr acht bis zehn Tagen glücklich in den Hafen von Smyrna einzulaufen. Man hatte bisher alle Ursache, sich zu der Reise Glück zu wünschen. Ein altes Sprüchwort aber, dessen Richtigkeit ich diesmal, wie schon so oft, anerkennen mußte, sagt: „daß man den Tag nie vor dem Abend loben solle.“

Schon am Nachmittage des dritten Tages sprang der Wind stoßweise und ziemlich häufig um, so daß unsere Matrosen zu ihrem großen Mißvergnügen oft in die Masten hinauf mußten, die Segel anders zu stellen. Auch die Sonne ging am Abend mit einem eigenthümlich schwefelgelben Schein unter, den der alte genuesische Steuermann längere Zeit mit bedenklichem Kopfschütteln betrachtete. Wir Passagiere in unserer Kajüte sprachen zwar beim Niederlegen noch über die Möglichkeit eines nahen Sturmes, den gut zu bestehen unsere Schiffsmannschaft uns gar nicht recht geeignet schien, doch scherzten und lachten zuletzt wir unsere Besorgniß darüber fort. Der gute Padre, dem übrigens gar nicht recht wohl bei dem Gedanken an ein tüchtiges Unwetter zu sein schien, mußte mir endlich noch die Absolution versprechen, im Fall wir ohne Weiteres von den Wellen verschlungen werden sollten. Er machte zwar gute Miene zum bösen Spiel, doch konnte man seinen Scherzen jetzt schon das Gezwungene deutlich anmerken, trotzdem daß er seine Foglietta heute Abend wiederholt leerte.

Gegen Mitternacht ungefähr weckte mich ein heftiges Schwanken des Schiffes aus meinem unruhigen Schlummer auf. Die Hängelampe, die in unserer Kajüte brannte, war von dem heftigen Schwanken wahrscheinlich erloschen und dichte Finsterniß herrschte in dem engen Raum. Nicht ohne Anstrengung, so arg rollte das Schiff hin und her, richtete ich mich auf und suchte herumtappend die Kajütenthür, die auf die Verdeckstreppe sich öffnete, zu erreichen. Schon war ich ihr nahe gekommen, da machte das Fahrzeug wieder eine heftige Seitenbewegung. Ich verlor das Gleichgewicht, stolperte und fiel der Länge nach auf den ruhig fortschnarchenden Mönch. Mit durchdringendem Geschrei in Folge der schweren Last, die sich so plötzlich gar unsanft auf seinen dicken Körper niederstürzte, schreckte dieser aus dem Schlafe empor und ermunterte dadurch den ebenfalls noch schlafenden Hauptmann. Lachend wälzte ich mich von dem Geistlichen hinweg, wobei dessen lang hervorstechende Nase in eine bedauerliche Berührung mit meinem Ellbogen gerieth, und suchte ihm unter Entschuldigungen die Ursache meines Mißgeschickes zu erklären. Der Hauptmann, der eine kleine Laterne nebst Feuerzeug bei sich stehen hatte, bestrebte sich Licht anzumachen, was ihm nach einiger Mühe gelang. In der hellen Kajüte war das Gehen beträchtlich leichter als vorhin in der dunkelen, und so gelangten wir denn jetzt Beide zur Thür, während der Mönch, dem wir zu seiner Beruhigung die Laterne zurückließen, auf seinem Lager niederkniete und mit Lippen, die vor Furcht zitterten, seinen Rosenkranz zu beten anfing.

„La terribilissima burasca in questa notte, Signori!“ rief uns auf dem Verdeck der Capitän entgegen. Er war dort mit der gesammten Mannschaft in Thätigkeit. Und wahrlich, es stürmte ganz artig, obgleich der alte Genuese verächtlich zu dem Angstausdrucke des Capitäns lachte, und dazu bemerkte, dies sei nur der Anfang, wahrscheinlich würde es bald noch weit ärger kommen. Die Untauglichkeit und Nutzlosigkeit unseres Capitäns verrieth sich übrigens jetzt und

in Kurzem immer mehr und mehr. Derselbe wußte kaum, was er den Matrosen befehlen sollte, traf die confusesten Anordnungen, jammerte und wehklagte in einem fort und überließ endlich die weiteren Verfügungen dem alten genuesischen Steuermann, der sich während der ganzen Fahrt als ein sehr fähiger und kaltblütiger Seemann bewies; daß unsere „Marinari“ übrigens den schlechten Ruf, den die Neapolitaner im Allgemeinen als Matrosen genießen, vollkommen rechtfertigten, war eben so unverkennbar. Die sonst so munteren Burschen waren jetzt überaus still und niedergeschlagen, stiegen mit großer Aengstlichkeit in die Masten, um die Segel theils einzuziehen oder sie doch doppelt zu reffen, und verrichteten ihre Arbeit überdies so ungeschickt und langsam als möglich. Die schwierigsten Plätze mußte der Steuermann selbst oder der schon erwähnte Calabrese einnehmen, die übrigen Matrosen waren zu zaghaft dazu. Solch eine üble Mannschaft am Bord zu haben, war für uns eine gar wenig tröstliche Aussicht, und jetzt zum ersten Male war mir der Gedanke klar, daß es ein ziemlich starker Leichtsinn gewesen, gerade ein neapolitanisches Schiff zu meiner Fahrt nach Smyrna auszuwählen. Es ist nur Schade, daß einem die Einsicht gewöhnlich erst kommt, wenn es zu spät ist.

Auf dem Verdeck, wo der polnische Hauptmann und ich übrigens den ganzen Rest der Nacht zubrachten, hatte man sonst ein prächtiges Schauspiel. Tiefschwarz war der Himmel, während die mächtigen Wellen des aufgeregten Meeres mit silbernem Schaum verbrämt erschienen. Als sei es eine leichte Nußschaale, so ward unsere Brigantine hin- und hergeschleudert, und nur mit Mühe und indem man sich an einen festen Gegenstand anklammerte, konnte man sich aufrecht stehend erhalten; dabei spritzte der Schaum der sich brechenden Wellen von allen Seiten hoch auf das Verdeck und durchnäßte uns so, daß wir schon in der ersten Minute keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Trotz dieser Nässe war es übrigens nicht kalt,

sondern der Wind, der von Afrika herblies, hatte im Gegentheil einen sehr warmen Hauch.

Mit der anbrechenden Morgendämmerung schien die Gewalt des Sturmes sich immer mehr zu steigern statt abzunehmen. Von der Sonne selbst war nichts zu sehen und nur die wachsende Helle verkündete ihren Aufgang. Mit dicken, bleigrauen Wolken war der Himmel rings verhängt und fast ebenso graufarbig, nur an den Köpfen mit weißem Gisch bedeckt, zeigten sich die höher und höher rollenden Wellen des Meeres. In unserer Kajüte, wohin ich jetzt einen Augenblick ging, um etwas Wein und Schinken für mich und den Polen zum Frühstück zu holen — denn wegen des heftigen Schwankens des Schiffes war es unmöglich Feuer anzuzünden — zeigte sich mir ein tragikomischer Anblick. Der Schrecken und die Seekrankheit, welche sich jetzt bei ihm einzustellen begann, hatten unsern guten Dominicaner in einen gar kläglichen Zustand versetzt. Sein volles, rothes, fröhliches Gesicht war aschfarbig und fast verzerrt. Gesenkt auf die Brust hing das feiste Kinn herab, geschlossen waren die lustig blitzenden Aeuglein. Eine Reliquie in goldener Kapsel zwischen den zum Gebet gefalteten Händen haltend, hatte er sich in eine Ecke der Kajüte gedrückt, und nur ein häufiges Stöhnen und lautes Anrufen aller möglichen Heiligen zum Schutz für unsere Fahrt, mit Verwünschungen seiner Thorheit vermischt, daß er sich auf so ein gefährliches Element, wie das Meer sei, gewagt habe, legte Zeugniß ab, daß in seinem armen Körper noch Leben sei.

„Um der Seele des heiligen Antonio Willen — einen Becher Orvietowein! Ich befinde mich in einem Zustande der äußersten Verzweiflung!“ rief er mir flehend zu, als ich ihn nach seinem Wohlsein fragte.

„Wollen wir uns nicht ein wenig über das Fegefeuer unterhalten? Und darüber, ob ich als Ketzer, der durchaus nicht an den heiligen Antonius glaubt, in den Himmel komme, wenn es hier zu Ende geht?“ antwortete ich ihm.

Der gute Padre war aber viel zu übel daran, um auf meine Späße einzugehen. Er meinte, ich sollte ihm nur schnell von unserem Orvieto geben, damit sein armer Körper die Kraft behalte, der unsterblichen Seele noch länger zum Gefäße zu dienen. Was er von geistlichen Gnaden zu spenden habe, das wolle er bei solchem Wetter Niemanden verweigern und auch mir nicht — dem verirrten Schaafe der Kirche.

Solchen Bitten und Versprechungen war denn nicht zu widerstehen, und auf Händen und Füßen kriechend, denn aufrecht kam ich auch mit meiner Flasche nicht mehr vorwärts, brachte ich ihm den Wein und setzte ihm die Flasche an den Mund, die er begierig in langen Zügen leerte.

Auch der jüdische Kaufmann aus Smyrna erschien in unserer Kajüte und zeigte sich schwer betroffen und furchtsam, obgleich er von der Seekrankheit nichts zu leiden hatte. Viel muthiger und gefaßter als der Vater bewies sich dagegen sowohl jetzt wie auch später, wo die eigentliche Gefahr erst begann, seine schöne Tochter.

Auf dem Verdeck, wohin ich bald wieder kroch, heulte der Sturm, der von Stunde zu Stunde heftiger ward, jetzt überlaut, und nur mit äußerster Mühe war es möglich, oben festen Fuß zu fassen. Unsere Matrosen waren bereits größtentheils verzagt, hatten Lust die Arbeit zu verweigern und wurden einzig durch die Befehle und Drohungen des Steuermannes, vor dem sie großen Respect hegten, bei ihrer Pflicht erhalten. Freilich übte das feige Beispiel des elenden Capitäns den verderblichen Einfluß auf ihre Entmuthigung aus, denn statt auf dem Verdeck den Befehl zu führen, wie es sich gebührte, war der Schuft in die Matrosenkajüte gekrochen und lag dort knieend vor einem Heiligenbild, alle möglichen Gebete die ihm die Angst eingab herplärrend. Einen erbärmlicheren Schiffscapitän wie diesen Menschen, der seine Stelle auch nur erhalten haben sollte, weil er der uneheliche Sohn irgend eines neapolitanischen „Ducas" war, hat, glaube ich, selbst das Mittelmeer noch nie getragen.

Da der Wind bis gegen Mittag noch fortwährend an Ungestüm zunahm, so daß er fast in einen förmlichen Orkan überzugehen Miene machte, gab der Steuermann den Befehl, daß auch die wenigen, schon stark gerefften Segel, die wir noch am Hauptmast führten, gänzlich eingezogen werden sollten. Außer dem calabresischen Matrosen, der ein kühner Seemann war und sich bei allen Arbeiten stets als der brauchbarste zeigte, wollte Keiner auf den Mast. Schließlich kletterten nebst dem Calabresen endlich doch die zwei Muthigsten und Gewandtesten der Neapolitaner und der kleine Schiffsjunge, ein kecker, wagehalsiger Bursche wie er war, hinan, den Auftrag zu vollziehen. Die Leute hatten sich eben auf der Hauptraa ausgelegt, das Segel einzuholen, was allerdings eine eben so mühselige wie gefährliche Arbeit war, als plötzlich eine ungeheure Welle sich hinten am Steuerruder brach und dies aus den Angeln renkte. In demselben Augenblick lief das Schiff, welches keiner Lenkung mehr gehorchte, auf dem Wind, und mit einem so starken Gekrache, als würde eine Kanone abgebrannt, stürzte der Hauptmast mit allen darauf befindlichen Matrosen über Bord. Keinen der Menschen sahen wir wieder auftauchen, das Meer hatte Alle augenblicklich unrettbar in seinen feuchten Tiefen verschlungen. Das war ein furchtbarer Augenblick und jetzt erst waren wir in großer Lebensgefahr. Aehnlich einem Kreisel drehte sich das steuerlose Fahrzeug umher, ganz ein Spielball der wildtobenden Wellen. Unsere Matrosen hatten, nach dem heillosen Untergange ihrer besten Kameraden, völlig den Kopf verloren. Laut jammernd und schreiend und sich dem Schutze des gesammten katholischen Himmels empfehlend, wollten sie in ihre Kajüte flüchten. Der Geschicklichkeit des Steuermannes allein und der erstaunlichen Energie des polnischen Hauptmanns sowie seines Begleiters, sollten wir unsere Rettung verdanken.

Mit einem Satze nämlich sprang der Hauptmann vor die Treppe, die zur Matrosen-Kajüte führte und versperrte den Eingang dahin. Gewaltsam wollte ein Matrose dieselbe öffnen,

aber unter einem zornwüthigen „Maledetto figlio d'un cane“ (verfluchter Sohn einer Hündin) hieb der Hauptmann dem Burschen mit dem Kolben seiner Pistole, die er aus der Tasche gezogen hatte, in das Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase rann. Zugleich spannte er den Hahn einer anderen Pistole, hielt deren Mündung den scheu zurückweichenden Matrosen vor und verkündete ihnen mit einem wilden Fluche, daß er bestimmt Jeden auf der Stelle erschießen würde, der sich auch nur einen Augenblick weigere seine Schuldigkeit zu thun und den Befehlen des Steuermanns auf das Pünktlichste zu gehorchen.

Mit Hülfe des Iwannowitsch und des Zimmermanns hatte der Steuermann während der Strafrede des Hauptmanns das Ruder nothdürftig befestigt, so daß das Schiff wieder wenigstens einigermaßen gesteuert werden konnte, was unsere Gefahr für den Augenblick etwas verminderte. Eine neue Schreckensnachricht aber stand bevor. Nachdem er zwei Matrosen an das Steuerruder gestellt hatte, denen der Hauptmann seinen gleichfalls mit einer Pistole bewaffneten Iwannowitsch als Wache beigab, war der Steuermann in den unteren Raum gestiegen, dort einen Leck, den wir bekommen hatten, zu untersuchen. Leider fand sich, daß derselbe ein sehr bedeutender war und unsere Brigantine viel Wasser zog. Mit gewöhnlicher italienischer Liederlichkeit in solchen Dingen war unsere Ladung nicht gehörig fest gestaut worden. So war's geschehen, daß das Rohr einer ziemlich großen Kanone, die, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, nach Smyrna bestimmt war, los kam. Sie war bei den heftigen Bewegungen im Raume hin- und hergekollert worden und hatte ein beträchtliches Loch in die Planken gestoßen.

Auf diese Kunde erhoben die meisten unserer Matrosen abermals ihr Zetergeschrei, entsagten der Arbeit und suchten ihr Heil im Gebet.

„Corpo di Bacco, — ihr verdammten Buben, glaubt ihr, daß ich in eurem elenden Kasten so ohne Weiteres ertrinken will? Arbeiten sollt ihr an den Pumpen, daß euch das Blut

aus den Nägeln schwitzt, oder ich schmettere euch mit meinen Pistolen das Gehirn aus euren schuftigen Köpfen, daß ihr sofort zur Hölle fahrt. Heult eure Gebete und wendet euch an eure Heiligen, wenn ihr am Lande seid. Jetzt sollt ihr arbeiten. Beim Blute des Erlösers, ihr sollt's!" So donnerte der Hauptmann in italienischer Sprache, die er aus seiner Dienstzeit im sardinischen Heere vollkommen geläufig sprach, die Matrosen an und streckte ihnen seine geladenen Pistolen drohend mit beiden Händen entgegen. Seine Entschiedenheit verfehlte denn ihren Zweck auch dießmal nicht, und obgleich einige Matrosen murrten und schalten, so wagte doch Keiner eine ernstliche Widersetzlichkeit.

Was mich selbst betrifft, so wies mich der Hauptmann an, mit der Mehrzahl der Matrosen an der Pumpe zu arbeiten, um diese im unausgesetzten Gang zu erhalten. Es war dieß das einzige Mittel um uns zu retten. Ein Drittheil der Matrosen durfte ich abwechselnd ausruhen lassen, die Uebrigen aber mußten in steter angestrengter Thätigkeit bleiben. In der Aufsicht darüber sollten Iwannowitsch und ich einander ablösen. Die Führung des Steuerruders und die sonstige Arbeit auf dem Verdeck übernahm der Steuermann mit noch zwei Matrosen. Der Hauptmann aber wollte sich mit dem Zimmermann in den unteren Raum begeben, um wo möglich die noch immer hin- und herrollende Kanone festzulegen und dann zu versuchen, den Leck so gut wie möglich zu verstopfen. Es war dieß die gefährlichste Aufgabe, da das schwere Rohr noch immer bei jeder Schwankung hin- und herschlug und sicher den Fuß zerquetschte, den es erreichte. Ihm aber auszuweichen war in dem engen, dunkeln Raum und bei der hüpfenden Bewegung des Schiffes wahrlich keine leichte Sache.

„Ich werde Ihnen noch eine Unterstützung an dem Padre und dem jüdischen Kaufmann schicken. Denn es hilft nichts, es müssen jetzt Alle an's Werk, wenn wir nicht kläglich verderben wollen," sprach der Pole. In demselben Augenblick kam auch

Iwannowitsch, den jämmerlichen Schiffscapitän, den er unten aus der Kajüte geholt hatte, am Ohr hinter sich herziehend.

„Maledetto galeotto, (Galeerensträfling) willst du elender Hund nicht arbeiten? Glaubst du Schuft, daß wir deiner Faulheit wegen wie die Ratzen ersaufen sollen? Verdammt will ich sein, wenn ich dich nicht vorher aufknüpfe, du Dreckseele.“ Mit dieser sanften Anrede empfing der erzürnte Hauptmann den zitternden Capitän, stieß ihn mit dem Fuße die Treppe hinunter und befahl ihm mit an die Pumpen zu treten.

Die Arbeit auf dem beschränkten Platze, wo die Pumpe stand, war ungemein beschwerlich. Wir theilten nach der Taschenuhr die Zeit in halbe Stunden ab, und die Matrosen sammt dem Capitän mußten stets eine Stunde pumpen, bis sie dann wieder eine halbe Stunde ausruhen durften, ohne sich jedoch dabei zu entfernen.

Iwannowitsch und ich wechselten von halber zu halber Stunde ab. Während der Eine pumpte, stand der Andere mit der geladenen Pistole in der Hand als Wache daneben. Der Dominikanermönch und der alte Kaufmann aus Smyrna, Beide ebenfalls von dem Hauptmann mit kurzen Worten an die Pumpe getrieben, lösten sich von halber zu halber Stunde ab. Ihr Betragen dabei war sehr komisch, und obgleich es weder mir noch sanst Jemanden auf dem Schiffe besonders scherzhaft zu Muthe war, konnte ich doch den Blick nicht auf sie richten, ohne im Stillen über sie zu lachen. Der Jude und der Dominikaner-Prior, Beide durch die gleiche Noth zur nämlichen Arbeit gezwungen, bildeten ein seltenes Paar. Der dicke Padre schien im Schweiß zerfließen zu wollen, obgleich er ein Kleidungsstück nach dem anderen abwarf und zuletzt nicht besser wie der zerlumpteste neapolitanische Matrose bedeckt war. Dabei faßten die weißen, wohlgepflegten Hände den Pumpenschwengel sehr ungeschickt, und die kurzen, ungelenken Arme wollten sich gar nicht in die taktmäßige Bewegung des Auf- und Niederziehens fügen. Und wie kläglich seufzte und stöhnte der gute Padre bald ein

halblautes „Oh dio mio!“ oder „Oh misericordia!“ oder ein „Sancta Maria, ora pro nobis.“

Viel gefaßter arbeitete im Ganzen der kleine, hagere Israelit, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte. Seine körperliche Beschaffenheit erleichterte ihm die Ausdauer in dem heißen Raum, denn er trug gewiß keine Unze Fett an seinem ganzen Körper. Daß übrigens sowohl der Padre wie der Jude mit ihren schwachen, ungeübten Kräften gerade nicht allzuviel an der Pumpe förderten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Aber schon des Beispieles für die übrigen Matrosen wegen war es von dem größten Nutzen, daß auch diese beiden Passagiere mit an der Arbeit Theil nahmen, und der polnische Hauptmann, der wirklich jetzt die Gewalt eines unumschränkten Dictators auf unserem Schiffe ausübte, befreite sie deßhalb bis auf den letzten Augenblick nicht von ihrer Pflicht. Der Aufenthalt an der Pumpe wurde aber immer unbehaglicher, da bei dem fortdauernden Sturme alle Lucken dicht geschlossen werden mußten, was eine drückende Hitze und einen erstickenden Dunst um uns verbreitete. Zwei trübe Laternen, die unaufhörlich wie der Perpendikel einer Schwarzwälder Wanduhr hin- und herschwankten, spendeten uns nur die nothdürftigste Helle. Um leichter zu arbeiten und von der Hitze weniger erschöpft zu werden, hatten wir endlich fast sämmtlich die Uniform des paradiesischen Südens angelegt, so daß wir wie die Feuerleute eines Hochofens erschienen. Dennoch scheute sich unsere schöne Smyrnaerin nicht, ebenfalls ihren Antheil an der gemeinschaftlichen Anstrengung zu übernehmen. Sie fand sich wiederholt ein, uns Alle mit Speise und Trank zu versehen. Die orientalische Zurückhaltung ihres Wesens war vor dem Gebote der Noth gänzlich verschwunden. Sie wartete uns auf wie eine behende Dienerin. Nahrungsmittel am Feuer zu bereiten, das war natürlich eine Sache der Unmöglichkeit. Wir Passagiere gaben daher unsere Schinken und Würste und unseren besten Wein zugleich auch für die Matrosen mit her. In den halben Stunden, die Jeder zur Ruhe hatte, erhielt er was er wollte, nur ward Vor-

sorge getroffen, daß Niemand sich betrinke. Ohne den reichlichen Genuß von Fleisch und gutem Wein hätten wir aber auch die langanhaltende, beschwerliche Arbeit kaum ertragen. Die Vertheilung der Lebensmittel aber besorgte das schöne Mädchen unaufgefordert mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit. Für jeden Matrosen, dem sie einen Becher voll Wein oder ein Stück Wurst brachte, hatte sie ein freundliches Lächeln, oder ein paar Worte der Anerkennung und Aufmunterung bereit, und ihre Gegenwart war ein glücklicher Anlaß unsere Mannschaft einigermaßen in erträglicher Stimmung zu erhalten. Ueberhaupt war das Mädchen trotz alles Ungemaches unserer erbärmlichen Lage und der beständigen Lebensgefahr, die uns drohte, wunderbar gefaßt und ruhig, daß sie dadurch viele der Männer am Bord beschämte. Selbst in unsern engen, düstern, mit übelriechenden Qualen aller Art erfüllten Raum verpflanzte der Zauber ihrer strahlenden Schönheit ein heiteres Licht der Hoffnung. Sie erschien wie ein tröstliches Gestirn in unserer Nacht, wie eine Botschaft des Himmels, daß er uns nicht ganz vergessen werde.

Nach einigen Stunden kam der Hauptmann mit dem Zimmermann zu uns zurück. Greulich beschmutzt und angegriffen sah er aus und seine linke Hand blutete stark, da er sich bei dem Festmachen der Kanone arg daran verletzt hatte. Er erklärte, daß es nach vieler Mühe einigermaßen gelungen wäre, das Leck so weit nothdürftig zu verstopfen, um bei fortwährendem angestrengten Pumpen das Schiff bis zu dem nächsten Nothhafen über See zu erhalten. Pumpen mußten wir aber ohne Unterlaß, wenn wir das Wasser nicht an den Hals haben wollten. Das waren denn doch wenigstens leidliche Aussichen, obgleich uns freilich noch eine sehr lange, harte Arbeit bevorstand. „Oh Dio mio! Oh sancta Maria!“ seufzte unser dicker Mönch bei der Ankündigung und Thränen floßen über seine in den letzten vierundzwanzig Stunden sichtlich geschwundenen Backen.

Gegen Sonnenuntergang und nachdem wir wohl schon acht Stunden unausgesetzt gearbeitet hatten, schien der Sturm sich

allmälig etwas zu legen. Da die Wellen jetzt nicht mehr so sehr über das Verdeck spritzten, auch keine Sturzsee mehr zu befürchten war, so konnten wir die obere Verdeckslucke etwas öffnen und frische Luft in unser Pumpgefängniß einlassen, was eine große Erleichterung war. Mit frischem Muth und neuen Kräften belebte uns der erquickende Hauch.

Nach einigen weiteren Stunden hielt es der Steuermann sogar für thunlich, einige stark gereffte Segel auf dem Fockmast, der allein geblieben war, aufzuziehen und zu versuchen, die Richtung nach der Insel Corsika, als dem uns zunächst liegenden Lande, zu gewinnen. Die Anstrengung an den Pumpen ward hiedurch aber nicht vermindert, denn das Schiff zog noch fortwährend Wasser.

Die ganze Nacht mußten wir auf diese Weise ausdauern. Meine Hände waren zuletzt völlig mit Blut unterlaufen und schmerzten sehr; die Arme von der ungewohnten Anstrengung so steif und starr, daß ich sie kaum rühren konnte. Wenn ich nach der halbstündigen Ruhe wieder den Handgriff anfaßte und mit auf- und niederzog, so empfand ich eine folternde Marter durch den ganzen Körper. War ich aber nach einigen Zügen wieder in Schweiß gekommen, so verlor sich der Schmerz allmälig. Viele Tage übrigens, nachdem ich schon am Lande war, spürte ich heftiges Gliederreißen und Lähmungen des Rückens, wie auch die innere Haut meiner Hände, die ganz mit Blasen und Blutquesen bedeckt waren, sich abschälte. Unsere Matrosen, die wie alle Süd-Italiener solcher unausgesetzten, angestrengten Arbeit nicht gewohnt waren, wurden ebenfalls todtmüde und matt, und es bedurfte wiederholt der ernsthaftesten Drohungen des Hauptmanns, sie an die Pumpe zu fesseln. Der Dominikanermönch spannte gegen Mitternacht vollkommen aus, warf sich auf den Boden und erklärte, man möge ihn nur lieber auf der Stelle umbringen anstatt so zu quälen; denn zu arbeiten vermöge er nicht mehr. Da man dem armen Padre seine völlige Erschöpfung nur zu deutlich ansah, so ließ ihn der Hauptmann wirklich meh-

rere Stunden ruhig liegen und nahm die Stelle desselben ein. Der alte Kaufmann hielt so ziemlich bis an's Ende aus, obgleich man dem kleinen, hageren, schwächlich aussehenden Manne solche Zähigkeit nicht hätte zutrauen sollen. Einige Mal wäre übrigens auch die schöne Tochter an seinen Platz gegangen, wenn wir dies gestattet hätten. Das reizende Mädchen, deren Rabenlocken sich unter dem turbanähnlichen Kopfputz, den sie trug, gelöst hatten und zerstreut das edle Oval ihres Gesichtes umflatterten, mitten unter uns halbnackten und verstörten Männern an der Pumpe zu erblicken, das hätte gewiß unter anderen Umständen ein eigenthümliches Schauspiel gewährt. Jetzt freilich waren wir Alle viel zu sehr mit unserer Sorge und Plage beschäftigt, um viel auf interessante Gegensätze zu achten.

Bei der aufgehenden Morgensonne wurden zu unserer großen Freude in der Ferne die Felsengipfel der Insel Corsika wahrgenommen. Neuen Muth und vermehrte Kraft gab uns der Anblick, und selbst der Padre hatte sich so weit gestärkt, daß er nothgedrungen wieder mit an die Pumpe gehen konnte. Auch der Sturm hatte sich beschwichtigt, obgleich das Meer noch sehr aufgeregt war und die Wellen ziemlich hoch aufsprangen. Mit aller erdenkbaren Mühe glückte es jetzt dem Schiffskoch Feuer anzuzünden und uns einen Kessel voll Kaffee zu kochen. Da wir seit sechsunddreißig Stunden nichts Warmes genossen hatten, so wirkte der heiße Trank als ein Labsal.

An unserem Topmast wurden jetzt noch mehr Segel entfaltet, und da der Wind ziemlich günstig für uns war, um an das Land zu segeln, so hatten wir die Hoffnung, gegen Mittag doch vielleicht einen Nothhafen zu erreichen. Bis so lange meinten wir das Schiff über Wasser halten zu können. Und der Capitän, der jetzt erst wieder zu Worte kam, versprach jedem Matrosen eine Belohnung von fünf Ducati, wenn es ihnen gelinge, das Schiff in einen Hafen zu bringen. Ein neuer Sporn war dieß für die Burschen, daß sie ihr Bestes thaten. Wir hofften auch stets entweder Fischerböte oder Küstenfahrer zu er-

spähen, und gegen gute Belohnung Mannschaft von ihnen an Bord zu bekommen, damit sie uns Erschöpfte ablöste. Allein vergebens war alles Ausschauen, welches der Hauptmann von dem Verdecke mit einem Fernrohr anstellte. Nicht das kleinste Fahrzeug war zu entdecken, so rein hatte der heftige Sturm die See gefegt. Gegen Mittag, als wir noch ungefähr anderthalb Seemeilen von der aus hohen Bergen aufgethürmten Küste entfernt waren, die auch nirgends eine Bucht zeigte, in die wir hätten einlaufen können, trat eine fast gänzliche Windstille ein, so daß unsere Brigantine bald völlig bewegungslos dalag. Sie länger über Wasser zu behaupten, vermochten wir nicht, unsere Kräfte waren dahin. Auch schien das Leck in der letzten Zeit sich wieder vergrößert zu haben, denn zu unserem Schrecken bemerkten wir, daß das Wasser, wenn auch nur wenig, im Pumpensod gestiegen war. Wir hatten vielleicht auch außer dem einen Leck, welches der Hauptmann mit dem Schiffszimmermann verstopft hatte, noch ein zweites, wahrscheinlich unter dem Kiel, was aller Mühe ungeachtet nicht aufgefunden werden konnte.

Nach einer Berathung des Steuermanns, des Schiffscapitäns und des polnischen Hauptmanns ward jetzt entschieden, daß wir die Brigantine verlassen und in dem Schiffsboote an das Land rudern sollten, was möglich schien, obgleich die Brandung am Ufer sehr bedeutend war. Ein Theil der Matrosen mußte unverändert an der Pumpe fortarbeiten, damit uns das Schiff nicht unter den Füßen versänke, ein anderer Theil hingegen ließ das große Schiffsboot, das glücklicher Weise im Sturm unversehrt geblieben war, in's Wasser und belud es mit den Habseligkeiten der Passagiere und den eigenen Schiffssäcken. Da uns das Boot nicht Alle zugleich fassen konnte, so war es erforderlich, daß zweimal an's Land gerudert würde, wodurch auch noch mehr von den werthvolleren Sachen zu retten war. Der Hauptmann, der nothgedrungen noch immer die Dictatur führte, da der Capitän der Mannschaft gegenüber ohne alle Energie war, bestimmte, daß mittelst der ersten Fahrt der jüdi-

sche Kaufmann mit seiner Tochter, der Mönch und Iwannowitsch von vier Matrosen an's Land gesetzt werden solle, wobei er sich selbst den Befehl im Boote vorbehielt. Dann wolle er mit den Matrosen wieder an das Schiff zurückkommen, um uns Uebrige abzuholen.

Dieser Bestimmung, so zweckmäßig sie auch war, wollten sich zwei der Matrosen, die zurückbleiben sollten, nicht fügen. Mit lautem Geschrei stürzten sie auf das Verdeck, riefen, der Hauptmann habe ihnen nichts zu befehlen und wollten gewaltsam in das schon bereit liegende Boot einsteigen. Auf einen Wink des Hauptmanns faßte Iwannowitsch die beiden Burschen aber mit seinen kräftigen Armen, stieß ihre Köpfe mehrmals so gewaltsam zusammen, daß sie förmlich krachten, und schleuderte sie dann auf das Verdeck zurück. Der Hauptmann brachte die Betäubten durch etliche Püffe wieder zu sich und schickte sie unerbittlich an die Pumpe.

Es war hohe Zeit, daß wir wieder mit allen Kräften pumpten, denn das Wasser im Raum war stark gestiegen und nahm fortwährend zu, da wir jetzt mit weniger Händen arbeiteten. Inzwischen hatte der Steuermann mit dem Senkblei die Tiefe gemessen und diese an achtundzwanzig Klafter betragend gefunden. Er warf jetzt alle Anker aus, damit das Wrack, wenn es gesunken wäre, nicht so schnell forttriebe. Auch notirte er unsere Lage genau auf einer Karte.

Nach ungefähr dritthalb Stunden, die uns Zurückbleibenden peinlich lang erschienen, kam endlich der Hauptmann mit dem Boote zurück, um uns aufzunehmen. Zu unserem Glück, denn das Wasser war jetzt so hoch im Raum gestiegen, daß der Steuermann der Meinung war, wir würden es, trotz aller Mühe, nicht noch eine Stunde vor dem Untergange bewahren. Für den schlimmsten Fall, wenn das große Boot nicht zur rechten Zeit zurückgekommen wäre, hatte derselbe schon das kleine Handboot zurecht gemacht, welches uns zur Noth, freilich dann ohne das mindeste Gepäck, aufgenommen hätte.

Wir brachten unsere Habseligkeiten, ferner die Schiffspapiere und Instrumente in das Boot, nahmen zur Vorsorge noch einige Lebensmittel und ein Fäßchen Wein mit, da es zweifelhaft war, ob wir gleich am Lande etwas bekommen konnten, und stießen dann von der Brigantine ab, die uns so viel Unglück gebracht hatte. Kaum eine halbe Stunde darauf war sie gesunken. Die Fahrt an das Land war noch sehr mühsam, ja selbst gefährlich. Das Boot war überladen und ging daher sehr tief und die überschlagenden Wellen spritzten so viel Wasser hinein, daß zwei von uns vollauf mit dem Ausschöpfen desselben zu thun hatten. Dabei hatte die Ermattung unserer Matrosen den höchsten Grad erreicht. Sie konnten kaum noch die Ruder bewegen und nur sehr langsam rückten wir vor. Nicht weit von der Küste lag eine Sandbank im Meere, und die Brandung war hier so heftig, daß wir uns nur mit größter Anstrengung durcharbeiten konnten. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir umgeschlagen, und nur die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit des alten genuesischen Steuermanns, der am Steuerruder saß, rettete uns vor diesem Schicksal. Auf der Sandbank selbst, die wohl an hundert Schritte breit sein mochte, war das Wasser so flach, daß unser schwerbeladenes Boot bald auf derselben festsaß. Wir mußten deßhalb aussteigen, bis fast an den Leib im Wasser waten, und das auf diese Weise flott gemachte Boot eine gute Strecke fortschieben. Endlich erreichten wir denn nach ungefähr anderthalb Stunden den Strand, wo der vor uns angekommene Theil der Reisegesellschaft unserer sehnsüchtig harrte. Ein frohes Gefühl aber ergriff mich, als ich den festen Boden wieder unter meinen Füßen fühlte.

Die Küste, so weit man sie überblicken konnte, wies sich als eine Reihe ziemlich hoher, fast bis an den Gipfel mit Waldungen oder dichtem Gestrüpp bewachsener Berge aus. Eine Wohnung, oder sonst nur eine Spur von menschlichen Wesen war nirgends zu erblicken; Alles war öde und leer, so weit das Auge reichte. Es ward jetzt Berathung gepflogen, was ferner

von uns zu beginnen sei, und die fast einstimmige Meinung ging dahin, daß wir vorläufig hier auf einem günstigen Platze übernachten sollten. Wir waren Alle, ohne Ausnahme, todtmüde und beinahe unfähig eine längere Wanderung anzutreten. Höchstens Iwannowitsch hätte noch die Kräfte dazu gehabt eine Fußtour zu wagen; überdieß mußte auch die Dunkelheit bald eintreten. Wir rafften also Reisig und sonstiges dürres Gestrüpp zusammen, wie es in Menge vorhanden war, und zündeten ein großes Feuer an, unsere durchnäßten Kleider daran zu trocknen. In dem Kessel, den wir vom Schiffe mitgenommen hatten, wurden dann Maccaroni mit kleingeschnittenem Schinken zusammen gekocht. Trotzdem, daß wir Alle aus demselben Gefäße essen mußten, und zwar die Meisten von uns mit den bloßen Händen oder mit Holzstäben, da es an Löffeln und Gabeln fehlte, so mundete dieß Mahl doch köstlicher als das beste Diner, das ich jemals eingenommen. Auch dem Weinfaß wurde von uns Allen stark zugesprochen und der kleine Feldbecher, den der Padre zufällig mit unter seinem Reisegeräth hatte, machte unaufhörlich die Runde, bis unser Durst gelöscht war. Selbst die schöne Smyrnaerin verschmähte es nicht, denselben wiederholt zu leeren, obschon er von den Lippen von acht schmutzigen Matrosen an ihren Mund gelangte. Ein Schiffbruch, wie wir ihn erlebt hatten, ist ein wirksames Mittel gegen jede Art von Prüderie.

Nach dem Essen ward vom Hauptmann angeordnet, daß er, der Steuermann, Iwannowitsch und meine Person abwechselnd mit einer Pistole in der Hand bei unserer geborgenen Habe Wache halten sollten. Alle Uebrigen durften sich dem Schlafe überantworten, nur daß von den Matrosen Einer nach dem Anderen für die Erhaltung des Feuers zu sorgen hatte. Wir wählten einen etwas geschützten Platz in einer kleinen Vertiefung aus, schafften gemeinschaftlich einen Vorrath von Feuerholz herbei und streckten uns dann in einem weiten Kreise um die lodernde Flamme. Bevor dieß aber geschah, las der Dominikaner-Prior eine Art von Messe, der alle Italiener auf

den Knieen liegend zuhörten. Auch thaten unsere Matrosen das Gelübde, bei ihrer Rückkehr nach Neapel barfüßig zu einem berühmten Heiligenbilde zu pilgern, dem der Capitän eine mehrpfündige Wachskerze zusicherte. Im Ganzen war jetzt, wo er sich am flachen Lande befand, das Selbstvertrauen des Capitäns ziemlich wieder hergestellt, und er ließ seiner Zunge trotz aller Müdigkeit vielen Spielraum. Eigentlich niedergeschlagen erschien nur der israelitische Kaufmann, dem beträchtliche Waarenvorräthe, die er nur sehr niedrig, ja theilweise gar nicht versichert hatte, mit dem Schiffe gesunken waren. Eine schwere Cassette, deren Inhalt wahrscheinlich von großem Werthe war, trug er ängstlich mit sich herum und schlang, als er sich zum Schlafen legte, seinen Arm mit zärtlicher Besorgniß um den Kasten, den die schöne Tochter überdies mit einigen Kleidungsstücken bedecken mußte. Wir übrigen Passagiere hatten unser geringes Reisegepäck vollständig gerettet.

Die Ruhe am festen Lande nach so vielen Gefahren und Anstrengungen war in der That von unnennbarem Behagen. Wir streckten und reckten uns in den weichen, warmen Sand, der uns zum Lager diente, als wären wir auf Eiderdunen gebettet. Das Wachehalten von zwei Stunden kostete unter solchen Umständen keine geringe Ueberwindung, als mich die Reihe traf. Immer und immer wieder fielen mir die Augenlider zu, so sehr ich auch dagegen ankämpfte, und ich mußte endlich aufstehen und herumgehen, um nicht von der Mattigkeit übermannt zu werden. Die Nacht war heiter, obgleich gegen den Morgen hin äußerst kühl. Brausend tönte die Brandung von der Sandbank zu uns herüber. Kein anderes Geräusch unterbrach die ringsum herrschende Stille. Von dem Scheine des Wachtfeuers grell beleuchtet lag regungslos der Kreis der Schlafenden. Die schöne Smyrnaerin anmuthig hingestreckt und so züchtig mit dem griechischen Mantel bedeckt, daß nur ihr liebliches Gesichtchen hervorschaute, darneben der in langjährigen Kämpfen versuchte polnische Hauptmann; auf der anderen Seite der Vater des Mädchens, dessen

langer, weißer Bart wie aus Silber gesponnen glänzte; bei dem Juden das dicke, behagliche Gesicht des Dominikaner-Priors, und weiterhin der rothbärtige, viel zerhackte Kosack, die schmächtige Gestalt des neapolitanischen Capitäns, und dann die Matrosen, die sich, wie sie gingen und standen, ohne alle Vorbereitungen auf den Boden geworfen hatten. Wahrlich, es war ein Bild, wobei mir allerlei Salvator-Rosa'sche Gedanken hätten kommen können — wenn ich nur nicht so grimmig ermüdet gewesen wäre.

Ein lautes Geräusch, welches von vielen Stimmen herzurühren schien, scheuchte mich gegen Morgen, als eben die Sonne aufgehen wollte, von meinem Lager empor. Ein Trupp von einem Dutzend Hirten stand um unser Lager, im heftigsten Wortstreit mit dem Steuermann und dem polnischen Hauptmann begriffen, der mit seinem Kosacken längst auf den Beinen war. Wahrlich, wildere, abenteuerlichere Gestalten, als diese Corsikaner, sah mein Auge in Europa niemals. Ein Wamms von Ziegenfell, die rauhen Haare nach außen gekehrt, und eben solche Gamaschen, bildeten, nebst kurzen Hosen, ihre Hauptbekleidung, während ein langer, brauner Mantel von grobem, zottigem Gewebe lose über ihre Schultern hing. Die braun gebrannten, bartüberwucherten Gesichter hatten einen finsteren Ausdruck, der zu dem rohen und ungestümen Auftreten dieser Leute paßte. Von der Achsel hing einem Jeden ein kurzer Karabiner, der Griff eines dolchartigen Messers blitzte aus dem Gürtel hervor und in den Händen hielten sie große Bergstöcke, oben mit einem Widerhaken, unten mit einer langen Eisenspitze versehen. Ein Rudel langzottiger, weißer Wolfshunde, sich eben so böse und wild wie ihre Herren geberdend, umgab die Hirten. Einige derselben hatten von ihren Bergen herab in der Nacht den Schein unseres Feuers wahrgenommen, darauf riefen sie ihre Gefährten zu sich, und jetzt kam die Bande, um uns ein Strandgeld abzupressen, wozu sie nach altem Herkommen berechtigt zu sein behaupteten. Eine heftige Debatte entspann sich, auf der einen

Seite von dem Hauptmann, dem Dominikaner, dem Schiffs-Capitän und dem Steuermann geführt; auf der anderen Seite von den Hirten, die einen alten graubärtigen Kerl mit einer wahren Räuberphysiognomie zu ihrem hauptsächlichen Sprecher gewählt hatten. Die Verhandlung bewegte sich aber so schnell und von Seiten der Corsikaner in einem so seltsamen Italienisch, daß ich außer dem häufigen „Maledetto" und „Corpo del Diabolo" auch kein Wort davon verstand. Daß jedoch ihr Inhalt nicht allzufreundlicher Natur sein könne, konnte man aus den Geberden der Streitenden deutlich abnehmen, besonders wenn die Hirten bisweilen Anstalt machten, als wollten sie ihre Karabiner in Anschlag setzen, oder wenn sie nach ihren Messern faßten.

„Hätten wir ein paar Musketen hier und wären die Napolitaner nicht gar so feige Kerle, so wollte ich dem Gesindel sein Strandrecht mit Kugeln und Püffen nachweisen, anstatt ihm die geforderte Brandschatzung zu bezahlen," bemerkte mir der erzürnte Hauptmann in französischer Sprache. „Jetzt bleibt uns weiter nichts übrig, als mit den sechs Napoleonsd'or, die sie von uns verlangen, herauszurücken." Wir vertheilten die Summe unter uns fünf Cajüten-Passagiere und den Capitän. Der jüdische Kaufmann meinte zwar, seine Tochter könne nicht mit eingerechnet werden: sie müsse als Dame frei ausgehen. Aber der Hauptmann wollte von solcher Galanterie in diesem Augenblick nichts hören. Er fragte vielmehr den Alten spöttisch: ob er unsere Plünderer auf die kleine Cassette aufmerksam machen dürfe, die unter dem Mantel der Tochter versteckt sei; vielleicht daß wir um diesen Preis Alle davon kämen. Der Kaufmann erblaßte und zahlte ohne Weiteres seinen Antheil und den der Tochter an der Steuer.

Nachdem die Kerle ihr Geld empfangen und den Ueberrest unseres Weines ausgetrunken hatten, kletterten sie mit großer Behendigkeit eine ziemlich steile Bergschlucht hinan, und waren in wenigen Augenblicken in dem dicken Gebüsch aus unseren Augen verschwunden. Das war denn freilich kein patriarchalisch

gastfreundlicher Empfang, den wir bei unserer Ankunft in Corsika gefunden hatten, und die Scene eben nicht dazu geeignet, uns sehr für die Insel einzunehmen.

Unsere Plünderer mochten seit einer halben Stunde verschwunden sein und wir tranken eben in abwechselnder Reihenfolge aus dem schon erwähnten Feldbecher des Padre den heißen Caffee ohne Milch und Zucker, den wir uns in unserem Kessel gekocht hatten, als der Hauptmann bemerkte, daß sie ihm seinen werthvollen Säbel, der bei seinem Koffer gelegen, mitgenommen hatten. Sein Zorn kannte keine Grenzen. Er schwor, er wolle den Säbel, den der Marschall Poniatowsky seinem Vater geschenkt und der ihn, den Sohn, auf allen seinen Kriegsfahrten begleitet habe, wiedererlangen, und wenn er auch deßhalb ganz Corsika zehnmal zu Fuße durchstreifen müßte. Zunächst ward beschlossen, daß der Hauptmann und ich nebst zwei Matrosen nach einem Dorfe, was nach der Aussage der Hirten sechsthalb Miglien entfernt im Gebirge zu suchen sei, aufbrechen sollten, um dort wo möglich einen Karren zur Fortschaffung unseres Gepäckes aufzutreiben.

Nach einer mühseligen Wanderung auf steilen Bergpfaden und nachdem wir mehrmals nahe daran gewesen waren uns zu verirren, erreichten wir das ziemlich große Dorf. Einen malerischen Anblick bot dasselbe dar und paßte ganz gut zu der rauhen Berggegend in der es lag. Die Häuser, alle aus Stein gebaut, sonst aber sehr verfallen und wüst aussehend, klebten zum Theil wie Vogelnester an dem Felsen. Einige größere Gehöfte, die mehr wohlhabenden Besitzern angehörten, hatten einen Anstrich wie kleine Festungen. Hohe Mauern umgaben die Häuser, die Fenster waren vergittert, Schießscharten an mehreren Stellen angebracht, die verschlossenen Thore stark mit Eisen beschlagen. Ich glaubte mich plötzlich in das Mittelalter versetzt und unter Menschen, die jeden Augenblick auf einen Vertheidigungskampf gegen drohende Feinde gefaßt sein mußten. Aus den sehr zerstreut liegenden Häusern, aus denen das Dorf bestand, kamen

halbnackte Kinder jeglichen Alters und Geschlechtes mit lärmender Neugierde uns nachgelaufen, ohne jedoch, wie dieß sonst in Italien beständig der Fall, um ein Almosen dabei zu betteln. Erwachsene Personen konnten wir gar nicht erblicken, denn die Feldarbeit hatte dieselben in Anspruch genommen. Ein munterer, kecker Bube zeigte uns jedoch das beste Gebäude des Dorfes, ein großes unter dem Schatten riesiger Kastanienbäume liegendes, gut ausschauendes Haus. Die einzige Bewohnerin desselben schien ein altes Mütterchen zu sein, die uns mit mißtrauischem Befremden musterte, bevor sie uns auf unser Begehren Wein und Oliven brachte. Reinlich und ziemlich ordentlich in dem Geschmack provencalischer Schenkstuben gehalten, war das Wirthszimmer, in das wir geführt wurden, und dasselbe öffnete sich ohne Thüre gegen einen großen Vorplatz hin, der zugleich als Küche diente. Ein recht hübsches Bild des Kaisers Napoleon und mehrere reich am Schaft ausgelegte Karabiner hingen als Schmuck an den geweißten Wänden. Mit Schwierigkeit nur konnten wir der ziemlich tauben Alten begreiflich machen, daß wir den Herrn zu sprechen wünschten. „Der sei auf den Bergen bei der Heuerndte beschäftigt,“ erwiederte sie, bequemte sich aber endlich doch dazu, einen sonnverbrannten Buben als Boten auszusenden.

Nach einer Stunde etwa kam der Wirth. Er war ein kleiner, fester Mann mit schon etwas grauem Haar, von unverkennbar militärischer Haltung. Braune, enge Hosen, kurze Lederkamaschen und eine weite Jacke von Manchestersammet über das Hemd geworfen, machten seinen Anzug aus. Wie bei allen Corsikanern, wenn sie auf das Feld gehen, hing ihm ein kurzer Karabiner von der Schulter, während in der rothen Wollenschärpe, die er um den Leib trug, ein langes dolchartiges Messer mit rother Maroquinscheide stak.

Auf ungezwungene, dabei sehr anständige Weise frug dieser Wirth, dessen kühnes Gesicht überhaupt den Charakter einer großen Gutmüthigkeit trug, in geläufigem Französisch nach unserem Verlangen.

„Sie waren Soldat, mein Braver," redete ihn der Hauptmann an, der auch hier als unser Führer auftrat, „man sieht dies sogleich Ihrem Wesen an."

Sichtlich erfreut antwortete der Wirth, indem er sich straffer aufrichtete: „Ja, mein Herr, an die zwölf Jahre diente ich als Sergeant in einem leichten Infanterie-Regiment und machte den letzten Feldzug unter dem großen Kaiser mit."

„Das paßt sich prächtig, da sind wir Kameraden," entgegnete der Hauptmann und präsentirte sich ihm als einen alten polnischen Soldaten, dessen Vater ebenfalls der Fahne Napoleons folgte.

Der Wirth erklärte freudig überrascht, er werde Alles, was in seinen Kräften stehe, anwenden, um einem polnischen Soldaten zu dienen, den er als einen Kameraden des französischen Heeres betrachte, worauf ihm der Hauptmann unseren Unfall erzählte und um ein Fuhrwerk bat, um unsere Sachen vom Strande wegzubringen.

Der Corse versetzte, das ganze Dorf sei bei der Heuerndte, doch wolle er selbst mit uns gehen, die Sachen und die übrigen Passagiere abzuholen. Hinsichtlich des uns abgepreßten Geldes zuckte er die Achseln und meinte, daß wir schwerlich etwas davon wieder erhalten würden. In die äußerste Entrüstung gerieth er jedoch, als ihn der Hauptmann von dem Diebstahl des Säbels unterrichtete. Er versprach denselben ganz sicher innerhalb acht Tagen herbeizuschaffen, bat aber den Hauptmann keine Anzeige deshalb beim Gericht in Ajaccio zu machen, denn dann sei die Auffindung viel schwieriger zu bewerkstelligen.

„Unsere Bergbewohner hier," bemerkte der Wirth, „haben einen solchen Widerwillen gegen jede Einmischung einer Behörde, daß mir kein Einziger von ihnen behülflich sein würde, den Säbel zu entdecken. Ohne Anzeige aber will ich denselben wohl zurückerhalten."

Wir gingen dann mit unserem Wirth nach einer Wiese, um ihm beim Einfangen der Pferde behülflich zu sein. Unge-

fähr ein Dutzend kleiner rauhhaariger, aber sehr stämmiger Pony's weideten dort an der Seite von mehreren kleinen gelbbraunen Kühen und sehr vielen Ziegen. Ein älterer schwarzer Hengst, ein zwar kleines aber sehr gedrungenes, tüchtiges Thier, das Leibroß unseres Wirthes, kam auf dessen Ruf sogleich herangetrabt und ließ sich greifen und aufzäumen. Nicht so gutmüthig wollten die übrigen Rosse heran und wir mußten wohl eine halbe Stunde herumjagen, bis es uns glückte noch zwei dieser wilden Thiere zu bekommen. Eins derselben wurde mit sehr dürftigem Geschirr, was ganz aus Riemen von ungegerbtem Ziegenfell bestand, in einen hölzernen, zweirädrigen Bergkarren gespannt, dem anderen aber eine Art von Packkissen, die als Sattel dienen mußten, aufgelegt.

Der Wirth setzte sich auf den Karren, ich bestieg einen Klepper, der Hauptmann den anderen und so eilten wir trotz des abschüssigen Bergweges in gutem Trabe dem Strande zu. Diese kleinen corsikanischen Bergpferde können wie die besten Saumthiere klettern und haben dabei einen ungemein sicheren und ausdauernden Gang.

Unsere Gesellschaft am Ufer hatte schon große Sorge wegen unseres langen Ausbleibens gehabt. Sie empfing uns daher mit der lebhaftesten Freude. Besonders der dicke Padre zeigte sich sehr zufrieden, daß er wieder in sicheren Schutz kam, und auch der Kaufmann aus Smyrna schien in bedeutender Angst wegen seiner Schatulle geschwebt zu haben.

Unsere Sachen wurden demnach auf den Karren und auf eins der mitgenommenen Packpferde geladen und das Boot ins dichte Gebüsch versteckt, wo es später hervorgeholt werden sollte. Das Pferd des Hauptmanns erhielt die schöne Smyrnaerin zu tragen, die auf eben so gewandte wie artige Weise auf demselben zu reiten verstand, ich gab das meinige dem Prior, der zu ermüdet war, den steilen Weg zu Fuß zu machen, und so zogen wir langsam und mit häufigen Ruhepausen zu unserer Locanda empor, wo wir am Nachmittag eintrafen.

Die älteste Tochter des Wirthes, ein schlankes, junges Mädchen mit antik-schönen aber etwas strengen Zügen, war unterdeß von der Heuerndte herbeigerufen worden und hatte uns ein reichliches Mahl bereitet. Wir schmausten mit königlicher Lust! Der Mönch schien geradezu unersättlich zu sein. Er verzehrte allein ein ganzes Huhn und begleitete dasselbe mit riesigen Portionen von Blumenkohl. Auch dem zwar herben, sonst aber nicht übeln corsischen Wein sprachen wir alle herzlich zu.

Wie freudig wir aber unsere zwar harten, aber sonst reinlichen Betten bald aufsuchten und wie prächtig wir nach allen unseren Strapazen schliefen, wird man sich leicht denken können.

Skizzen aus Corsika.

Hatte mich das Schicksal, oder vielmehr der Sturm, nun einmal doch, statt nach Smyrna, nach Corsika verschlagen, so galt es jetzt auch das möglichst Angenehmste und Nützlichste aus diesem Umstand zu gewinnen. Corsika aber wieder zu verlassen, ohne das Geburtshaus Napoleons besucht zu haben, schien mir noch eine ungleich größere Reisesünde, als in Rom gewesen zu sein ohne den Papst zu sehen. Auch unser freundlicher Wirth, in der großen stattlichen „Locanda," unweit des Fußes des hohen „Monte Renoso," bei dem wir uns schon vier Tage von den letzten Strapazen des Schiffbruchs ausgeruht hatten, hielt es für heilige Pflicht, daß wir deßhalb nach Ajaccio reisen müßten. Er war ein begeisterter Anhänger des großen Kaisers, unter dem er zuletzt noch als 18jähriger Bube in der Schlacht bei Waterloo gefochten hatte, und nannte ihn stets, mit nicht geringem Stolz, seinen „Compatriote." Daß der Vater meines Gefährten, des alten polnischen Capitäns, so einige 16 Feldzüge unter dem „Napoleone primo," wie der große Kaiser jetzt wieder genannt wurde, mitgefochten hatte, trug gewiß viel zu der ungemein freundlichen, ja selbst herzlichen Aufnahme bei, die wir armen Schiffbrüchigen hier gefunden hatten. Aber auch auf den jetzigen Napoleon hielt unser wackerer Pasquale Giavanolli ein ganz Theil, obgleich er im Grund nicht viel von ihm wußte. Doch er führte ja den Namen Napoleon, war ein Neffe des großen Kaisers, ein Corse seiner Abstammung nach, und

dieß genügte schon, ihn hoch zu stellen. Kaum konnte er es erwarten, daß der neue Napoleon sich die Kaiserkrone Frankreichs auf's Haupt setzte, und meinte stets, „er hätte dieß nur gleich schon im Dezember vorigen Jahres thun sollen, und nicht erst die Maske der Präsidentschaft annehmen.“ Gleiche Meinung habe ich überhaupt überall, fast von allen Leuten, mit denen ich während meines 10tägigen Aufenthaltes in Corsika in Berührung kam, ausgesprochen gehört, und stets eine große Freude damit vereint, daß ein Napoleon jetzt wieder die Herrschaft über Frankreich führe. Nationale Eitelkeit schien mir der Hauptgrund dieser Gesinnung zu sein, denn sonst sind die Corsen wahrlich keine Freunde von der straffen, militärischen Herrschaft, die der neue Kaiser in Frankreich einzuführen gedenkt. Ein unabhängiger gesinntes Volk, welches eine größere Abneigung gegen Alles was Gesetz und Obrigkeit heißt zeigt, wie diese Söhne der Felsen umgürteten Insel, dürfte in ganz Europa schwerlich gefunden werden.

Bei unserem Pasquale Giavanolli hatte man so recht Gelegenheit eine echt corsische Wirthschaft kennen zu lernen, und dieß war von großem Interesse für mich. Zwar hatte der Alte mehrere Jahre als Corporal bei französischen Voltigeurs gestanden und sprach wie alle gewesenen Soldaten gern und viel von seiner militärischen Dienstzeit, war aber sebst doch ein echter Corse durch und durch, bis auf die kleinste Ader geblieben.

Seine „Locanda,“ denn dafür hielten wir es, von einem Hirtenbuben dahin gewiesen, obgleich ich später, als ich die Zeche bezahlen wollte, zu meiner nicht geringen Verlegenheit erfuhr, daß es gar kein Wirthshaus war, sondern wir nur die uneigennützigste Gastfreundschaft genossen hatten, für welche jede Vergütung sehr bestimmt abgeschlagen wurde, lag vom Dorfe entfernt, am Eingang des Thales von Savignano. Den unsicheren Zustand der Insel, wo Mordthaten und Blutrache zu den gewöhnlichsten Dingen gehören, konnte man schon aus der ganzen Bauart des Hauses erkennen.

Fast wie ein kleines Castell, mit hohen Ringmauern, festen Thorwegen, einer Art Wartthum zum Auslugen, alles ganz von grauem Felsstein erbaut, lag es am Abhang eines Hügels, unter dem Schatten mächtiger Kastanien. Nie sah ich so große, kräftige Bäume dieser Art, die wirklich etwas Imposantes hatten, wie hier. Alle Fenster des Wohnhauses waren eine Etage hoch angelegt und mit eisernen Gitterstäben eng verwahrt, während das untere Geschoß zur Remise diente. Der „Vendetta“ (Blutrache) wegen, diesem unausrottbaren Uebel in Corsika, was noch alljährlich viele Opfer fordert, war diese feste, castellartige Bauart angewandt worden. Zwei Brüder meines Wirths waren in der Vendetta erschossen, und wie dann immer der Fall, wieder blutig gerächt worden. Jetzt lebte übrigens Pasquale Giavanolli schon seit 12 Jahren ohne Fehde, mit allen seinen Nachbarn in der besten Freundschaft, und war von nicht geringem Ansehen bei sämmtlichen Bauern und Hirten des ganzen Savignano-Thales. In der „Vendetta“ sollte derselbe übrigens früher schon drei Feinde erschossen haben, wie man uns später erzählte.

In den etwas dunkelen, niederen Zimmern dieses castellartigen Hauses führte nur „Paolina,“ so heißen fast alle Mädchen in Corsika, die einzige Tochter unseres Wirths, mit einer alten, tauben Frau das unumschränkteste Regiment, da ihre Mutter schon lange gestorben war. Die 6—7 Knechte und 5—6 Mädchen, die zur großen, wohlhabenden Wirthschaft gehörten, waren in der ganzeu Zeit meiner Anwesenheit nicht im Hause, sondern oben auf den Bergen beim Heumachen beschäftigt, wo sie gleich drei bis vier Wochen ausbleiben. Es war ein schönes, kräftiges Mädchen, diese Corsentochter, deren Wesen etwas ungemein Charakteristisches und Abgeschlossenes zeigte. Das Gesicht, ziemlich dunkelgebrannt, hatte regelmäßig antike Formen, und nur die zu starken schwarzen Augenbraunen gaben demselben einen finsteren Ausdruck. Die dichten, schwarzen Haare wurden von der „Mandille,“ einem rothen Tuch, was fast wie ein Turban um den Kopf gewunden ward, ganz bedeckt, den ungemein

schlanken und aber doch kräftig vollen Körper umschloß ein enges Gewand von feinem braunem Wollenstoff, was so kurz war, daß man die feinen Knöcheln und die zierlichen Füße in den blauen Strümpfen und blanken Lederschuhen gut sehen konnte. Ungemein stolz und edel war die Haltung des Mädchens, was trotzdem, daß ihr Vater ein sehr wohlhabender Mann sein sollte, alle häuslichen Arbeiten selbst verrichtete. Wie eine Königin, in so aufrechter, imposanter Haltung schritt sie, den schweren, ganz antik geformten Wasserkrug von blaugrauem Ton mit der einen feingeformten Hand auf dem Kopfe haltend, des Morgens vom Brunnen daher. Und wenn sie die zwei kleinen gelben Kühe, die, zum häuslichen Gebrauch dienend, dicht am Hause auf der Wiese angepflöckt waren, melkte, so geschah dieß mit einem so vornehmem Anstand und dabei doch einer solchen Schnelligkeit und Gewandtheit, wie ich nie geglaubt hätte, daß man auch bei dem so höchst prosaischen Geschäft des Melkens zeigen könne. Gegen uns Fremde war die schöne Paolina freundlich und sehr dienstfertig, aber dabei doch stolz und zurückhaltend, und unwillkührlich nöthigte sie uns zu einem großen Respekt ihr gegenüber, obgleich wir, wie gesagt, anfänglich stets glaubten, in einer „Locanda," wo wir bezahlen müßten, zu sein und ungenirt daher forderten was Küche und Keller enthielt. Von selbst sprach das Mädchen nie mit uns, beantwortete aber alle an sie gerichteten Fragen in gutem Italienisch sehr höflich und klar, dabei aber doch kurz und zurückhaltend. Von der unbefangenen, heiteren Plaudersucht, die sonst die Mädchen in Italien zeigen, und der Neugierde, mit der dieselben den Fremden auszuforschen suchen, war hier keine Spur. Auch lachte oder sang die schöne Paolina nie, und ihre Züge zeigten stets den etwas finsteren, ja selbst trotzigen Ausdruck, den man bei Männern wie Frauen in Corsika so oft findet. Die Liebe mußte aber doch bei derselben ihre Macht nicht verfehlt haben. Eines Nachts, wie mich der Schmerz in meinem Arm, der beim Sturz der Rae auf unserem Schiff während des Sturms sehr gequetscht

war, nicht schlafen ließ, und ich an das offene Fenster ging, die herrliche milde Mondscheinnacht zu genießen, sah ich, wie ein schlanker Bursche, mit der Gewandtheit einer Katze, an der Mauer unseres Hauses an einem ihm zugeworfenen Strick emporkletterte. Schon wollte ich Lärm machen, denn ich glaubte anfänglich, der Kletterer sei ein Bandit, der Unheil beabsichtige, als ich die Paolina, in dem Fenster stehend, erblickte, wie sie denselben erwartete und ihm ihren Arm aus dem Gitter reichte. In einer Schlinge des Stricks mit einem Fuße stehend, hielt sich der Liebhaber nun mit seinen Händen an den Gitterstäben und blieb in dieser gewiß nicht bequemen Stellung wohl über eine Stunde stehen. Heiße Küsse seiner Geliebten belohnten ihn für Gefahr und Beschwerde, denn trotz des trennenden Eisens fanden ihre Lippen gar oft den Weg zu einander. Es war ein hübscher, schlanker Bursche, und so viel ich mit dem kleinen Handfernglas im Mondenschein erkennen konnte, wohl werth der Geliebte der schönen Corsin zu sein. Auf den schwarzen, krausen Locken saß gar keck das spitze corsische Barreto von rother Wolle. Eine kurze, dunkele Jacke mit halb aufgeschlitzten Aermeln, mit blanken Knöpfen, enge, kurze dunkele Hosen, Sandalen und lederne Kamaschen, die bis zur Hälfte der Waden reichten, bildeten sonst seinen Anzug, wie ihn auch alle Landbewohner auf dieser Insel tragen. Auf dem Rücken hing der kurze Karabiner, der stete Begleiter aller Corsen; aus der rothen Schärpe, die als Gürtel diente, blitzten die metallenen Knaufe einer Pistole und der Griff eines Dolches. Die Liebenden mochten wohl so eine Stunde mit einander gekost haben, wobei Paolina, die ihr Obergewand abgeworfen zu haben schien, oft beide weiße Arme aus dem ziemlich weiten Gitter ausstreckte, um den draußen stehenden Geliebten um den Hals zu fassen und an sich zu drücken, als plötzlich ein lauter Pfiff, hinter einer Pinie her, wo Jemand Wache zu stehen schien, erscholl. So wie er dieß Signal hörte, ließ sich der Bursche mit großer Geschwindigkeit an dem Stricke wieder herunter und war im nächsten

Augenblick schon in dem nahen Gebüsch verschwunden, Paolina aber verschloß rasch ihr Fenster und trat von demselben zurück. Einige Minuten später sah ich vier Kerle, ebenfalls in die Landestracht gekleidet, die Karabiner über den Rücken hängend, um das Haus schleichen. Sie schienen Jemand aufzuspüren, und ich konnte sehen, wie sie heftig dabei mit den Armen gestikulirten und wüthend schienen, den Gesuchten nicht gefunden zu haben, worauf sie dann auch bald wieder abzogen.

Paolina, die am anderen Morgen uns, wie ihr Brauch war, das Frühstück bereitete, sah ernst und gleichgültig wie immer aus, und man konnte ihr das diese Nacht bestandene Abenteuer nicht im Mindesten anmerken. Es lag dabei etwas so Imponirendes in dem ganzen Wesen des Mädchens, daß ich nicht wagte sie über das, was ich in der Nacht belauscht hatte, zu necken und Späße darüber zu machen, wie ich bei jeder Anderen sonst gethan. Einige Tage später erfuhr ich, daß Paolina einen amato (Liebhaber) habe, den wilden jungen Sohn eines Viehhändlers, aus dem Dorfe Vivanio, was in der Nähe liegt. Der habe nun vor einigen Monaten das Unglück gehabt, wie man in Corsika sagt, einen Nachbarsohn im Streite mit seinem Dolche so tief zu stoßen, daß er daran verschieden sei. Um der „Vendetta“ zu entgehen, sei der junge „Geromio“ jetzt in die „Machia“ (Wald) geflüchtet, und einige Vettern des Ermordeten machten eifrig Jagd auf ihn, damit sie sein Blut zur Sühne wieder vergießen könnten. „Blut ruft Blut,“ ist ein Spruch, der in der Landbevölkerung Corsikas noch seine volle Bedeutung hat. So sei es ihm denn nur möglich, bisweilen allnächtlich heimlicher Weise, und dann nur mit Lebensgefahr, seine Geliebte auf ein Stündlein zu sehen. Uebrigens sei vielleicht Hoffnung vorhanden, daß die „Vendetta“ gesühnt werde, ohne daß noch ferner Blut dabei vergossen würde, da es nur Vettern und keine Brüder des Ermordeten waren, welche zur Rache verpflichtet seien. Der heilige Padre Antonio, der als Eremit im Walde von „Vizzavona“ wohne, habe sich auf Bitten der Paolina der

Sache dringend angenommen und da derselbe, wie recht und billig, bei allen Menschen großen Einfluß genieße, so werde er hoffentlich das Ganze wohl wieder in Ordnung bringen.

Alles dies erzählte mir in Ajaccio ein hübsches Bäschen der Paolina, die gegen alle sonstige corsische Sitte ziemlich geschwätzig und mittheilend war. Als ich die Kleine aber fragte, was die Gerichte denn dazu sagten, und ob diesen die Mordthat des Geronimo denn gar nicht angezeigt sei, sah sie mich ganz verwundert mit ihren großen, dunkelen Augen an und schien anfänglich gar nicht begreifen zu können, was ich denn damit sagen wolle. Endlich rief sie aber ganz verwundert aus: „Ah madonna“ was die Gerichte, was geht denn diese die Sache an? „Signore,“ könnt ihr denn glauben, daß ein guter Corse jemals in solchen Fällen den Gerichten etwas anzeigen und die Sbirren zur Hülfe nehmen wird? Per dio mio, da müßte man ihn ja tief verachten und kein corsisches Mädchen würde je einem solchen maledetto gettatore (verfluchten Schieler) einen Kuß wieder geben.“ Und dabei blitzten die Augen der Kleinen ordentlich vor Zorn und ihre Wangen rötheten sich.

Absichtlich schildere ich diese kleine Episode hier ausführlicher, da sie so recht dazu beiträgt, die eigenthümlichen Sitten in Corsika in dieser Hinsicht zu charakterisiren. Einem Gerichte etwas anzuzeigen oder gar die Hülfe desselben in Anspruch zu nehmen, um den Mörder zu verfolgen, verschmäht ein echter Corse stets. Solche Sachen machen die Familien allein unter sich ab, „Mord für Mord, Blut für Blut,“ heißt es hier. Man sieht, es herrscht hier das alte Faustrecht noch in seiner vollsten Blüthe, und man kann echt mittelalterliche Zustände studiren, wie sonst wohl nirgends mehr in ganz Europa.

Vier Tage war ich nun mit meinem treuen Gefährten, dem polnischen Hauptmann, der mich nicht verlassen wollte, in dem gastlichen Hause des Pasquale Giavanolli gewesen. Mein stark geschwollener Arm schien jetzt allmählich so weit wieder hergestellt zu sein, daß ich den Ritt nach Ajaccio unternehmen konnte,

ohne wie bei dem ersten Versuch nach einer halben Stunde vor Schmerz wieder umkehren zu müssen. Wir hatten in dem Hause gut gelebt und waren im Essen und Trinken nicht blöde gewesen, da wir, wie gesagt, stets glaubten, in einer Locanda uns zu befinden. Ein junges Zicklein war ganz von uns verzehrt worden, in dem geräucherten Schinken von dem mächtigen wilden Eber, den der alte Pasquale selbst im Walde von „Vizzavona," wo es der wilden Schweine genug gibt, geschossen hatte, war arge Verwüstung angerichtet worden, und die Polenta und eine Art von Plinsen verstand Paolina nicht umsonst so fett und schmackhaft zu bereiten, wie ich sie weder vorher noch nachher je wieder in Italien gegessen habe, und Wein hatten wir tüchtig getrunken. Gar manche frische Botiglia voll feurigen Rebensafts, wie ihn die Insel erzeugt, war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, den Weg in unsere Kehlen zu finden. Was sollten wir auch sonst die ganze lange Zeit beginnen, an Bergklettern und Ausflüge machen hinderte mich mein geschwollener Arm, und der Capitän hatte in seinem langen, vielbewegten Leben schon so viel herumwandern müssen, daß er freiwillig und aus bloßer Wißbegierde keinen Schritt mehr that. Dazu war er auch ein zu guter Reisegefährte, als daß er mich ganz allein lassen sollte, nachdem unsere übrigen Gefährten, der dicke Padre aus Turin und der jüdische Kaufmann aus Smyrna, mit sammt der ganzen verdammten neapolitanischen Schiffsbesatzung schon am ersten Morgen zu meiner großen Freude nach Ajaccio abgezogen waren. Unser Wirth aber mußte fast den ganzen Tag oben in den Bergen bei seinen Leuten sein, und kam gewöhnlich erst des Abends bei Sonnenuntergang auf seinem zottigen Bergklepper wieder herabgetrabt, sich dann einige Stunden zu uns setzend und mir zu Gefallen in französischer Sprache, die ihm ganz geläufig war, mit uns plaudernd. So hatten wir denn viele Zeit auf einer Steinbank unter dem Schatten der Pinien und Wallnußbäume vor dem Hause gesessen, eingemachte salzige, grüne Oliven naschend, und dunkel-

rothen Wein schlürfend, den erregten Durst wieder zu löschen. Gar manches interessante Stücklein aus seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten in Polen, Portugal und Sardinien hat mir der alte Capitän in solchen Stunden des süßen „dolce far niente“ erzählt. Da beschlossen war, am andern Morgen vor Sonnenaufgang schon fortzureiten, um der großen Hitze zu entgehen, so frug der Capitän auf meine Bitte schon am Abend nach unserer Zeche, um sie zu bezahlen.

Paolina, an welche er sich gewandt hatte, schien seine Frage gar nicht zu verstehen oder sonst von derselben beleidigt zu werden, denn ohne ihm nur eine Antwort zu geben, holte sie den Vater herbei.

„Was sagt ihr, Signore,“ erwiederte dieser dem nochmals nach dem Betrage unserer Schuld fragenden Polen. „Mich dafür bezahlen, daß ihr ein paar Tage mir die Ehre geschenkt habt, unter meinem Dache zu verweilen, sanguinacio di Dio, ihr habt nur Spaß treiben wollen — aber freilich, ihr kennt unser Land nicht. Nein, Signori, das laßt euch vergehen, einem Corsen, der keine eigentliche Locanda besitzt, dürft ihr nie für seine Bewirthung Geld anbieten, oder ihr beleidigt ihn. — Doch kommt, ihr Herren,“ fuhr er lachend fort, wie er uns unsere Verlegenheit ansah, „trinken wir noch ein „bicchierino di orvieto,“ von dem ich noch ein Tröpfchen im Keller liegen habe. Wißt ihr was, ich bringe euch morgen selbst nach Ajaccio, statt des Pepi, der lieber droben die Aufsicht führen kann,“ und damit zog der Alte uns zum Tisch und einige Foglietten des besten Weins wurden von uns lachend und in bester Laune noch geleert. Selbst eine „buona manu“ am anderen Morgen verschmähte die alte Magd, so daß wir für unseren ganzen Aufenthalt auch nicht nur einen Bajocchi bezahlen konnten. Solche edle, uneigennützige Gastfreundschaft gegen Fremde soll man auf dem Lande in Corsika überall treffen. Auch herrscht für fremde Reisende die größte Sicherheit, und es soll nie vorkommen, daß dieselben angefallen und beraubt werden, außer

in Fällen, wo die Corsen nach alter Sitte ein Recht dazu zu haben glauben, wie z. B. bei einem gestrandeten Schiff. In den Städten übrigens ist diese Ehrlichkeit schon lange verschwunden, und besonders in Ajaccio bin ich später so tüchtig geprellt worden, wie dies nur in einem Marseiller oder Genfer Hôtel hätte geschehen können.

Ein grauer Nebel lag noch am anderen Morgen über der Gegend, als unsere kleinen Bergklepper schon ungeduldig vor der Thüre wieherten. Wohl an 20 von diesen kleinen, rauhhaarigen Kleppern, etwas plump und ungeschickt aussehend, aber stark von Knochen und feurig und ausdauernd im Laufen, hielt sich unser Wirth. Dieselben liefen ohne weitere Pflege und Wartung Tag und Nacht in völliger Freiheit auf den nahen Bergwiesen umher, und wurden oft erst mit vieler Mühe eingefangen, wenn man sie satteln oder in die rohgearbeiteten zweirädrigen Holzkarren, die allein im Gebrauch waren, einspannen wollte. Nur der alte Leibgaul, den Pasquale Giavonolli stets ritt, ein gedrungener, kleiner, schwarzer Hengst mit wilden Mähnen, die fast bis auf den Boden niederhingen, war gewöhnlich im Hofe angebunden, da sein öfteres Einfangen zu viel Zeit erfordert hätte.

Trotz des frühen Morgens nahmen wir erst ein kräftiges Frühstück aus kaltem Schweinsbraten und warmer Polenta bestehend ein, das mit einem tüchtigen Trunk Wein hinuntergespült ward, bevor wir uns in die Sättel schwangen.

„Buon viaggio signori a riverderci,“ sagte beim Abschied noch die schöne Paolina, Jedem von uns die Hand reichend.

Unsere Cavalkade war so charakteristisch und den Eigenthümlichkeiten Corsika's angemessen, daß ihre Beschreibung hier wohl einen Platz verdienen kann. Zuerst, wie billig, unser Pasquale auf seinem Rappen mit einem hochlehnigen Sattel altfranzösischer Form, der ganz mit schwarzem Ziegenfell überzogen war. Auch das breite, altmodische Zaumzeug des Thieres war mit roth wollenen Quasten und Troddeln reich besetzt.

Unser Wirth trug heute sein bestes Gewand, eine saubere Jacke von dunkelgrünem Sammet mit silbernen Knöpfen reich besetzt, kurze Hosen von gleichem Stoff und Farbe und bunt ausgenähte, sehr zierlich gearbeitete Kamaschen von feinem Hirschleder. Um den Leib war eine rothe Schärpe als Gürtel gebunden, an den Schuhen glänzten ein Paar allmächtige, silberne Pfundsporen, während das spitze, rothe Barretto auf dem Kopfe heute von feinerem Stoffe und glänzenderer Farbe war, wie das alte schon sehr von Regen und Sonnenschein ausgebleichte, was der Alte für gewöhnlich trug. Eine lange, weite Jacke, von eigenthümlich rauh aus Wolle und Ziegenhaar gewebtem Stoff, deren Schnitt und Form fast den „Schanzlöchern oder Piejacken" unserer norddeutschen Seeleute gleichend, hing lose zum Schutz gegen etwaigen Regen über den Schultern, auf denen auch der kurze, zweiläufige Karabiner mit reich ausgelegtem kurzen Schaft, ohne den der Corse sein Haus nicht auf 20 Schritte verlassen wird, nicht fehlte. Vorne an der einen Seite des Sattels hing ein Ziegenfellschlauch mit Wein.

Mir selbst war die Ehre geworden das Leibroß der Paolina zu reiten, einen munteren, jungen Hengst, der sehr zuverlässig und sicher ging; auch den mit rothem Plüsch überzogenen, bauschigen, altfranzösischen Männersattel und das rothe Zaumzeug des Mädchens hatte ich bekommen und befand mich ganz gut dabei. Nur das Geklapper meines Säbels konnte der Hengst nicht vertragen und machte so unruhige Sätze deswegen, daß ich zuletzt denselben ablegen und auf das Packpferd mit befestigen mußte. Mein alter Capitän, der einen sehr bösen, kleinen Hengst ritt, ihn aber tüchtig zusammenzunehmen wußte, hatte einen früheren Lanciersattel bekommen, der irgendwie einst in der Locanda zurückgeblieben war und manches Jahr unbenutzt auf dem Boden gelegen hatte. Der große Sattel, vorn mit hohen Pistolenhalftern, bedeckte fast ganz das kleine Thier und reichte ihm bis weit auf den Hals hinauf, während die langen Zipfel der rothen Chabracke fast bis auf die Erde

daniederhingen. Unser getreuer Ivannowitsch, dieses Musterbild eines Feldsoldaten und ausgezeichneten Dieners, der den Capitän nun schon über 20 Jahre bei allen seinen Kreuz- und Querfahrten begleitet hatte, saß auf einem Packsattel, den man einem simigen Wallach aufgelegt hatte, der statt des fehlenden Zaumes nur mit einem Halfter, roh aus ungegerbten Streifen von Ziegenfell bereitet, gelenkt wurde. Da der Packsattel sehr breit war und keine Steigbügel hatte, so ward der Sitz rittlings auf demselben unserm guten Ivannowitsch bald zu unbequem, und er zog es vor nach Frauenart beide Füße auf einer Seite haltend zu reiten, obgleich wir Bergauf Bergab oft in scharfem Trab forteilten. Doch Ivannowitsch war ein geborener Centaur und in jedem Sattel gerecht, und so machte ihm dies auch nichts aus. Mit den wenigen Sachen, die wir beim Schiffbruch gerettet hatten, war ein Packpferd beladen, das an denselben nicht allzu schwer zu tragen brauchte; dasselbe lief ganz zügellos hinter uns her, stets der Gangart unserer Pferde folgend. Man kann es in Corsika häufig sehen, daß oft 6 bis 8 solcher Packpferde ganz ohne Zaum und Zügel in einer Reihe frei hinter einander traben, und nur auf dem vordersten Leitpferde ein Reiter sitzt. Die schmalen oft sehr gefährlichen Bergpfade im Innern der Insel, wo es an fahrbaren Straßen oft noch sehr fehlt, erfordern diese Sitte, da das Anbinden der Pferde hinter einander zu gefährlich wäre. Verunglückt jetzt auch ein Thier, so geht es doch nur allein zu Grunde, während es sonst die anderen mit in den Abgrund hinabreißen würde. Auch kann ein frei laufendes Pferd besser klettern und sich die sichersten Stellen aussuchen, als ein angebundenes. So böse und tückisch die corsischen Bergpferde übrigens häufig sind, und besonders nach einem Fremden gern schlagen und beißen, so sicher und gelehrig sind sie auf der andern Seite wieder.

Es war ein herrlicher Morgen, den wir uns ausgesucht hatten, und da der Weg von malerischer Schönheit sich zeigte, so gewährte mir der Ritt trotz meines anfänglich sehr schmer-

zenden Armes viel Interesse. Ein prächtiger Wald war es, durch den wir zogen. Pinien, so groß wie ich sie noch nie sah, standen dicht mit Lärchen, Eichen und Ahornbäumen in den schönsten Gruppen vereinigt. Dazwischen die großen Myrthensträuche, die mich sehr an meinen früheren Aufenthalt in Algerien erinnerten, wo die französischen Soldaten ihre Bivuakfeuer so oft nur mit Myrthengebüschen unterhielten. Höher und üppiger sind die Myrthen, Oleander und Rosmarinbüsche in den Wäldern des Atlasgebirges, wie in denen Corsika's, sonst herrscht doch auch in Letzterem schon eine wahrhaft südliche Vegetation, die sehr an Afrika erinnern kann. Ein angenehmer Wohlgeruch quoll übrigens aus allen diesen Büschen und Bäumen und es war wirklich oft als wenn man sich in einem Spezereiladen befinde. Dabei glänzten die Thautropfen so klar und hell, gleich ausgestreuten Perlen, auf den grünen Blättern und vielfarbigen, bunten Blüthenkelchen, und die Singvögel, unter denen sich besonders eine Art von Drossel häufig zeigte, zwitscherten harmonisch ihren Morgengesang. An manchen Stellen des Weges, wo der weite Forst, der oft noch ganz einem Urwald glich, sich bisweilen etwas lichtete, hatten wir eine freie Aussicht auf den über 8000 Fuß hohen „Monte Renoso“ mit seinen wilden, furchtbar zerklüfteten Felsen. Wie aus flüssigem Silber gegossen, so glänzend und scharf gezeichnet schimmerte sein mit vielem Schnee bedecktes Haupt in den dunkelblauen, klaren Himmel empor. Die tiefste Einsamkeit umgab uns aber fast beständig, denn der des Weges kundige Pasquale hatte einen kleinen, fast nie betretenen Richtpfad gewählt, der mitten durch den Forst führte. An einem der vielen klaren, schnellrauschenden Bergwasser, durch welche wir reiten mußten, stießen wir auf ein starkes Rudel, wohl 20 bis 25 Stück zählend, von Hirschen, groß und klein, alt und jung bunt durch einander, die hier ihren Durst gelöscht hatten. Neugierig und lauschend blickten uns die schlanken, edlen Thiere zuerst an, da wir unsere Pferde angehalten hatten, um sie ruhiger besehen zu können.

Ein Geräusch von unserer Seite mußte plötzlich ihren Argwohn erregt haben, denn das mächtige Geweih auf den Rücken zurücklegend, schossen sie sogleich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles in das dichte Gehölz hinein und waren in wenigen Sekunden unseren Blicken entschwunden. An solchen Hirschen und wilden Schweinen soll der Forst von Vizzavona noch eine ziemliche Zahl enthalten, ebenso wie auch noch Wölfe auf der Insel Corsika vorkommen sollen. Auf einer anderen Stelle sahen wir einen mächtigen Adler, so groß wie ich noch nie einen in der Freiheit erblickte, in den Lüften. Die breiten Flügel weit ausgebreitet, schwebte das königliche Thier fast regungslos in dem klaren Aether, mit scharfem Blick wohl nach Beute spähend. Pasquale, der diese Adler haßte, da sie seinen Schaaf- und Ziegenheerden oft beträchtlichen Schaden zufügten, feuerte vom Pferde herab den einen Lauf seines Karabiners auf denselben ab. Die Entfernung mußte aber zu weit sein, als daß die Kugel den Vogel erreichen konnte, denn ungetroffen und gleich als verachte er seinen Feind, stieg er in langsamen Kreisen immer höher, bis er zuletzt fast nur noch gleich einem schwarzen Punkte in den Wolken erschien. Diese großen Adler sollen in Corsika noch ziemlich häufig sein und eine große Kühnheit und dabei Kraft besitzen. Unser Wirth erzählte uns, daß sie bisweilen auf schon ziemlich erwachsene Ziegen und Schaafe herabstießen und diese durch die Lüfte auf ihre meist unzugänglichen Horste führten. Vor zwei Jahren war auf den Waiden des Pasquale Giavanolli ein großer Steinadler auf merkwürdige Weise erlegt worden. Derselbe war nämlich auf einen alten Ziegenbock, der sehr lange, gerade, aufwärts stehende Hörner hatte, mit solcher Gewalt herabgeschossen, daß er sich dieselben durch die Brust bohrte. Der Adler, auf solche Weise an den Bock genagelt, hatte sich weder erheben, noch befreien können. Den so Gefangenen, der übrigens furchtbar mit den mächtigen Flügeln um sich geschlagen haben soll, hatten die herbeigeeilten Hirten mit ihren langen, mit Eisen beschlagenen Bergstöcken

getödtet. Der Ziegenbock soll übrigens so von den Krallen des Adlers, die dieser im Todeskampfe in seine Seiten geschlagen hatte, verwundet worden sein, daß man ihn auf der Stelle schlachten mußte. Auch noch viele andere nicht uninteressante Geschichten von Adlern, deren Wiedererzählung wohl hier aber zu weit führen würde, theilte uns der Alte jetzt noch mit, wie er denn überhaupt das Plaudern sehr liebte, wenn der Weg dies nur irgendwie erlaubte.

Oft war dieser nämlich so schmal, daß nur ein Pferd hinter dem anderen denselben passiren konnte; Pasquale, als Führer, eröffnete dann den Zug, und wir anderen folgten in einer Reihe ihm, bis zuletzt das los laufende Packpferd dieselbe schloß. Unmittelbar neben jähen Abgründen schlängelte sich oft der schmale, unebene Weg dabei an den Felsen hin, und es gehörte schon ein schwindelfreier Blick dazu, um ohne Grauen in dieselben hinabzuschauen. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten des Pferdes hätte unfehlbar Roß und Reiter in die Tiefe hinabgestürzt. Doch ein corsischer Bergklepper geht sicher und ohne Gefahr, und wer schon viel im Gebirge und gar in den Schluchten des Atlasses geritten ist, der gewöhnt sich bald an dergleichen Wege. Oft führte uns der Weg auch wieder in der Ebene so dicht unter den mächtigen Bäumen durch, daß man darauf achten mußte, nicht von den darniederhängenden Zweigen derselben aus dem Sattel gestreift oder doch unsanft berührt zu werden. Ganze Strecken ging es dann wieder in den jetzt ausgetrockneten Betten von Bergwassern fort, und diese benutzten wir dann, um trotz der vielen Steine und Felstrümmer in denselben, unsere Rosse tüchtig austraben zu lassen. So war stets Abwechselung in mannigfacher Weise und das Auge konnte nicht ermüden, alle die vielen, verschiedenen Eindrücke, die sich ihm boten, in sich aufzunehmen.

Gegen 10 Uhr, wie wir wohl schon an fünf Stunden ununterbrochen so fortgeritten waren, ohne nur eine menschliche Seele zu sehen, ward die Luft ungemein drückend und heiß, und

ein schwüler Siroccowind, diese Plage Corsika's, begann uns mit seinem warmen Hauch anzublasen. Es war daher ein vernünftiger Gedanke des Alten, der von unserer Seite ungetheilte Billigung fand, als er vorschlug, die heißesten Mittagsstunden, siesta, bei einigen Ziegenhirten zu halten. Bald kamen wir bei der Höhle, die denselben als Wohnort während des ganzen Sommers diente, an. Wildere Gestalten wie diese beiden Hirten, Vater und Sohn, habe ich selten in Europa gesehen. Auf dem Kopf das so verschossene Baretto, daß man seine Farbe nicht mehr erkennen konnte, den Oberkörper ohne Hemd bedeckte eine offene Jacke von ungegerbtem Ziegenfell, die rauhe Seite nach Außen, die Beine kurze, weite Hosen von einem braunen Stoff, der von den Frauen aus Ziegenhaar gewebt wird, die Kniee waren nackt, die Waden von Kamaschen aus Ziegenfellen umschlossen und Sandalen von gleichem Fell an den strumpflosen Füßen mit Riemen umgeschnürt; dies war ihr Anzug. Man sieht, das Thier, was ihrer Hut anvertraut war, mußte ihnen nicht allein Nahrung, sondern auch fast ausschließlich die Kleidung liefern. Der nie fehlende Karabiner hing Jedem über dem Rücken; dabei waren die Gesichter und Hände und Kniee, und die offene Brust Beider so gebräunt, daß die Beduinen der afrikanischen Küste eine nur um Weniges dunklere Hautfarbe zeigen. Sonst hatten Vater wie Sohn edle, ausdrucksvolle Gesichter mit scharf geschnittenen Zügen und kühnen, blitzenden Augen, und besonders der Alte, dem ein dichter weißgrauer Bart bis fast auf die offene Brust niederhing, hätte ein prächtiges Studienbild für einen Maler abgegeben. Uns empfingen Beide mit großer Höflichkeit, aber mit dem Stolz, der den echten Corsen nicht verläßt. Unser Wirth, der auch einige dreißig Ziegen und Schaafe bei ihnen auf der Weide hatte, schien bedeutenden Einfluß auf sie zu haben, denn ich hörte, wie der Alte ihn mehrmals um Rath frug und sehr aufmerksam seinen Worten, von denen ich übrigens fast nichts verstand, da sie im corsischen Dialekt schnell gesprochen wurden, zuhörte.

Damit unsere Rosse sich nicht verlaufen konnten, wurden sie nicht frei gelassen, sondern der junge Hirt mußte bei ihnen bleiben, sie mit Gras und Kräutern, die er schnell mit einer kleinen Sichel abmähte, zu füttern.

Die Höhle selbst, in welche der Alte uns führte, war lediglich von der Natur gebildet, ganz ohne Nachhülfe der Menschen. Ein Haufe Gras und Moos in einer Ecke, auf dem einige Ziegenfelle lagen, bildete das Nachtlager der Hirten. Einige Bänke und ein Tisch, roh aus unbehauenen Baumstämmen zusammengeschlagen, und mehrere Holzteller, Kübeln und Schüsseln, machte den ganzen Hausrath derselben aus. Viel weniger Bedürfnisse, wie so ein corsischer Ziegenhirt, kann selbst der rohe Wilde auf der fernen Insel der Südsee nicht besitzen. Als einziges Zeichen der Cultur fast konnte man den großen schwarzberußten Kessel, der dicht an dem Eingang der Höhle über einem kunstlos aus Feldsteinen zusammengesetzten Feuerheerd hing, ansehen. Er war aber den Hirten nothwendig, da in ihnen die Milch aufgesotten werden mußte, um den Käse zu bereiten. Trotz aller dieser Einfachheit bot übrigens die Höhle, die ganz tief in den Berg hineinging, so daß man ihr Ende gar nicht verfolgen konnte, während der heißen Mittagsstunden einen köstlichen Aufenthalt, da es ungemein kühl und frisch in ihr war; auch die Aussicht in die dicht mit Wald bewachsenen Thäler und Berge, aus denen sich die silberner Häupter der Felsenriesen „Monte d'oro“ und „Monte Renoso“ in ihrer majestätischen Höhe erhoben, war sehr reichhaltig. Durch eine Thalschlucht hindurch konnte man auch recht klar den blauen Spiegel der Gewässer des Mittelmeeres erkennen.

Die Bewirthung, die uns der alte Hirt vorsetzen konnte, zeigte sich als sehr einfach und bestand nur in Ziegenmilch und Ziegenkäse. Hiervon allein und von Kastanien, die ihnen als Brod dienen müssen, leben die Hirten oft viele Wochen lang, denn Brod essen sie in den Bergen fast nie, Fleisch aber nur wenn sie hie und da ein junges Zicklein oder ein durch einen

äußeren Unfall verunglücktes älteres Thier, was bisweilen vorkommt, schlachten müssen. Da Pasquale in der „Zaina“ (Ziegenschlauch), die an seinem Sattel hing, vorsorglich etwas Wein mitgenommen hatte, so hielten wir übrigens den Umständen nach ein ganz erträgliches Mahl. Ermüdet und etwas angegriffen, streckte ich mich bald auf das Mooslager hin und hielt einen ungemein erquickenden Schlaf von einigen Stunden.

Beim Erwachen, als wir uns gegen 3 Uhr Mittags zum Wiederaufbruch rüsteten, sagte der polnische Capitän mir, daß während meines Schlafes zwei „Banditi forti“ in der Höhle gewesen und ein langes Gespräch mit unserem Pasquale gehabt hätten. Die Kerle seien bis an die Zähne bewaffnet gewesen, denn außer dem doppelläufigen Karabiner habe Jeder im Gürtel noch zwei Pistolen und ein langes Dolchmesser stecken gehabt. Gegen ihn wären sie übrigens sehr höflich gewesen und einigen Taback, den er ihnen geschenkt, hätten sie mit großem Dank angenommen. Auch mich Schlafenden hätten sie lange mit Neugierde betrachtet und Einer derselben meine Brille, die ich abgenommen und neben mich gelegt hatte, sich lachend auf die Nase gesetzt. Meine sehr schönen Pistolen, echte Kuchenreuter, wären lange und mit sichtbarem Vergnügen von diesen Banditen betrachtet worden und sie hätten die ihrigen damit verglichen.

Pasquale erzählte uns später, als wir allein waren, daß Einer dieser Banditen Jose Salicettini gewesen sei, auf dessen Kopf das Gouvernement einen Preis von 1200 Francs gesetzt habe, da schon an zehn Menschen, theils in der „Vendetta“, theils im Gefecht bei seiner Nachstellung, von ihm erschossen worden seien. Noch vor einigen Wochen habe er zwei Soldaten von dem Bataillon der „mobiles corses,“ die Gensd'armeriedienste verrichten helfen, welche auf seiner Verfolgung begriffen gewesen waren, durch zwei Schüsse aus seinem Doppelkarabiner getödtet.

„Uebrigens ist der „Jose“, der ein Vetter von mir ist und zu meiner „Familia“ gezählt wird, wenn auch ein Bandit, doch

dabei ein guter, ehrlicher Mensch, den wir Alle gern haben," fügte der Alte in seiner corsischen Anschauungsweise noch hinzu. „Ich habe mich mit ihm und noch mit einigen anderen „Banditi forti", die hier umher leben, abgefunden und gebe ihnen alljährlich einige Schläuche Wein, Mehl, einige Ziegen und etwas Tuch zur Kleidung, auch wohl bisweilen einige Pfund Pulver. Alle wir größeren Grundbesitzer hier in den Bergen machen es so und haben unsere bestimmten „Banditi forti", denen wir alljährlich einen bedungenen, festen Tribut zahlen, dafür thun sie uns nicht allein nichts, sondern dulden es auch nicht, daß Banditen aus andern Bezirken uns und unsern Heerden Schaden zufügen. Es ist dies das beste und leichteste Mittel, mit allen diesen Leuten gute Freundschaft zu halten und als gefällige Nachbarn mit einander zu leben," fügte er noch hinzu.

Solche „banditi forti" sollen sich jetzt noch an 150 bis 180 in den Gebirgen Corsika's umhertreiben und sind trotz allen Anstrengungen der zahlreichen und muthigen Gensd'armen und Soldaten, die alljährlich mehrere blutige Gefechte mit ihnen bestehen, nicht auszurotten. Die tiefe Abneigung der Corsen gegen Alles was Gesetz und Obrigkeit heißt, die nie in ihren Bestrebungen von ihnen unterstützt wird, und der Zusammenhang, in dem alle diese Banditen mit der Landbevölkerung stehen, machen ihre Vertilgung unmöglich. Dazu gewähren die vielen Wälder und Büsche und die sehr zerrissenen, oft ganz unzugänglichen Gebirge Corsika's, diesen Banditen viele und gute Schlupfwinkel. Wenn auch alljährlich einige Dutzende von ihnen theils in den Gefechten mit den Gensd'armen, theils auch als Verurtheilte auf den Richtplätzen getödtet werden, so ergänzt sich ihre Zahl doch immer wieder von Neuem.

In Corsika geschehen bei einer Bevölkerung von circa 260,000 Seelen alljährlich durchschnittlich an 230 bis 240 Mordthaten, größtentheils wegen der „Vendetta" oder aus Zorn und Eifersucht, fast nie aus Raubbegierde. Die nicht abzubringende Sitte, daß jeder corsische Landbewohner stets seinen

Doppelkarabiner über der Schulter und seinen Patronengurt um den Leib bei sich führt, trägt natürlich sehr zu diesen ganz unverhältnißmäßig vielen Mordthaten bei. Von solchen Mördern entflieht aber stets eine große Zahl in die Berge und schlägt sich aus Noth oder Verzweiflung zu den Banditen, stets die Zahl derselben auf's Neue ergänzend. Uebrigens soll es diesen Leuten in dem armen, schwach bevölkerten Lande oft sehr kümmerlich ergehen und sie großen Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen leiden müssen. Besonders wenn die kühnen, gewandten Voltigeurs der „mobiles corses," aus lauter Eingebornen bestehend, ihnen auf den Fersen sind, um sich den Preis, der für ihre Habhaftung ausgesetzt ist, zu verdienen, beginnt ihre Noth erst recht. Tage, ja selbst Wochen lang, müssen sie dann in den unzugänglichsten Klüften der steilsten Gebirge in ihren Verstecken hausen und dürfen dieselben nicht verlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, erschossen oder gefangen zu werden. Da soll denn schon mancher Bandit später erfroren oder verhungert in den Klüften und Höhlen gefunden worden sein, denn der wilde Trotz dieser Leute ist so groß, daß sie lieber das Aeußerste erdulden, als sich freiwillig ihren Verfolgern überliefern. Sind diese ihnen nicht zu sehr auf der Fährte, so ist die Jagd der Mufftos (wilden Ziegen), die noch ziemlich zahlreich in den Bergen Corsika's hausen, mit eine Hauptbeschäftigung dieser Banditen. Das Fleisch derselben dient ihnen frisch oder geräuchert zur Nahrung und aus den Fellen verfertigen sie sich einen Theil ihrer Kleidung oder tauschen dieselben gegen andere Stoffe und Pulver, durch ihre vertrauten Mittler, gewöhnlich Ziegenhirten, um. Getrocknete Ziegenfelle bilden einen Hauptausfuhrartikel Corsika's, die alljährlich zu vielen Tausenden nach Marseille verschifft werden.

Bei unserm Wegritt aus der Höhle verschmähten übrigens die Hirten hartnäckig jede Belohnung in Geld für die Lebensmittel, die sie uns gereicht hatten, nahmen aber etwas Taback, den wir ihnen gaben, mit großem Danke an. Ueberhaupt ist

das Anbieten von Taback ein sehr gutes Mittel, den corsischen Hirten seinen Dank für kleine Gefälligkeiten, die sie einem erweisen, abzustatten, da sie die Belohnung mit Geld mit sichtbarem Stolze fast immer abschlagen. Angebettelt bin ich auf der ganzen Insel von einem Corsen übrigens niemals worden. Wie ganz anders auf dem italienischen Festlande, wo Alt und Jung, Mann und Weib, vom eleganten „primo cameriere" des Hôtels mit seinen steifen Vatermördern und Glanzstiefeln, bis zum zerlumpten Buben auf der Gasse, stets mit gieriger Hast die weit geöffneten Hände dem Reisenden entgegenstreckt, eine „buona manu" von ihm zu erbetteln.

Noch einige Stunden hatten wir zu reiten, da glänzten in der Abendsonne die weißen Häuser von Ajaccio uns entgegen, die sich mit Bäumen untermischt in langer Reihe an einem tief einschneidenden Busen des Meeres hinzogen. In diesem kleinen Orte, der so unscheinbar zwischen den Ulmen und Kastanien, Wallnuß- und Mandelbäumen, die in üppigem Wuchs alle Hügel krönten und die Wege umsäumten, zerstreut liegt, war der größte Mann unseres Jahrhunderts, Napoleon Bonaparte, geboren. Wahrlich, ich hielt mein ungeduldig schäumendes Roß unwillkührlich an, als Pasquale Giavanolli französisch, wie er zum leichtern Verständniß stets mit mir sprach, ausrief: „Voyez les maisons d'Ajaccio."

In einer stattlichen Locanda der „Rue Napoleon," der Hauptstraße von Ajaccio, die den wohlhabenderen Landbewohnern der Umgegend gewöhnlich als Absteigequartier dient, kehrten wir ein. Wie einen alten, werthen Bekannten empfing die gutmüthig aussehende, dicke Wirthin unseren Begleiter, mit dem sie in italienischer Zunge sich unterhielt, während sie mit uns französisch sprach. Wie im Elsaß deutsch und französisch, so wird auf Corsika französisch und italienisch zugleich gesprochen. Das Landvolk bedient sich durchweg nur der italienischen Sprache und versteht häufig kaum französisch, unter den mittleren und höheren Ständen der beiden Städte Ajaccio und

Bastia hört man fast durchgängig nur französisch und zwar vielfach mit dem Dialekte der Provence sprechen.

Ein großes Gedränge herrschte in der räumlichen Wirthsstube der Locanda mit ihren braunen Holzwänden aus Nußbaumholz und dem rothen Steinfußboden. Es war am andern Tage eine Art von Wahl oder Versammlung auf der Präfectur, zu der viele Landleute hineingeritten waren; durchgängig ernste Köpfe mit scharfgeschnittenen Zügen und düster blitzenden Augen. Wenn auch Bekannte oder Verwandte, die sich lange nicht gesehen hatten, herzlich begrüßten und eifrig mit einander unterhielten, so ging verhältnißmäßig doch Alles sehr ruhig und schweigsam zu. Von der sprudelnden Lebendigkeit, der unermüdlichen Zungenfertigkeit, die der übrige Italiener sonst fast immer in so hohem Grade zeigt, findet man bei den Corsen fast keine Spur. Ein bisweilen fast finster zu nennender Ernst und ein Zug trotziger Wildheit tritt bemerkbar stets bei ihnen hervor. Und dabei funkeln die dunkelen Augen so lebendig, daß man sieht, es ist kein geistiges Phlegma was diese äußere Ruhe und Schweigsamkeit erzeugt. Ihren Doppelkarabiner behielten übrigens Alle, selbst beim Trinken auf der Wirthshausbank, über der Schulter hängen, denn ein echter Corse legt nie sein Gewehr ab, und wenn er schläft, so liegt dasselbe unter seinem Kopfe.

Gegen uns Fremde waren übrigens alle diese finsteren, trotzigen Männer ungemein artig und rückten zusammen, um uns einen besseren Platz einzuräumen und gaben zwar kurze, aber sehr bereitwillige Antworten auf alle Fragen. „Ecco pores tieri veniti“ hörte ich bisweilen, auf uns zeigend, Einer dem Andern sagen. Unser Pasquale Giavanolli schien übrigens unter allen diesen Landleuten viel Einfluß und Ansehen zu genießen und wurde mit unverkennbarer Herzlichkeit ihm von den Meisten die Hand gegeben. Das lebhafte Interesse, mit dem mein Begleiter, der polnische Capitän, und ich uns nach Allem was den Kaiser Napoleon anbetrifft erkundigten, schien dem

Stolze der Leute zu schmeicheln, denn jeder Corse hat nicht geringen Nationalstolz auf seinen großen verstorbenen Landsmann.

„Ah, das ist gut, da trefft Ihr den Rechten, der kann die beste Auskunft über den Napoleon geben, den er in seiner Jugend noch gekannt hat," rief unser Pasquale aus, wie ein alter Landmann mit schon schneeweißen Haaren, aber sonst noch ganz rüstig aussehend, in die Locanda trat. Der Alte war schon hoch in den achtziger Jahren, wie er uns selbst erzählte, und dennoch heute noch an zwei Stunden von seinem Paese (Dorf) in die Stadt geritten. Auf die Aufforderung des Pasquale, der mit ihm befreundet war, setzte sich derselbe zu uns und erzählte uns viele kleine Züge aus dem Jugendleben Napoleons. Er hatte mit demselben und dessen Brüdern, namentlich mit dem „Jose," als Bube viel gespielt, da seine Schwester als Mädchen im Hause des Advokaten Carlo Bonaparte, des Vaters vom Napoleon, diente. „Wenn der Napoleon auch der Kleinste und Jüngste von all uns Buben war, so wußte er doch stets seinen Willen durchzusetzen und wir Anderen mußten Alle thun, was er wollte, ohne daß wir eigentlich wußten wie dies kam," erzählte uns der Alte. „Dabei war er stets verschlossen und still für sich, und Spiele, wobei gelacht und gejubelt wurde, oder in denen er nicht die erste Stelle einnehmen konnte, spielte er selbst als Bube von 9 und 10 Jahren, denn später habe ich ihn nicht mehr gesehen, niemals mit. Wenn wir aber Banditi und Carabinieri (Räuber und Soldat) draußen im Felde spielten, da war der kleine Napoleon stets der Erste mit dabei. Wir anderen Buben wollten nie gerne die Carabinieri machen und es mußte immer gelost werden, wer es sein sollte. Napoleon Bonaparte erbot sich aber stets freiwillig dazu, und dann wußte er immer es so zu machen, daß die Soldaten die Räuber überfielen und es zu einer Prügelei mit Stecken zwischen uns kam. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich bei einer solchen Gelegenheit denselben mit einer Gerte tüchtig in das Gesicht geschlagen und dabei das Auge getroffen hatte, so daß

dies ganz zuschwoll. Die Mutter vom Napoleon, Frau Lätitia Bonaparte, die sehr heftig und zornig war und vor der wir Buben alle große Furcht hatten, wollte mich am andern Tage dafür tüchtig durchprügeln. Der Kleine aber bat für mich gut, und da seine Mutter doch nach einem Besen griff, der in der Küche stand, fiel er ihr in den Arm, so daß sie mich nicht schlagen konnte. Sonst war er sehr rachsüchtig und jede Beleidigung, die man ihm absichtlich angethan hatte, wußte er wieder auszutilgen, und wenn auch Wochen darüber hingehen sollten. So hatte ihn einst ein größerer, stärkerer Junge, ich weiß nicht warum, sehr hart geschlagen, ohne daß der kleine Napoleon ihm etwas dafür wieder anhaben konnte. Viele Wochen lang brütete er nun stets vergeblich nach Rache, und war ganz finster und niedergeschlagen, daß ihm dies immer nicht glücken wollte. Endlich eines Abends erfuhr er, daß der größere Bube allein nach einem nahen Dorfe gegangen war und erst in der Dunkelheit heimkehren werde. Was thut nun das kleine Ding: er bindet ein Seil zwischen zwei Ulmenbäumen so niedrig über den Fußpfad, daß der denselben Gehende in der Dunkelheit unfehlbar darüber fallen mußte. Er selbst versteckt sich mit einer Peitsche hinter einem dieser Bäume und hat an zwei Stunden trotz Kälte und Wind gewartet, bis sein Gegner ankommt. Richtig stolpert derselbe und fällt mit dem Gesicht in den Schmutz, und in diesem Augenblick springt der kleine Napoleon hinter dem Baume hervor, und haut mit seiner Peitsche dem Liegenden, der gar nicht weiß wie ihm geschieht, einige tüchtige Hiebe auf, worauf er dann eiligst fortläuft. Gerade dieses starren Kopfes wegen, mochten wir übrigen Buben, wenn ich die Wahrheit reden soll, mit dem Napoleon nicht allzugern spielen und der Jose war uns lieber. Was übrigens der Napoleon sich in den Kopf gesetzt hatte, das wußte er auch durchzuführen, es mochte kosten was es wollte. So waren wir Buben einst nach dem alten Thurm des „castello Vecchio“ auf dem „Monte St. Giovanni“ hier nicht weit von der Stadt gelaufen,

dort ein Falkennest mit flüggen Jungen auszunehmen. Der alte Thurm war aber so hinfällig und die Steine bröckelten beim Heraufklettern so oft herab, daß selbst die Kühnsten und Gewandtesten von uns endlich von dem Klettern abstehen mußten, und wir ohne Falken schon wieder nach Hause laufen wollten. Der kleine Napoleon, obgleich er sonst gar nicht sehr geschmeidig war, zeigte sich aber nicht damit einverstanden, fing zu klettern an und kam richtig bis an das Nest. Schon hatte er einen Jungen herausgenommen und uns zugeworfen, den wir in unserer Mütze auffingen, als der Stein, auf dem er stand, abbrach und mit ihm herunterstürzte. Napoleon hätte sich nun sehr leicht den Kopf zerschmettern können, denn die Höhe betrug wohl an 35 bis 40 Fuß, aus der er fiel, und unten am Boden lagen viele große Steinblöcke. Glücklicher Weise erwischte er aber im Fallen die Aeste eines wilden Maulbeerbaumes, der da stand und hielt sich an diesen fest, und so kam er denn freilich arg im Gesicht und an den Händen zerschunden auf den Boden herab. Hier war das Erste was er that, daß er auf den jungen Falken zulief und hoch ihn in der Höhe haltend, ausrief: „Seht, Jungen, nun hab' ich doch einen Vogel." Beim Nachhausegehen mußten wir ihm aber versprechen, seiner Mutter Lätitia nichts von dem Vorfall zu sagen, denn diese hätte sich sonst geängstigt und wäre dann wohl nachher zornig geworden. Der Napoleon ist stets ihr Lieblingskind gewesen, von dem sie am Meisten hielt, außer später von den Töchtern und von dem „Jeromio", der ihr Nestkuck, wie man zu sagen pflegt, war, den ich aber nicht mehr gekannt habe."

Solche und ähnliche Scenen aus dem Leben Napoleons wußte der alte Landmann in sehr klarer und dabei lebendiger Ausdrucksweise noch mehr zu erzählen. Wir fragten ihn, ob er später, als sein Jugendgespiele sich bis zum Kaiser emporgeschwungen hatte, noch mit ihm in Berührung gekommen wäre? Er sagte aber mir, er habe ihn nie wieder gesehen, nachdem er noch als junger Mensch von der Insel fort in die Schulen von

Paris und Brienne gebracht wurde. Auf unser Erstaunen, warum er denn nie wieder eine Annäherung versucht habe, erwiederte er mit echt corsischem Stolze: „Da der Napoleone grande mich vergessen hatte, so wollte ich mich ihm auch nicht wieder aufdringen. Ich brauchte ihn ja auch nicht, denn Christus sei gepriesen, ich habe mein Haus und meine Ziegenheerden, und meinen Weinberg, so daß ich mit meinen Kindern leben kann. Nur der „Principe Joachimo Murat“, der die Schwester des Napoleon zur Frau hatte, suchte mich 1815 auf, sprach lange mit mir, und schenkte mir zum Abschied einen kleinen Goldring, den ich noch aufbewahre. „Wenn er erst wieder König von Neapel sein würde, und er zweifelte gar nicht daran, daß dies geschehen werde, so wolle er mir mehr schenken,“ sagte er mir noch beim Abschied. Doch dem armen Joachimo haben sie bald eine Kugel vor den Kopf gegeben und in Neapoli regiert noch dieser „maledetto figlio d'un cane Ferdinando (verfluchter Sohn einer Hündin, Ferdinand), setzte der Alte mit corsischer Wildheit noch hinzu.

Es ist bezeichnend für den Charakter Napoleons, daß er sich seiner Geburtsinsel Corsika so selten erinnerte, und so wenig für sie gethan hat. Ich glaube, es lag darin mit, daß die Insel, nach Lage und Sitten ihrer Bewohner, stets naturgemäß zu Italien gezählt wird, Napoleon aber gern als echter Franzose gelten und sich und dem übrigen Frankreich vergessen machen wollte, daß er eigentlich, der Geburt nach, ein Italiener war, obgleich die Insel wenige Monate vor seinem Geburtstag durch die Gewalt der Waffen von den Franzosen unterworfen war.

Desto mehr erinnern sich, wie gesagt, die Corsen selbst ihres berühmten Landsmannes und sein Gedächtniß wird bei ihnen auf alle Art geehrt. Seltsamer Weise fehlte aber bis vor kurzer Zeit in Ajaccio eine Bildsäule Napoleons. Erst der jetzige Präsident, oder vielmehr jetzt Kaiser Louis Napoleon, der auf geschickte Weise das Andenken seines großen Onkels für sich überall auszubeuten versteht, schenkte vor zwei Jahren

der Stadt ein Standbild desselben. Es ist eine Marmorstatue etwas über Lebensgröße, ganz im Zopfstyl des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts, denn so alt ist dieselbe schon, gehalten. Napoleon, noch als Consul, ist in römischer Toga mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, in der Hand ein Ruder haltend, welches er auf eine Weltkugel stützt, dargestellt. Man sprach übrigens in Ajaccio davon, Louis Napoleon hätte versprochen, daß wenn seine Dynastie sich erst mehr auf dem französischen Kaiserthron befestigt habe, so wolle er der Stadt, welche die Wiege seines Geschlechtes ist, auch eine bessere Bildsäule seines großen Onkels schenken. Ajaccio selbst, ja ganz Corsika ist zu arm dazu, als daß es allein aus eigenen Mitteln ein Standbild herstellen lassen könnte, würdig des großen Mannes, welchen es darstellen soll.

Die Nacht ward schlecht verbracht, denn aus Mangel an Platz mußte ich mit noch acht anderen corsischen Gutsbesitzern das große Schlafgemach theilen, und unter diesen waren einige Schnarcher, die wirklich ein graußliches Nasenconcert in allen möglichen Tönen, vom feinsten Diskant bis zum tiefsten Baß, aufführten. Allzuviel Comfort aller Art darf man in einer corsischen Locanda überhaupt nicht erwarten, denn auf verwöhnte, vornehme Gäste sind die Leute nicht eingerichtet. Selbst englische Touristen, die doch sonst überall in so großen Haufen, wo nur etwas ihrer Aufmerksamkeit werth sein kann, hinzupilgern pflegen, haben Corsika noch fast gar nicht bereist, obgleich man von Livorno in so kurzer Zeit hinsegeln kann.

Am anderen Morgen besuchten wir in Begleitung des alten Jugendgefährten Napoleons das Haus, in dem der große Kaiser geboren war.

Man biegt von der Rue Napoleon in eine Quergasse und kommt dann auf einen viereckigen Platz von mäßiger Größe, der, wie fast alle Plätze von Ajaccio, mit einigen Ulmenbäumen besetzt ist. Ein einfaches, graues Haus von drei Stockwerken, mit nur wenigen Fenstern Front, steht an einer Ecke desselben.

Es ist das Geburtshaus von Napoleon Bonaparte, der am 15. August 1769 hier das Licht der Welt erblickte. Durch nichts weder im Aeußern noch im Innern zeichnet sich dies Gebäude von den mittleren Bürgerhäusern aus, wie man sie in Frankreich und Oberitalien zu vielen Tausenden findet, und auch auf die Erhaltung desselben schien bisher nur geringe Sorgfalt verwendet zu sein, denn das Ganze sah baufällig und verfallen aus. Sonst ist das Haus noch nicht sehr alt, denn es ward im ersten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts von einem Fischhändler erbaut. Bei dem alten Corsen erwachten jetzt, wo er die Räume wieder betrat, in denen er als Bube so oft gespielt, die Erinnerungen an jene Zeiten mit doppelter Lebendigkeit. „Ecco Signori (denn er sprach nur italienisch), aus jenem ersten Fenster sei der Jose und Napoleon oft heimlich herausgestiegen, wenn die Mutter sie daselbst im Zimmer eingeschlossen hatte, damit sie die Aufgaben, die der geistliche Herr ihnen gegeben, lernen sollten. Besonders der Napoleon wollte niemals auswendig lernen und sagte seine Gebete und Sprüche immer am schlechtesten her. Wenn wir übrigen Buben dann kamen und einen gellenden Pfiff auf dem Finger thaten, so wußten die Beiden drinnen schon was dies zu bedeuten hatte und kamen zu uns herausgeklettert, und dann ging es draußen vor das Thor und in die Berge. Ja, ja, das waren Zeiten, solche kommen nicht wieder," seufzte der Alte noch hinzu.

Unter diesen Erzählungen traten wir in das öde und unbewohnt stehende Haus, was uns ein junges, hübsches Mädchen in corsischer Landestracht, mit der „Mandile" um das Haar aufschloß. Eine dumpfe, stickige Luft, wie in allen lang eingeschlossenen Räumen, quoll uns entgegen und ward erst besser, wie wir rasch die grauen Jalousieläden öffneten, Sonnenschein und Frische einzulassen. Ganz öde und leer, ohne Geräthe waren alle die mäßig großen Zimmer, mit ziemlich niedriger, weißer Decke und rothem Steinfußboden, wie man in ganz Corsika sie trifft. Unser alter Bauer machte einen guten Führer,

und wußte besser noch in dem Hause Bescheid, wie das junge Mädchen.

Das Zimmer, in dem der große Eroberer zuerst das Licht der Welt, von der er sich später einen so mächtigen Theil unterwarf, erblickte, liegt eine Treppe hoch. Es ist ein einfacher Raum mit zwei kleinen Fenstern, ausgeschlagen mit einer groben, schlechten Papiertapete von blauen Mustern. Die Lätitia habe hier stets geschlafen, sagte uns der Alte, während die Geschäftszimmer ihres Mannes, der ein Advokat mit bedeutender Praxis unter dem Landvolk war, sich in der unteren Etage befanden. Nicht weit davon ist ein kleines einsames Zimmerchen auf die Straße heraus, was Napoleon bewohnte, als er schon so groß war, daß seine ernsteren Arbeiten und Aufgaben es nöthig machten, ihm statt der gemeinschaftlichen Kinderstube mit den übrigen, immer zahlreicher werdenden Geschwistern, ein eigenes Gemach einzuräumen.

In der Wand sind in diesem Zimmer zwei kleine Wandschränke angebracht, in denen der Knabe Napoleon seine Bücher und Schreibgeräthe aufbewahrte. „Seht, hier am Fenster stand sein Schreibtisch, der aus Föhrenholz und grau angestrichen war, ich erinnere mich noch recht gut dessen" sagte der Alte mit großer Lebendigkeit zu uns „und da arbeitete er immer stehend und wenn er verdrießlich war oder ein Gedanke ihm nicht recht in den Kopf wollte, so pflegte er mit der Hand an den Fensterscheiben zu trommeln. Einst, wo er sehr unwillig war, denn der Vater hatte ihn tüchtig in meiner Gegenwart ausgescholten und ihm gesagt, er würde nie ein guter Advokat werden, wozu er anfänglich bestimmt war, trommelte er, als derselbe fortgegangen war, so stark an die Fensterscheiben, daß das Glas zerbrach. Da war denn eine große Verlegenheit, denn die Frau Lätitia war sehr geizig und Taschengeld bekamen die Jungen fast gar nicht. Wir beriethen uns, wie wir das Geld zu einer neuen Fensterscheibe bekommen sollten und der Napoleon gab mir endlich ein hübsches kleines Netz zum Handfischen, was ihm

seine Schwester Karolina gestrickt hatte. Das mußte ich heimlich verkaufen und von dem Gelde wurde die Fensterscheibe, die der Glaser im Stillen einsetzte, bezahlt. So erfuhr die Lätitia nichts davon und der Zank war vermieden, denn sie war eine heftige Frau und mehr wie einmal habe auch ich Ohrfeigen von ihr erhalten.“ Während der alte Corse uns dies erzählte, war der polnische Capitän auf der Stelle, wo Napoleons Schreibtisch gestanden hatte, auf die Kniee niedergesunken und küßte den Boden, auf den derselbe seine Füße gestellt. Später prockelte er mit dem Messer ein kleines Stücklein von den rothen Fliesen des Fußbodens los und steckte dasselbe sorgsam in Papier eingewickelt in die Tasche. Der Mann war ein leidenschaftlicher Verehrer des Kaisers Napoleon, unter dem sein Vater an 20 Jahren gefochten und von ihm eigenhändig mit einem schönen Ehrensäbel beschenkt worden war.

Auch die ziemlich geräumige Küche zeigte der Alte uns. Nach corsischer Sitte diente dieselbe des Abends den Dienstboten zum Versammlungsort, die beim Schein des Heerdfeuers hier spannen und sich die meist düsteren und blutigen Sagen des Landes erzählten. „Hier in der Ecke saß oft des Abends eine alte Base von mir, die viel in das Haus kam, und wir Kinder drängten uns dann um sie herum, daß sie uns Geschichtchen erzählen sollte, von denen sie viele wußte, und die sie trefflich vorzutragen verstand. Das mochte der kleine Napoleon gerne hören und konnte stundenlang ruhig sitzen und die Alte mit seinen großen dunklen Augen unbeweglich anstarren, wenn sie von dem Sampiero und den langen blutigen Kämpfen unseres Volks gegen die Genuesen erzählte. Lieber als alles Spielen mochte der Napoleon solche Kriegsgeschichten hören und die alte Base, Gott habe sie selig, sie ruht nun auch schon an 60 Jahren unter der Erde, hatte ihn deshalb von all uns Buben am liebsten. „Der wird noch mehr wie ihr Alle und mehr wie der Jose“ sagte sie einst, wie mir noch wohl erinnerlich, „Schade, daß du Advokat werden sollst, du müßtest so ein Mann, wie

unser Paoli werden und die Franzosen," welche die Alte haßte, „von der Insel vertreiben helfen," sagte sie zu ihm, der vor ihr stand. Ja dort auf dieser Ecke des Heerds hat Napoleon manche Stunde gesessen. Auch sonst schwänzelte er gerne in der Küche herum, denn er war eigentlich so eine Art von Leckermaul und die „Polenta" konnte ihm nie fett genug sein. Wenn wir Buben uns Fische gefangen hatten, was oft vorkam, dann bat er immer meine Schwester, die ihn gern hatte, daß sie uns dieselben extra kochen solle, ohne daß die Mutter etwas davon merkte, besonders die Friglia und den Capone (Fischarten) mit einer rothen sauren Brühe von „Pomi doro" (Liebesäpfel) mochte er gerne essen. Wenn wir Buben uns recht müde in den Bergen gemacht hatten und bekamen dann so ein Extra-Gericht und einige Feigen oder Granatäpfel dazu, so hielten wir einen köstlichen Schmaus."

„Ich glaube kaum, daß es dem Napoleon später, als er Kaiser in Paris war, besser geschmeckt haben wird, als damals hier in dieser Küche" erzählte der Alte noch. Im oberen Stock des Hauses sollen übrigens einige kleine Baulichkeiten vorgenommen sein, sonst sich aber Alles noch in dem fast unveränderten Zustande, wie es damals zur Knabenzeit des Napoleons Bonaparte war, sich befinden. Wohin die Mobilien und sonstigen Hausgeräthe gekommen sind, wußte Niemand in Ajaccio uns mit Bestimmtheit zu sagen. Einige meinten, Madame Lätitia habe, als sie nach Frankreich zog, ihr ganzes Hausgeräth, was nicht viel Werth gehabt haben soll, denn die Familie befand sich besonders nach dem Tode des Vaters in sehr mäßigen Vermögensumständen, in einer Auction meistbietend versteigern lassen. Einige werthvolle Geräthe aus jenem Hause in Ajaccio sollen sich später noch in ihrem Pallaste in Rom befunden haben. Da man doch die echten Mobilien nicht mehr herbeischaffen kann, so thut man wohl daran, das Haus öde und unmöblirt zu lassen, denn falsche Geräthe würden in demselben nur einen unangenehmen, störenden Eindruck machen.

Daß man übrigens jetzt, wo das Geschlecht der Napoleoniden auf's Neue einen so überraschenden Aufschwung nimmt, ihr Stammhaus auf alle mögliche Weise ehren und schützen wird, läßt sich erwarten. Eine sorgfältige Restauration desselben soll bald stattfinden, wobei aber, wie stets in solchen Fällen, manches Ursprüngliche und Eigenthümliche zerstört und durch Neues ersetzt werden dürfte. Und doch thut solche Aufneuerung noth, wenn nicht das ganze, nicht sehr solid gebaute Haus in wenigen Jahren immer mehr seinem Verfall entgegen gehen soll. Später erzählte man uns noch in Ajaccio, der Prinz Louis Napoleon habe im vorigen Jahre von einem Maler dies Haus und auch das Zimmer, in dem sein großer Onkel geboren worden, abmalen und die Bilder sich nach Paris schicken lassen.

Wie uns das junge Mädchen, die übrigens trotz ihrer corsischen Nationaltracht recht gut französisch sprach, erzählte, wird dies Geburtshaus Napoleons nur von wenigen neugierigen Fremden besucht, und sollen dies größtentheils nur Italiener sein. Was übrigens von französischen Soldaten auf irgend eine Weise nur nach Corsika kommt, versäumt gewiß nicht, diese Geburtsstätte ihres Kaisers zu besuchen und zur bleibenden Erinnerung einige Blätter von den Ulmenbäumen, die vor dem Hause stehen, mitzunehmen.

Einige Stunden beinahe verweilten wir in dem öden leeren Hause, in das durch die geöffneten Fenster die Morgensonne gar freundlich schien, und durchkrochen es von Oben bis zum Keller. Letzterer ist nicht sehr groß und der Weinvorrath des Carlo Bonaparte kann nicht allzubedeutend gewesen sein. Hatte der Mann aber doch, bei nur mäßigem Einkommen und geringem Vermögen, 9 lebende Kinder, die ihm seine feurige und lebhafte Frau gebar, zu ernähren. Da konnte freilich auf einen guten Keller nicht viel verwendet werden. Der Alte erzählte uns übrigens, daß der Advokat Carlo Bonaparte ein lustiger, gutmüthiger Mann gewesen sei, der gern allabendlich in die Locanda gegangen, um mit den Nachbarn ein Stündchen zu plaudern und

einige Foglietten guten Weines zu trinken. Die Frau habe das Regiment im Hause gehabt und sei etwas heftig und dabei sehr sparsam gewesen. Letzteres wäre übrigens wohl dringend nöthig gewesen, denn bisweilen habe es so an Geld gemangelt, daß seine Schwester ihren Lohn nicht habe zur gehörigen Zeit ausbezahlt erhalten können. Trotz der zahlreichen Familie wurden gewöhnlich auch nur zwei Dienstmädchen gehalten, wie auch die Frau Lätitia alle ihre Kinder selbst gesäugt haben soll. Uebrigens sollen die Knaben nicht verwöhnt worden sein und sich alle Morgen ihre Kleider selbst ausgeputzt haben.

Als wir endlich dies Haus wieder verließen, von dem sich besonders der polnische Capitain, der jeden Stein daselbst aufmerksam besah, gar nicht trennen konnte, wollte das junge Mädchen anfänglich gar keine „buona manu“ für ihre Bemühungen nehmen, so daß wir ihr förmlich etwas Geld dafür aufdringen mußten. Im übrigen Italien und Frankreich, aber auch bei uns in Deutschland, hat man solche Delikatesse von Personen, die historische Merkwürdigkeiten zeigen, sonst nicht zu erwarten. Ein schönes, grünes Zweiglein von dem Ulmenbaume vor dem Hause brach sich Jeder von uns zur Erinnerung noch ab.

Da unser Alter, der uns so viel Interessantes von Napoleon's Knabenzeit erzählt hatte, bald nach Hause reiten wollte, so begleiteten wir ihn zuerst noch nach der Locanda zurück. Mit biederem Händedruck schied der freundliche Greis von uns, nachdem wir noch das feste Versprechen hatten geben müssen, ihn in seinem Paese (Dorf), was an zwei Stunden von Ajaccio entfernt lag, wenn es uns irgend möglich wäre, zu besuchen. Solche herzliche Gastfreundschaft, wie in Corsika, habe ich, außer in Schweden, sonst nirgends wieder in Europa gefunden. Trotz seines hohen Alters schwang sich der alte Corse übrigens noch mit jugendlicher Rüstigkeit auf sein Bergroß, gab demselben die Sporen, und den Doppelkarabiner auf dem Rücken, sprengte er so in vollem Galopp davon. Es gibt hier noch viele kernhafte, feste Naturen auf dem Lande, die selbst in hohem Alter

noch jugendliche Kraft und geistige Lebendigkeit sich zu erhalten wissen.

Die Stadt Ajaccio, die wir jetzt durchwanderten, bietet einen freundlichen Anblick dar, wozu schon ihre Lage am Golf sehr viel beiträgt. Wenn auch Bastia größer und älter wie Ajaccio ist, so hat letzteres, als Sitz aller oberen Civil- und Militärbehörden der Insel, doch demselben den Rang abgewonnen. Bastia ist mehr Handels-, Ajaccio mehr eine Beamten- und Soldatenstadt geworden, und die Charakteristik der Bevölkerung beider Städte zeigt dies schon auf den ersten Blick. So wimmelt es auch auf den Straßen von Ajaccio von zahlreichen Civil- wie Militär-Uniformen, ein Anblick, den man in dem uniformslustigen Frankreich, wo man wo möglich selbst den Buben in den Schulen eine Art von Uniform gibt, in noch weit höherem Grade wie selbst bei uns in Deutschland hat. Auch unter der höheren Frauenwelt auf den Straßen, alle in vorletzter Pariser Mode gekleidet, sieht man viele Gesichter, die nicht in Corsika, sondern im übrigen französischen Reich geboren sind. Zwischen allen diesen uniformirten Herren und geputzten Damen drängt sich festen Schrittes und trotzigen Blickes der nur fast in Ziegenfell gekleidete, halb nackte corsische Ziegenhirt aus den Bergen, seinen Doppelkarabiner auf der Schulter, den langen Bergstock in der Hand, umher, und weicht gewiß auch der reichgesticktesten Uniform keinen Zollbreit aus. Französische Officiere, mehr kecke und rasche, wie gerade gute und feste Reiter, galoppiren schwankenden Sitzes auf großen holsteinschen oder mecklenburgischen Rossen umher, dazwischen aber die Landbewohner auf ihren kleinen zottigen Bergpferden mit den lang herunter hängenden Mähnen und den weit geöffneten Nüstern. Auf dem „Cours Napoleon", wie er officiell, oder dem „Corso Napoleone", wie ihn der eigentliche Corse nennt, der Hauptader von Ajaccio, kann man so recht dies verschiedenartige Treiben und alle die mannigfachen Bilder desselben beobachten. Auch einige ganz sehenswerthe Gebäude, unter denen

besonders die Präfektur sich auszeichnet, liegen an diesem „Cours Napoleon." Die schönen schattigen Bäume, mit denen er besetzt ist, vermehren das freundliche und, der 4—5 Etagen hohen Häuser wegen, doch gar nicht kleinstädtische Ansehen dieser Straße. Ein sehr hübscher Platz ist der „Place du Diamant", der am Ende des „Cours Napoleon", hart am Meere liegt. Die herrlichste Aussicht auf den breiten Golf, an dem Corsica liegt, mit seinen felsigen Ufern hat man von hier. Der frischen, kühlenden Seeluft wegen, die über diesen Platz hinstreicht und die in den sehr heißen Sommermonaten in Corsika doppelt erquickend ist, wird derselbe besonders auch viel von Kindermädchen mit ihrem Gefolge von kleinen und größeren Buben und Mädchen besucht. Nie fast sah ich so viel spielende Kinder auf einem Platze vereinigt, wie hier, und konnte mich hierin fast nach dem Zwingergarten in Dresden, an sonnigen Tagen dem Versammlungsplatz sämmtlicher Kindermädchen der ganzen sächsischen Hauptstadt, hinversetzt glauben. Nur die Charakteristik der Mädchen hier mit ihren Kindern war anders, wie dort. Statt der gutmüthigen, blondhaarigen, blauäugigen Sachsinnen von den Ufern der Elbe, oder der dicken, furchtbar häßlichen wendischen Ammen, hier nichts wie schlanke Corsinnen mit ihren gebräunten Gesichtern und den dunkelen Augen, alle in die düstere Landestracht gekleidet. Auch die kleinen corsischen Buben, die kaum laufen konnten, zeigten schon den trotzigen, wilden Charakter, der dies Volk in so hohem Grade auszeichnet, und machten ihren Begleiterinnen viel zu schaffen, wenn auch ihr Treiben mich sehr ergötzte. So sah ich, wie ein Mädchen, die, ihrem französischen Dialekte nach, eine Provencalin sein mußte, einen kleinen 5—6jährigen corsischen Buben, der etwas begangen hatte, über ihre Knie legte, ihm mit echt französischer Ungenirtheit die Höschen abstreifte und mit der Hand eine derbe Züchtigung auf den Theil seines Körpers, der auch bei uns in unserer Jugend Gleiches empfunden hat, angedeihen ließ. Der kleine Bube hielt ruhig still, ohne auch nur, trotz der heftigen

Schläge des zornigen Mädchens, einen Schrei auszustoßen oder sich gar zu einer Bitte oder einem Versprechen herabzulassen, wie Kinder in solchem Alter doch stets sonst zu thun pflegen. Als seine Züchtigerin sich müde geschlagen hatte und ihn endlich frei ließ, lief er, ohne ein Wort zu sagen, fort und zu anderen Knaben, die rings umher standen und der Züchtigung zugesehen hatten. Von diesen ließ er sich eine lange, tüchtige Gerte geben, und schlich mit derselben still hinter dem Mädchen her. Einen Augenblick, wo diese sich bückte, um etwas an ihren Schuhen zu nesteln, benutzte er, sprang rasch auf sie zu und hieb der Ueberraschten zwei bis drei Male aus aller Kraft mit seiner Gerte über den Kopf, worauf er höhnisch lachend rasch fortlief und mit den anderen lachenden und in die Hände klatschenden Buben in einer Nebenstraße verschwand. Absichtlich habe ich diese kleine Scene hier näher angeführt, denn sie scheint mir zur Würdigung des corsischen Nationalcharakters beizutragen. Man kann trotz der oft gleichen Bekleidung die kleinen corsischen Kinder auf den ersten Blick von den französischen heraus kennen. Erstere sehen viel trotziger, ernster, Letztere lustiger und besonders koketter aus. Stundenlang hat es mich amüsirt, auf dem Place du Diamant in Ajaccio derlei Beobachtungen zu machen, denn in seinen Kindern lernt man ein Volk oft mit am besten erkennen.

Nicht weit vom Place du Diamant ist der Place du Marché, der an der einen Seite an den Hafen anstößt. Ein reges Gewühl von Fischern und Landleuten herrscht in den Marktstunden auf demselben. Besonders die „Marinari“ (Fischer) mit dem Reichthum vielgestaltiger und oft sehr buntfarbiger, großer wie kleiner Fische, den das Mittelmeer enthält, spielten eine Hauptrolle auf diesem Markte. Außer den Fischerfahrzeugen findet man nur sehr wenige Seeschiffe im Hafen von Ajaccio liegen, denn die Insel ist zu arm und zu wenig kultivirt, als daß sie viel Einfuhrartikel bezahlen und Gegenstände für die Ausfuhr erzeugen könnte. Nach Marseille, Neapel, Algier und

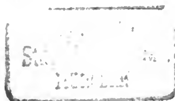
Genua segeln wohl bisweilen kleine Felucken und Brigantinen von Ajaccio aus oder kommen von dort her, dies ist aber auch so ziemlich Alles. Lebhafter ist schon der Handel, der von Bastia aus mit dem nahen Livorno getrieben wird. Von Wichtigkeit für die Insel sind auch die großartigen Thunfisch-Fischereien, die unweit des Golfs von Ajaccio, beim Vorgebirge „Punta della Parata“ betrieben werden. Auf meinen Wunsch, solche Fischerei kennen zu lernen, ging Pasquale Giovanolli mit mir zu dem Besitzer eines Thunfischfanges, den er persönlich kannte. Mit der corsischen Höflichkeit gegen Fremde gewährte der Fischerei-Besitzer sogleich meine Bitte und sagte mir, er wolle am anderen Tage, wenn der Wind günstig wäre, hinaussegeln, um seine Fischerei zu besichtigen, und es würde ihm eine große Ehre sein, wenn ich ihn dabei begleiten würde; ich solle ihn nur die Locanda wissen lassen, in der ich abgestiegen sei, und er wolle mir dann schon das Nähere sagen lassen. Gleiche höfliche Bereitwilligkeit, sobald man als Bittender kommt, habe ich stets in Corsika gefunden. Tritt man aber als Befehlender auf, so ist auch der geringste Lastträger oder Schiffersknecht stolz und rauh, ja fast grob gegen Einen. Die Tochter des Thunfischerei-Besitzers, wozu immer, schon der vielen großen Netze wegen, nicht unbedeutende Kapitalien gehören, fiel mir ihrer großen Schönheit wegen auf. Pasquale erzählte uns später beim Fortgehen, ein französischer Lieutenant habe ihr etwas stark seine Liebe zu zeigen versucht. Ihr Verlobter, ein junger Fischer, sei hierüber mit Recht eifersüchtig geworden, und der Franzose habe eines Abends einen Dolchstich in den Arm erhalten, an dem er mehrere Wochen zu heilen gehabt. Auf meine Frage, ob der jetzige Nebenbuhler denn nicht dafür bestraft sei, lachte Pasquale: Was Strafen für eine solche Kleinigkeit, bei der er im Recht war. Der Junge hielt sich nach der That einige Wochen bei uns auf und ging dann zwei bis drei Monate in See, und als er wieder heimkehrte, hatte sich der Lieutenant, dem es bei uns nicht gefallen mochte, ver-

setzen lassen, und die ganze Sache war vergessen. Die französischen Officiere sollen schon häufiger derlei übele Erfahrungen wegen ihrer galanten Neigungen zu schönen Corsinnen gemacht haben, daher sie im Allgemeinen sich auch nicht gern auf der Insel befinden und das Leben dort als langweilig schildern. Am Nachmittag verließ uns unser gütiger Gastfreund wieder, um in seine Berge zurückzukehren. Wir mußten ihm versprechen, wenn es uns irgend möglich wäre, auch wieder zu ihm zu kommen und längere Zeit dann zu verweilen. Mir erlaubte dies meine Zeit nicht mehr, denn ich wollte bald wieder die Insel verlassen. Der polnische Capitain mit seinem Ivannowitsch ist aber, wie er mir später in Genua erzählte, noch mehrere Wochen bei dem Pasquale Giavanolli gewesen und hat stets die herzlichste Gastfreundschaft bei demselben gefunden. Der Wegritt des Alten sah eigenthümlich aus. Er selbst bestieg sein Leibroß, ließ aber die übrigen vier Pferde frei hinterher laufen, und so jagte er, von denselben gefolgt, zum Thore hinaus. Die corsischen Pferde sind so daran gewöhnt, frei in einer Reihe hinter dem Leitrosse einherzulaufen, daß nie eins ausbricht oder sonst abhanden kommt. Trotz der schmalen, gefährlichen Felsenpfade, die nach seinem Hause führten, wollte Pasquale Giavanolli doch die ganze Nacht hindurch reiten, um am anderen Morgen zeitig daheim zu sein. „Vor den Banditi brauche er sich nicht zu fürchten, den Weg kenne er, sein Hengst gehe so sicher, daß er auch in der dunkelsten Nacht den steilsten Felsenweg damit reiten könne, die übrigen Pferde würden schon nachfolgen, und so sei es im Mondenschein prächtig zu reiten," meinte er, als Einige ihn vor diesem nächtlichen und anscheinend gefährlichen Ritt warnen wollten, und damit sprengte er fort.

Den Abend verbrachten wir noch auf ganz abweichende, echt französische Art. Zufällig traf ich einen Officier, den ich im vorigen Jahr in Algerien kennen gelernt hatte, und der nahm uns in ein Kaffeehaus mit, was fast nur von französischen Offizieren und Beamten besucht ward. Französische Zei-

tungen lagen auf dem Tische, die Dominosteine klapperten, „Garçon encore une chopine; Jean avez-vous de la marée?“ schrie es durch einander nach den kurzbejackten Kellnern. „Ah, j'ai carambolé, c'est un raccroc,“ rief wieder ein Billardspieler, während Andere heftig stritten, wer die beste Sängerin an der großen Oper in Paris jetzt sei, — kurz es war ein echt französisches Kaffeehaustreiben, wie man es in jedem größeren Garnisonsort Frankreichs findet.

Gestern noch das Mahl bei den wilden corsischen Ziegenhirten in den Felsenklüften, heute diese Restauration voll französischer Offiziere und eleganter Civilbeamten; gar verschiedene Bilder, wie nur das Reisen sie gewähren kann.



Ein Tag in Gibraltar.

Eifrig schnob der Dampfer von Algier auf Gibraltar zu. Noch waren es nicht zwei Tage, seit er die alte Corsarenstadt verlassen, und schon tauchte der Felsen von Calpe aus dem Meere auf. Es war ein wunderbar schöner Abend, als wir in die Meerenge von Gibraltar einliefen. In tiefblauer Farbe rollte das mittelländische Meer, und blauer noch als das Meer war der Himmel; kein kleines Wölkchen unterbrach die tiefgesättigte Färbung. Von der sinkenden Sonne in eigenthümlichen prächtigen Farben beleuchtet, traten, je weiter wir in die Meerenge einliefen, immer näher die Küsten zweier Welttheile vor unsere Blicke. Links die afrikanischen Gebirge mit dem seltsam geformten Berge Abyla bis zum Vorgebirge Ceuta, rechts Spaniens Felsenküste, der Leuchtthurm von Tarifa und das Ufer bis zum Berge Calpe, der Gibraltar auf seinem Gipfel trägt. Die seltene Klarheit der Luft und die scharfe Beleuchtung der untergehenden Sonne ließ durch ein gutes Fernrohr alle Kuppen, Zacken und Buchten der beiden Küsten vollkommen deutlich erspähen. Offenbar hat Herkules oder ein anderer Riese Europa und Afrika erst auseinander gerissen, denn wie ein Zwillingspaar gleichen sich die Berge Calpe und Abyla, die Säulen des Stärksten aller Helden. Man ist oft in Versuchung, die Zacken und Klüften derselben näher mit einander zu vergleichen, um zu sehen, ob sie noch in einander passen, und die Spuren ihrer Trennung nicht noch sichtbar sind.

Langsamer, als auf dem früheren Weg, arbeitete und stöhnte jetzt unser Dampfer gegen die Strömung, die stets in diesem engen Verbindungspaß von zwei so mächtigen Meeren drängt. Erwünschter Aufenthalt, um so länger vermochten wir die Schönheiten des Abends zu genießen. Goldner und glänzender wurden die Kuppen der Berge, dunkelviolet die unteren Theile der Felsen, die bereits in den Schatten der Nacht zurücksanken. Hoch oben in den Wolken glänzten zuletzt noch wie ein Feenschloß die hellen Mauern und Thürme einzelner Theile der Festung Gibraltar, auf welche ein günstiger Strahl der scheidenden Sonne fiel.

„Very well, Sir, es ist schön hier," rief der junge englische Seeoffizier freudig neben mir auf dem Gangwege über den Radkasten des Dampfers. Er war eine englische, tüchtige Natur, Passagier wie ich, und der deutschen Sprache ziemlich mächtig. Seine Gesellschaft war eine Gunst des Schicksals, denn der ganze übrige Passagierkreis des kleinen, schmutzigen Dampfers, der uns nach Gibraltar brachte, war so unangenehm und widerlich als möglich. Malteser Handelsleute, eine betrügerische, freche, durch und durch verderbte Raçe, die man leider nur zu viel in Algerien findet, waren der Haupttheil der Passagiere. Ihr schmutziger Anzug, die widerliche Atmosphäre von ranzigem Oel, die sie auf zehn Schritte um sich her verbreiteten, und ihr sonstiges ekelhaftes Benehmen hielten mich in möglichst großer Entfernung von ihnen; selbst ihre Sprache war fast ganz unverständlich. Mehrere Juden aus Tanger, die ein Geschäftchen mit ihren Glaubensgenossen in Algier gemacht hatten, bildeten ein würdiges Seitenstück zu der Bande von Maltesern; stanken die Einen blos nach ranzigem Oel, so vereinigten diese noch andere unliebliche Gerüche damit und suchten ihre Concurrenten auch in Schmutz und Widerlichkeit aller Art zu übertreffen. Dabei schrie, zankte und schacherte dieses Gesindel in seiner gellenden Sprache unter einander herum, daß Einem die Ohren davon wehe thun konnten. Auch an der Be-

mannung unseres Dampfers konnte man wenig Interesse nehmen. Der Capitän war ein alter, ziemlich roher Mann, der Nichts als sein sehr schwer verständliches provençalisches Patois sprechen konnte, und dazu noch an einer starken Schwerhörigkeit litt. Nicht viel höher standen an Geist und Liebenswürdigkeit die beiden Steuermänner, echte Provençalen, wie fast alle die übrigen Matrosen. Der eine der Steuermänner, ein bejahrter Mann mit einem ganz merkwürdig von den Blattern durchfurchten Gesicht, erwies sich übrigens als ein wackerer, herzhafter Mann. Der Zufall wollte, daß ein ungeschickter Matrose noch auf hoher See vom Bord in die See fiel, gerade als das Schiff in sehr schneller Fahrt war; da er nicht schwimmen konnte, sank er wie ein Bleigewicht. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, sprang der Steuermann, nachdem er seinen Rock abgeworfen hatte, dem Sinkenden nach, und wußte diesen mit augenscheinlicher Lebensgefahr und ungeheurer Kraftanstrengung so lange über dem Wasser zu erhalten, bis das niedergelassene Rettungsboot Beide aufnahm. Hätte übrigens der junge Engländer nicht sehr thätigen Beistand beim Niederlassen des Rettungsbootes und Umwenden unseres Schiffes geleistet, so wäre Alles zu langsam geschehen, um eine Rettung möglich zu machen. Der Matrose war bereits leblos, als wir ihn an Bord brachten, und auch der Steuermann so erschöpft, daß er nach seiner eigenen Versicherung es nur noch wenige Augenblicke ausgehalten hätte, sich und den Andern, der ihn fast krampfhaft umschlungen, oben zu erhalten. Lächerlich war bei dieser ernsten Gelegenheit, mit welchen Fußtritten und kräftigen Faustschlägen der englische Offizier die Juden und Malteser aus einander trieb, die schreiend, gaffend, und ohne dabei im mindesten Hand anzulegen, bei dem Herumwenden des Schiffs und dem Niederlassen des Rettungsbootes, hindernd in dem Wege standen. Ich bin überzeugt, der Mann hätte ganz allein zwei Dutzend dieser Wichte zusammengeprügelt, ohne daß dieselben es nur gewagt, offenen Widerstand zu leisten. Die

Verachtung, mit welcher der Britte auf alle diese Kerle hinabsah, war unbeschreiblich komisch; ebenso die kriechende Freundlichkeit, welche sie dafür wieder gegen ihn zu zeigen sich bemühten.

Mich brachte übrigens dieser Unglücksfall zuerst in Berührung mit meinem Reisegefährten, denn bis dahin waren wir fast einen ganzen Tag an einander vorübergegangen, ohne außer einem Gruß nur ein Wort mit einander zu wechseln.

Tiefe Nacht dunkelte nach der kurzen Dämmerung dieser südlichen Gegend, als unser Schiff endlich in der Bucht von Gibraltar den Dampf aus dem Schlot ließ, und den Anker rasselnd in die Tiefe senkte. Gern hätten wir sogleich das enge unbequeme Fahrzeug verlassen, um die Nacht in einem Hôtel Gibraltars zuzubringen, doch die Strenge der englischen Quarantainegesetze erlaubte dies nicht, bevor der Gesundheitszustand des Schiffes untersucht war. In die schmutzige, verpestete Kajüte hätte mich nur die äußerste Nothwendigkeit gebracht, und da diese nicht vorhanden war, so beschloß ich mit meinem Gefährten auch diese Nacht auf dem Verdeck zuzubringen. Der Waterproofrock des Engländers und mein alter Reitermantel gewährten hinreichenden Schutz gegen den kühlen Wind, der sich am Morgen, kurz vor dem Aufgang der Sonne, auf der See zu erheben pflegt.

Ein stattlicher Mastenwald ragte in der Bucht von Gibraltar empor; so weit es die Dunkelheit erkennen ließ, waren Fahrzeuge von allen Größen darunter. Die Mehrzahl der Schiffe, welche die Meerenge passiren will, legt auf der hiesigen Rhede an, um die günstigen Winde abzuwarten, welche es ihnen erleichtern, die Strömung nach dem Mittelmeer zu besiegen. Außerdem ist Gibraltar ein Stapelplatz für den englischen Handel im Mittelmeer und viele Waaren werden von hier in andere Schiffe umgeladen. Die kleinen griechischen und italienischen Fahrzeuge, die man überall in den mittelländischen Häfen in so großer Zahl findet, gehen nicht gern weiter, laden hier ihre Waaren aus und nehmen andere ein. Große ameri-

kanische und englische Handelsfregatten besorgen dann den Weitertransport, zumal nach den überseeischen Häfen. Auch nach der gegenüberliegenden marokkanischen Küste wird von hier aus ein starker Handel in kleinen leichten Küstenfahrzeugen geführt; außerdem ist Gibraltar der Hauptsitz des sehr beträchtlichen Schmuggelhandels, der längs der ganzen andalusischen Küste mit englischen Waaren getrieben wird. Alles dies und seine unangreifbare Lage auf hohen Felsen gibt diesem Platz eine so unendliche Wichtigkeit für England, und ersetzt reichlich die Millionen von Pfunden, welche dieses kahle Felsennest der englischen Regierung schon gekostet hat. Es ist ein Schlüssel zum Mittelmeere, wie Malta der andere, und keine Stimme erhebt sich im Parlament, wenn fast alljährlich im Budget enorme Summen für die endlos vermehrten Fortifikationen dieses Waffenplatzes gefordert werden.

Die Lichter in Gibraltar schienen aus der Höhe durch die Dunkelheit herab. Mehrere Reihen derselben waren in den verschiedenen Theilen der Festung über einander sichtbar und bildeten Guirlanden von hellblitzenden Punkten auf schwarzem Grunde. Auch von Afrika's Ufer konnte man mit dem Nachtfernrohr ein helles Feuer erkennen, und auch an verschiedenen Stellen der spanischen Küste glimmten feurige Funken. Gegen neun Uhr tönte von der Festung ein Kanonenschuß als Signal zur Retraite und sogleich rasselte von der Höhe herab die eintönige Melodie des Zapfenstreiches, von vielen Trommeln geschlagen, und unter dem Trommelwirbel stieg, wie eine riesige Feuerkugel, der Fürst der Nacht, der Mond, aus dem Meere hervor. Die Beleuchtung, die sein bleiches, zitterndes Licht, der ganzen Scene verlieh, war von eigenthümlichem Reiz. Riesig hoch starrte als ein schwarzer Koloß, der kein Ende nehmen wollte, der dunkle Felsen von Calpe aus der silbermatten Fluth, die ringsum seinen Fluß umspielte. Die Raen, Maste und Rumpfe der vielen Fahrzeuge um uns herum erschienen viel größer und selbst die einzelnen Taue derselben zeichneten sich wie scharf gezogene, tiefschwarze

Linien gegen den bleichgelben Luftgrund ab. Das Wetter war mild und eine andalusische Sommernacht mit ihrem ganzen Zauber lag über uns ausgebreitet. Auf unserem Schiffe war es allmählig still geworden. Das maltesische und jüdische Gesindel war in seine Kojen zurückgekrochen und hatte das Verdeck von sich gesäubert. Zusammengehockt in einem Winkel spielten vier provençalische Matrosen, welche die Wache hatten, ein Kartenspiel mit schmutzigen Karten. Obgleich der Einsatz nur in einigen kupfernen Sous bestand, so war doch ihre ganze Seele beim Spiel, und ich glaube, eine Piratenschaar hätte unser Schiff gemächlich ersteigen können, bevor diese nachlässige Wache das Mindeste davon gemerkt. Häufig erscholl ein grimmiges: „trente de Dieu!" „sacristie" oder „larron de Dieu!" in Begleitung ähnlicher provençalischer Fluchwörter von einem derben Faustschlag auf die Verdeckplanke begleitet und verkündete, daß die launische Göttin Fortuna sich einem oder dem anderen Spieler allzuungünstig bewiesen hatte. Lustiger ging es auf einem andalusischen Küstenfahrer zu, der unfern von uns lag. In seinem niederen Mastkorb saß ein halbnackter Matrose und spielte die Mandoline, und die Klänge derselben in lebbaftem Takte mit ihren Castagneten begleitend, tanzten vier Burschen auf dem kleinen Verdeck in unermüdlicher Behendigkeit und Kraft den Fandango. Es war ein hübsches Bild, die Gruppe der Tänzer im Mondenschein. Ihre rothen Netze mit den dicken blauschwarzen Haaren hingen bis auf den Nacken herunter und was sich bei Tage an ihrem Anzuge vielleicht als Loch oder Flecken und Lumpen gezeigt hätte, gab ihnen im täuschenden Mondenschein ein malerisch pittoreskes Ansehen.

Lange standen wir im lebhaften Gespräch auf dem Golliot unseres Dampfers und schauten dabei in die silbernen Gewässer, die rauschend am Kiel sich brachen. Oft schnellte ein Fisch aus der Wasserfläche empor, beschrieb einen hellstrahlenden Kreis durch die Luft und fiel plätschernd in sein Element zurück. Manch Interessantes wußte der junge Offizier zu erzählen. Er kehrte

aus dem indischen Archipel auf Urlaub nach England zurück und hatte zu seinem Vergnügen einen Abstecher dabei nach Algier gemacht. Viel erzählte er von dem Leben in jenen fernen Gegenden, von den blutigen Gefechten die er gegen die malayischen Seeräuber mitgemacht, wobei es Grundsatz sei, alle etwaigen Gefangenen sogleich an der Schiffsrae aufzuknüpfen und einen förmlichen Vertilgungskampf gegen diese Raçe zu führen. Seine aufregenden Schilderungen der Malayenschlachten tönten wie wilder Gesang in den Guitarrenklang und die Mondscheinruhe am Fuße des kriegerischen Felsens.

Endlich suchte sich jeder die weichste Planke des Verdecks zum Lager, schob den Mantelsack als Kopfkissen unter, hüllte sich fest in seinen Mantel, und war bald in einen festen Schlaf versunken. Noch in der Nacht weckte uns das brausende Geräusch eines großen Dampfers, der unfern von uns den Rauch hinausließ und vor Anker ging. Es war der „Jupiter", das englische Postdampfboot von Malta, das uns nach Lissabon führen sollte. Wir fuhren auf und fürchteten, das Schiff werde am frühen Morgen fortfahren und uns so die Möglichkeit nehmen, auch nur einen Fuß nach Gibraltar zu setzen. Mit dem Sprachrohr des Capitäns frug der englische Seeoffizier nach dem Bord des Jupiters hinüber, wann er fortfahre. „Schlag sechs Uhr Nachmittags" lautete die tröstliche Antwort.

In purpurner Gluth ging die Sonne auf; dunkelrosenroth erglühte die oberste Spitze des Felsens, welche das Sonnenlicht zuerst erhielt, und blässer und blässer schattirte sich diese Farbe ab, bis sie zuletzt am Fuße des Berges in dunkles Grau überging. In allen südlichen Gegenden benützt man die kühle Frische des Morgens zur Arbeit, um während der heißen Mittagszeit die nothwendige Siesta zu halten. Auch im Hafen ward schnell alles lebendig, die Fahrzeuge machten ihre Morgentoilette, und fast auf allen Verdecken waren Matrosen thätig, Eimer an Stricken herunterzulassen und die Wasser zur Reinigung heraufzuziehen. Mehrere größere Schiffe, die in das Atlantische Meer wollten,

lichteten unter dem eintönigen J—o, J—o, H—i—o, H—i—o der Matrosen, dem Arbeitsgesange aller nordeuropäischen Seefahrer, die Anker und spannten die Segel aus, da der Wind ihnen günstig geworden war. Eines dieser Schiffe zeigte die Flagge meines engeren Vaterlandes und ich konnte mich nicht enthalten, dem Capitän, der trotz aller mittelländischen Sonne mit seiner gewohnten Pelzmütze auf dem Kopfe in dem Mastkorbe stand, durch unser Sprachrohr eine heimathliche, plattdeutsche Redensart zuzurufen. „Tom Dunnerwäder, dat möt ja een Meklenborger wäsen," schrie mir der sehr Erstaunte durch sein Sprachrohr wieder zurück, und gab mir Grüße an die Heimath mit, da er von hier ein wenig nach Schottland segeln wollte.

Fünfzehn bis achtzehn meist große Schiffe, die ausgespannten Segel vom günstigen Wind gebläht, schwammen bei uns vorüber. Kleine spanische Schmugglerbarken, die im Schutze der Nacht ihr Wesen getrieben hatten, kamen statt der auslaufenden Schiffe wieder herein, sich auf's Neue mit Waarenvorrath zu versorgen. Es waren leichte, sehr schön gebaute Schnellsegler von fünfzehn bis zwanzig Tonnen Tragfähigkeit, vortrefflich geeignet, in die zahllosen kleinen Buchten und Felsenkanäle der spanischen Küste einzudringen. An dem niedrigen Mast führten alle ein großes dreieckiges lateinisches Segel von dunkelbrauner Farbe, das aus der Ferne bei Nacht von den spanischen Zollcarabineros nicht leicht entdeckt werden kann. Die Bemannung war für die Größe der Fahrzeuge sehr stark und bestand meist aus sechs bis acht Männern; die Haare in dem grünen oder rothen andalusischen Netzbeutel aufgebunden, eine braune Manchesterjacke fast wie einen Dolman mit einer Schnur über das roth- und weißgestreifte Hemd gehängt, standen diese Gesellen auf ihren Fahrzeugen, die so rasch wie Taucherenten dahin schossen, in müßigen Gruppen umher, wohlgefällig den Dampf ihrer Papiercigaritos in die blaue Morgenluft blasend. Es waren, so viel man durch das Glas erkennen konnte, stattliche Männer mit verwegenen

Gesichtern, die gewiß die Pistolen und das lange Messer nicht zum Spaß trugen, dessen silberbeschlagener Griff aus dem rothen Wollenshawl, den sie als Gürtel um den Leib gewunden, hervorblitzte. Diese Schmuggler liefern oft den „Carabineros" ernsthafte, sehr blutige Gefechte und lassen sich nicht leichten Kaufes ihre Waaren fortnehmen. Uebrigens soll das ganze Schmugglerwesen, obgleich noch immer beträchtlich genug, in den letzten Jahren sehr abgenommen haben. Eine strengere Organisation der Mauthbeamten, die viel besser als früher bezahlt, dafür aber auch viel mehr im Dienst angestrengt werden, hat das Schmuggeln jetzt zu einem sehr gefährlichen Geschäft gemacht, mit dem sich nur noch die entschlossensten Wagehälse befassen. Mehr noch hat aber eine Veränderung im Zolltarif Spaniens geholfen, der jetzt durchschnittlich nicht mehr so hohe Zollsätze hat, als früher. Wird ein bewaffneter Schmuggler von den Carabineros ergriffen, so kommt er auf die Galeeren, daher sich diese Kerle auch auf Leben und Tod wehren.

Um fünf Uhr erscholl der Reveilleschuß von der Signal-Batterie der Festung und bald darauf kam das Sanitätsboot an Bord; da der Gesundheitszustand des Schiffes rein befunden ward, weil in ganz Algerien seit Jahren weder Pest, noch gelbes Fieber hausen, so erhielten wir sogleich Erlaubniß, an's Land zu gehen. Keinen Augenblick zögerten wir am Bord unseres Dampfers. „Adieu la France!" rief spottend der Engländer, als er sich mit seemännischer Gewandtheit in das kleine Ruderboot des englischen „Steamers" schwang, das wir herbeigerufen hatten. Wir nahmen unsere Plätze und brachten unsere Sachen auf dem Dampfer unter, dann trug uns ein Hafenboot, mit zwei spanischen Ruderern bemannt, schnell an den Hafendamm Gibraltar's.

„Jetzt habe ich wieder englischen Grund unter den Füßen," rief der Offizier lachend und stampfte mit stolzem Fuß auf die Felsenquader der prächtigen Moolen; „sind wir nicht ein tüchtiges Volk? Altengland für immer!" Lachend traten wir in die Thür des eleganten Hôtels, das unmittelbar am Hafen liegt,

unsere Toilette herzustellen und uns durch ein tüchtiges Frühstück für unsere Wanderung zu stärken. Das Hôtel, mit englischem Wirth, englischen Kellnern und — doppelt englischen Preisen, war so comfortable als möglich eingerichtet. Nebenbei bemerkt, die Zahl der ganz auf englische Weise eingerichteten Hôtels mehrt sich in allen südeuropäischen Hafenstädten von Jahr zu Jahr. Die summende Theekanne, der Teller mit geröstetem Brod, weiße, ungesalzene Butter, in einem kühlen Behältniß von kaltem Wasser umflossen, Schnitten von kaltem, etwas roh, aber sonst sehr appetitlich aussehenden Hammelbraten und weich gekochte Eier verkünden überall im Mittelmeer die friedliche Herrschaft Albions. Auch in Gibraltar standen sie bald auf dem blanken, massiven Mahagonitisch mit dem schneeweißen Tischtuch, und mit tüchtigem Appetit ließen wir es uns schmecken. Jetzt erst fühlten wir die rechte humane Verachtung gegen das elende Dampfboot, wo mein zufälliger Blick in die Küche mir einen solchen Ekel eingeflößt hatte, daß es mir unmöglich wurde, von den darin bereiteten Speisen auch nur das Mindeste zu genießen. Früchte aller Art, die ich bei mir führte, hatten nebst Brod und Wein und einigen gekochten Eiern meine einzige Nahrung ausgemacht.

Während wir noch beim Frühstück saßen, marschirte ein Bataillon Hochschotten, das hier in Garnison lag, vorbei, und neugierig eilte ich demselben nach, um es mir genauer anzusehen; kräftige Leute, die Alle so sicher und fest auftraten, wie vorhin mein englischer Freund. Die dicken, vollen, rothen Backen strotzten fast zu sehr von Kraft und Gesundheit und zeigten die Güte des Rostbeefs und des schäumenden Porters, womit England die Wächter seiner Felsenburg ernährt. Die blühenden Gesichter dieser nordischen Männer, wohl durchgängig mit blauen Augen und hellblondem, flachsartigem Haar, stachen vortheilhaft ab gegen die vielen hageren, dunkelgebrannten Spanier, Italiener, Provencalen und Malteser mit den dunkelen Augen und schwarzem Haar, die sich in großen Haufen am

Hafen herumtrieben. Während ich den Schotten noch längere Zeit folgte, deren Marsch eine Nationalweise von sehr eintöniger Melodie zu sein schien, hatte der englische Seeoffizier nach einem Vetter, der in Gibraltar als Hauptmann stationirt war, geschickt. Unter der Leitung dieses angenehmen Mannes traten wir unsere Wanderung an.

Drei verschiedene Felskuppen bilden zusammen den Felsen, auf dem Gibraltar liegt; sie stehen durch einen nicht sehr breiten, niederen Landrücken mit dem spanischen Festlande in Verbindung. Der größte Theil der Stadt liegt am Fuße dieses Felsens, da, wo auf der einen Seite, nach Spanien hin, ein breiter Landvorsprung ist, von dem der Felsen steil aufsteigt. Es sind größtentheils elegante, große Gebäude, flache Dächer und Balkone mit zierlichen Eisengeländern, in dem Geschmack der Gartenhäuser vor den Thoren unserer größeren deutschen Städte. Hohe Fenster mit großen Spiegelscheiben und schneeweißen Gardinen, hellgrün angestrichenen Fensterladen und Hausthüren mit blanken Messingschildern; Alles vom Großen bis auf das Kleinste herab echt englisch. Englisch sind auch die Schilder an den vielen Kaufmannsläden aller Art mit oft sehr großen Waarenlagern, an Restaurationen, Hôtels u. s. w. Ein anderer Theil der Stadt zieht sich steil an dem Felsen hinauf, ja ist in die Klüfte und Spalten desselben hineingeklebt. Die Straßen sind hier so enge, daß kein Wagen darin fahren könnte, und laufen oft unter überhängenden Felsen, welche auf den Dächern zu ruhen scheinen, fort. Steile, enge Felsentreppen verbinden diese einzelnen Gassen mit einander; das Ganze bildet ein wundersames Labyrinth von Gängen und Treppen und Felsenschluchten. Wir traten z. B. in ein Kaffeehaus wie gewöhnlich durch eine Parterrethür von einer Gasse ein. Als wir aber aus den Fenstern des Parterresaales auf die entgegengesetzte Seite blickten, fanden wir, daß der Saal sich auf dieser Seite schon in der dritten Etage befand. Einzelne Partien des Felsens sind ganz kahl und entblößt, andere mit reizenden

Holzungen von südlichen Bäumen oder grünen, sorgfältig gepflegten Grasplätzen bekleidet. Auch einzelne große, weiß angestrichene Kasernen und Magazine findet man hier, obschon die meisten Soldaten in den hohen Kasematten wohnen, die im Felsen selbst eingehauen sind. Unzählig sind die Bastionen, Wälle, Galerien und die großen, ganz in den Felsen eingesprengten Gänge und Kasematten, die Befestigungen dieser unbezwinglichen Felsenburg. Am stärksten ist die jäh in das Meer schießende Seite des Felsens befestigt, die dem spanischen Festlande zugewandt ist, da man von hier aus wohl den Hauptangriff erwarten müßte. Vierhundert Fuß hoch über dem Meeresspiegel ist hier die erste Galerie in den Felsen eingesprengt, siebenhundert Fuß hoch die zweite. Eine lange Reihe mächtiger Kanonen, meist Vierundzwanzigpfünder, wohl einige hundert an der Zahl, starrt mit ihren Schlünden hier aus den großen Schießscharten heraus, Tod und Verderben jedem Feind drohend. Sehr hoch und so geräumig, daß ein Reiter bequem hinter allen Geschützen reiten kann, dabei hinreichend hell, sind alle diese Galerien. Bei anhaltendem Feuern muß aber der Pulverdampf fast erstickend in ihnen werden, auch der Knall der Geschütze, durch den Widerhall verstärkt, soll den Ohren nicht wenig zumuthen. Außer diesen Galerien sind noch mehrere andere Batterien und Bastionen auf dieser Seite des Felsens angelegt, die überhaupt allein an siebenhundert große Geschütze zu ihrer Vertheidigung enthält. Eine der Galerien, welche die Ecke bildet, ist zugleich ein hohes, geräumiges Zimmer, in dem die Schießscharten die Fenster bilden. Hier hat man eine sehr schöne Aussicht, und die englischen Offiziere haben wiederholt große Feste und sogar Bälle darin gegeben. Auf dem Mittelpunkt des Berges steht ein weißes Wachthaus, das zugleich als Telegraphenstation für die ansegelnden Kriegsschiffe dient, da man es weit durch die ganze Meerenge und den Busen von Gibraltar sehen kann. Ein alter Invalide, der als Telegraphenwächter angestellt ist, ließ uns durch das große Fernrohr, das

hier aufgestellt ist, sehen. Auf der ganzen Erde gibt es wohl keinen einzigen Punkt, von dem aus das Auge zu gleicher Zeit so weite Strecken zweier verschiedener Welttheile überblicken kann. Lange weilten wir hier und konnten uns von dem großartigen Panorama, welches unser Blick überschaute, kaum trennen. Da der Invalide von den Offizieren kein Trinkgeld nehmen durfte, so ließen wir uns eine Flasche guten Portwein, den er zum Verkauf an etwaige Besucher führt, von ihm geben. Auf einem ziemlich beschwerlichen, steil ansteigenden Pfade gingen wir jetzt zu der höchsten Kuppe des Felsens, die an elfhundert Fuß gegen das Meer abfällt. Ein alter grauer Thurm aus der Mauren-Zeit ziert diesen Gipfel. So grau und verwittert sehen die Wände desselben aus, daß man sie kaum von dem Felsengestein, aus dem sie hervorzuwachsen scheinen, unterscheidet. Schon die alten Mauren haben den Felsen von Gibraltar mit mehreren Thürmen befestigt, da sie die Wichtigkeit desselben erkannten. Von dem würdigen, greisen Maurenthurm sahen wir einige kleine Affen aus der Ferne in den Felsenschluchten herumklettern. Es sollen noch mehrere hundert solcher Thiere — unsere gewöhnlichen Jahrmarktsaffen, kleine Kerlchen mit langen Schwänzen — in den theilweise unzugänglichen Schluchten des Calpe hausen, die einen gewissen gastfreundlichen Schutz von Seiten des Gouvernements genießen und von Unberechtigten nicht geschossen oder weggefangen werden dürfen.

Auf der Südseite des Berges sind wieder mehrere sehr stark besetzte Forts und in den Felsen gehauene Galerien mit schweren Geschützen; die Mündungen der Kanonen ragen hier kaum zehn bis zwölf Fuß über dem Meeresspiegel hervor, und bei besonders starkem Wellengang soll der Schaum bis in die Schießscharten hinein spritzen. Im Ganzen enthalten, wie ich hörte, alle Werke der Festung Gibraltar an achtzehnhundert schwere Geschütze, eine Zahl, deren Größe ich nicht für übertrieben halte, da das Auge überall auf blanke Kanonenröhre trifft. Man erzählt sich, die englische Regierung habe einen Preis von hun-

dert Pfund für die Entdeckung jeder neuen Stelle ausgesetzt, auf welcher zweckmäßig auch nur noch eine Kanone angebracht werden könne, es sei aber nicht mehr möglich, denselben zu verdienen. Daß Gibraltar bei diesen gewaltigen Vertheidigungsmitteln jemals durch eine feindliche Belagerung eingenommen werden könnte, scheint mir ganz unmöglich; das einzige Mittel wäre eine Cernirung von der Land- wie Wasserseite, um der Garnison alle Zufuhr abzuschneiden und dieselbe allmälig auszuhungern. Aber abgesehen davon, daß die Flotten Englands solche Cernirung nicht leicht dulden würden, wäre dieselbe auch ein sehr langwieriges Unternehmen, da in den großen Magazinen stets ungeheure Vorräthe von Lebensmitteln, die im Nothfall mehrere Jahre für die ganze Besatzung ausreichen können, aufgespeichert sind. Denn hier befinden sich stets Vorräthe aller Art für einen Theil der englischen Flotte im Mittelmeer. Wird Gibraltar daher nicht auf eine andere Weise einst dem britischen Leoparden entrissen, so dürfte dieser seine mächtigen Tatzen noch lange drohend über dasselbe ausbreiten.

Auch das Innere einer Kaserne beschauten wir auf meinen Wunsch. Große Reinlichkeit und Ordnung herrschte in den Höfen, Gängen und Zimmern derselben, und man sah auf den ersten Blick, daß eine strenge militärische Disciplin geübt wurde. Die Zimmer selbst, nach südlicher Sitte mit steinernen Fußböden, waren hell, geräumig und luftig. Jeder Soldat hatte seine eiserne Bettstelle, auf der eine Matratze und eine leichte Decke lagen. Sehr appetitlich sah es in der großen Küche aus. Ungeachtet dieser Bequemlichkeiten wird Gibraltar nicht sonderlich als Garnison geliebt, und Offiziere wie Soldaten gehen lieber hinab, als hinauf. Der Wachtdienst ist sehr streng. Auch das Klima wird nicht gelobt. Daß die Hitze des Mittags, wo die Felsenwände überall die Sonnenstrahlen mit vermehrter Glut zurückprallen lassen, sehr stark ist, empfanden auch wir.

Von dem alten Maurenthurm aus besahen wir noch flüchtig die große St. Michael-Höhle, welche nicht sehr weit davon

liegt. Es geht die Sage, diese Höhle, deren Grund wohl noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, gehe bis auf den Meeresboden, und es finde unter demselben von hier aus eine unterirdische Verbindung mit dem afrikanischen Ufer statt. Vor mehreren Jahren hat ein kühner, englischer Offizier sich an einem langen Tau in diese Höhle hinuntergelassen, ohne jedoch den Boden derselben zu erreichen.

Es war Mittag geworden. In der untern Stadt war es jetzt nicht mehr so lebendig, als am Morgen, da von eilf bis drei Uhr in den heißen Monaten fast allgemein die Arbeit ruht. In den meisten englischen Häusern hatte man die Jalousien niedergelassen, selbst manche Läden waren geschlossen. Demungeachtet beschlossen wir noch einen schnellen Ritt nach der nahen Küste des spanischen Festlandes zu machen. Drei ziemlich gute Reitpferde englischer Zucht waren im Hôtel zu bekommen; wir schwangen uns rasch in die Sättel und galoppirten über die Landzunge nach einem Korkeichengehölz, das vom andalusischen Festlande bei Algesiras einladend herüberschimmerte. Endlich hatte ich wieder ein großes, langhalsiges, englisches Pferd mit englischer Sattlung und Zäumung unter mir, nachdem ich in Algerien nur die kleinen, feurigen, gewandten, maurischen Hengste mit ihren hohen Sätteln und scharfen Gebissen geritten hatte. Daß meine englische Stute auf unebenen Felsenpfaden nicht halb so viel leistete, als die Rosse der Spahis, merkte ich bald, denn dieselbe strauchelte am anderen Ufer auf einem etwas abschüssigen Fußsteig wiederholt, wo die Berber im vollsten Galopp, selbst in der Dunkelheit der Nacht, ganz lustig gelaufen wären. In dem Walde der dunklen Korkeichen war es sehr behaglich und der Schatten der grünen Blätter that uns wohl. Sehr pittoresk ragte auch von dieser Seite der steile Felsen von Gibraltar in die Luft, und unser Zweck, denselben von allen Seiten zu betrachten, wurde zu großer Zufriedenheit erreicht. In einer kleinen, halbzerfallenen Schenke, die eine reizende Lage am Meeresufer unter dem Schatten großer, hoher

Bäume hatte, stiegen wir einen Augenblick ab. Eine malerisch zerlumpte Frau, deren Körper mehr entblößt als bekleidet war, die jedoch trotz Lumpen und Schmutz noch Spuren großer Schönheit zeigte, brachte uns einen Krug mit einem starken spanischen Wein. Zwei prächtige Buben von drei und fünf Jahren mit Gesichtern voll Schelmerei, Gutmüthigkeit und Lebenslust, wälzten sich spielend im Grase herum und schauten dabei mit neugierigen Blicken aus den dunklen, großen Augen uns Fremdlinge an. Der Jüngste dieser Buben war ganz unbekleidet; der älteste hatte ein kleines Fragment von einem Lumpen, der ehemals vielleicht eine Art von Hemd gewesen war, mit grünem Binsengras als Gürtel, wie ein Schurzfell vorgebunden. Ein alter, eisgrauer, blinder Mann, in einen geflickten, abgelegten, englischen Wachtmantel gehüllt, saß daneben bewegungslos in der Sonne, deren Strahlen seinem schon fast ganz erstarrten Körper wohlthaten. Es war ein echt spanisches Genrebild. Wir kehrten langsam den Knaben in dem Korkeichenwald den Rücken und galoppirten ins Hôtel zurück.

Ein Boot brachte uns an Bord des Jupiter, dessen dicke, schwarze Rauchwolke aus dem hohen Schlot zeigte, daß er zur Abfahrt bereit sei. Es ist doch ein Unterschied am Bord eines französischen und eines englischen Schiffes. Die französischen Kriegsdampfboote der Marine sind größtentheils treffliche Fahrzeuge, ihre Offiziere sind oft sehr liebenswürdige, wohlerfahrene Männer; auch die Mannschaft ist gut disciplinirt und tüchtig, und doch ist so viel Studirtes, Geputztes in dem Seewesen der Franzosen. Bei den Britten wird jede Ostentation vermieden, ja fast zu unscheinbar ist Vieles bei ihnen. An der großen englischen Fregatte sind oft lange nicht so viel Vergoldungen und bunte Malereien oder zierliche Holzschnitzereien zu finden, als bei manchem schlechten französischen Küstendampfer; selbst die Commando's auf den englischen Schiffen sind kürzer und einfacher, als bei den Franzosen, wo oft unbedeutenden Ausführungen ein langes, prahlerisches Commando vorangeht.

Auch auf unserem „Jupiter“ konnte man dies wohl erkennen. Als die Uhr sechs schlug, da rasselte der Anker in die Höhe, die mächtigen Schaufelräder fingen erst langsam und dann immer rascher an, in die Wellen einzuschlagen; der Kiel des Schiffes drehte sich und in schneller, sicherer Fahrt enteilten wir der Bai von Gibraltar. Lange dauerte es, bis wir die beiden hohen Säulen des Herkules, dieses gewaltige Felsenportal, aus dem Gesichte verloren.

Cadix.

Man muß von einem kleinen, elenden, französischen Küstendampfer mit seiner schmutzigen Einrichtung und ungeschickten Bemannung kommen, um das Behagen so recht zu empfinden, wieder auf einem großen englischen Paketdampfboot zu sein. Welch gewaltiger Unterschied in Allem, den man schon bei dem ersten Schritt am Bord des Engländers gar bemerkbar empfinden wird. Die größte Reinlichkeit und Ordnung herrscht auf dem Verdeck, alle Planken desselben werden allmorgentlich mit Wasser und einer eigens dazu geformten Art von Sandsteinen abgeschrubbert und sind so weiß, daß man sie ohne Weiteres als Speisetisch benutzen könnte; alles Eisenwerk ist vor Verrostung mit schwarzem, glänzendem Lacküberzug geschützt und das viele Messing, was man überall sieht, glänzt fast als sei es pures Gold, so eben aus der Werkstadt des besten Londoner Goldschmiedes hervorgegangen. Eine breite Treppe, deren Mahagonistufen mit Teppichen belegt sind, die Geländer kunstvoll aus Messing gearbeitet, führt in die erste Kajüte. Mit dem elegantesten Salon eines Landhauses vermag dieselbe in ihrer ganzen Einrichtung zu wetteifern, nur daß sie um mehrere Fuß niedriger ist, wie größere Zimmer sonst zu sein pflegen. Alle Holzarbeit in derselben besteht aus Mahagoni und Cedern, oft sehr kunstvoll in bunten Mustern parkettirt; ein weicher, türkischer Teppich deckt den Fußboden, lange, schwellende Divans von rothem Maroquinleder laufen an den Wänden umher; kurz

man vermißt nichts von dem Comfort, den nur ein wohlhabender Mann sich wünschen kann. Eine ganze Reihe kleiner Schlafcojen, oft für eine, häufiger für zwei Personen eingerichtet, ist an der einen Seite dieser Kajüte angebracht. Ein schmales Bett mit einer Springfedermatratze, ein Sessel und ein Waschtisch mit sehr compendiöser Einrichtung, nebst einigen Haken zum Kleideraufhängen, bilden die ganze Ausstattung dieser Cojen, die natürlich einen so beschränkten Raum darbieten, daß man sich kaum in denselben umdrehen kann. Noch eleganter fast wie diese große Kajüte, die auch zum gemeinsamen „Lunchon“ und Mittagstisch dient, ist die kleine Kajüte, die ausschließlich den Damen eingeräumt wird, eingerichtet. Die Bewirthung auf diesen besseren Dampfern der „Peninsular-Company“ ist der eleganten Einrichtung der ersten Kajüten angemessen. Des Morgens von 7 bis 9 Uhr steht für Jeden ein Frühstück aus Thee, geröstetem Brod und Butter, so gut sie im Süden zu bekommen ist, bereit, und der vielen Spanier wegen, welche diese Schiffe benutzen, ist auch eingeführt, daß man Chokolade nach spanischer Art bereitet, statt des Thees, bekommen kann; um 12 Uhr ist das sogenannte Lunchon aus Cotelettes, kaltem Braten, Sardinen, einmarinirtem Seefisch, Wurst, Käse und ähnlichen kalten Speisen bestehend, dazu Porter, Ale oder auch Portwein nach Belieben, um 4½ Uhr ein sehr gutes Mittagsmahl aus 5 bis 6 Gängen und reichlichem Dessert der schönsten Südfrüchte, ebenfalls mit Portwein oder spanischem Wein nach Belieben, während man Champagner, Bordeaux oder Rheinwein besonders und zwar ziemlich hoch bezahlen muß.

Bei diesem Mittagsmahl, bei dem der Capitän präsidirt, ist Sitte, daß Damen und Herren in sorgfältigem Anzug erscheinen, ja die meisten Engländer kommen nur im Frack und in weißen Halsbinden, und sind oft sehr indignirt darüber, wenn fremde Reisende diese Sitte nicht beobachten. Am Abend gegen 9 Uhr wird wieder Thee mit Backwerk, kaltem Fleisch u. s. w.

auf die Tafel gesetzt. Daß das Tischtuch vom feinsten Damast und fleckenlos rein, das Silber schwer und massiv, die Messer vom besten Stahl, das Service von Porzellan, die Gläser gut geschliffen sind, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Man sieht, eine Fahrt auf einem so großen, gut eingerichteten Dampfer, auf dem man auch stets eine mannigfaltige Gesellschaft gebildeter Reisenden findet, ist keine allzu große Beschwerde, zumal auch, außer beim Sturme, die Bewegungen des Schiffes verhältnißmäßig gleichförmig sind, und seine Räumlichkeit es verhindert, das starke Dröhnen und Zittern der Maschine so sehr zu empfinden, wie es auf kleineren Dampfern oft auf so unangenehme Weise der Fall ist.

Welche treffliche Ordnung herrscht dazu auf diesen Schiffen, wie ruhig und sicher geht Alles auf denselben zu, wie kaltblütig ist der Capitän und die übrigen Offiziere, wie gewandt und beherzt sind die Matrosen. Wahrlich, man fühlt es sogleich, wenn man den Fuß auf die Planke eines der besseren englischen Fahrzeuge setzt, daß Großbritannien die Beherrscherin aller Meere ist, seine Söhne die besonderen Lieblinge des Gott Neptun sein müssen. Nur unsere tüchtigen norddeutschen Matrosen von der Ost- und Nordsee, und dann die Schweden und mehr noch die Norweger, die kühnsten und abgehärtesten Seeleute von Allen, vermögen es in Europa mit den Engländern in jeglicher seemännischer Tüchtigkeit aufzunehmen, alle südlichen Völker werden ohne Ausnahme weit von denselben hierin übertroffen.

Eine herrliche Nacht lag über dem Meere ausgebreitet, wie unser Dampfer die Meerenge, welche den Ocean vom Mittelmeer trennt, passirte. Tiefdunkel, dabei aber sehr rein und klar, war der Himmel, dessen zahllose Sternbilder mit einem Glanze, wie er nur durch die so ungemein durchsichtige Atmosphäre des Südens durchscheinen kann, auf uns herabschimmerten. Dabei leuchtete das Meer in einem so phosphorartigen Schein, wie ich ihn weder früher noch später auf allen meinen

Seereisen je wieder gesehen habe. Es schien fast, als wären es lauter Feuerwellen, so glitzerten und schimmerten die Wasser, welche das kreisende Rad mit seinen mächtigen Schaufeln umherwarf. Es ist ein seltenes, eigenthümlich schönes Schauspiel, was ein stark leuchtendes Meer gewährt, besonders gar noch wenn man dasselbe auf einem schnellen Dampfer, der förmlich mit den feurigen Wellen zu spielen scheint, durchschneidet. Fast die ganze Reisegesellschaft auf unserm Schiff blieb deshalb bis tief in die Nacht hinein auf dem Verdeck, denn linde war auch die Luft und ein sanfter Wind wehte mit warmem Hauch von Afrika's Küste zu uns herüber. Größtentheils waren es englische Familien, die aus Ostindien ins Vaterland heimkehrten, welche den Hauptstamm der Passagiere bildeten. Die Männer oft sehr zusammengeschrumpft und von heißer Gluth gebräunt, die Frauen steif, wenig gewandt, dabei aber oft feine aristokratische Schönheiten. Besonders ein seltsames Ehepaar fesselte gleich anfänglich meine Aufmerksamkeit. Dem Mann, einem hohen Fünfziger, der einen vornehmen Posten bei dem ostindischen Gouvernement bekleidete, sah man auf den ersten Blick an, daß er das beste Mark seines Lebens in diesen durch Klima wie üppige Lebensgenüsse so verderblichen asiatischen Gegenden gelassen hatte, so zusammengedorrt war seine Gestalt, so gelblich, ungesund, ein Zeichen der Leberkrankheit, seine Gesichtsfarbe. Nie sah ich einen lebenden Menschen, der so sehr einer ägyptischen Mumie, wie sie in manchen Museen aufbewahrt sind, ähnelte, als dieser alte vornehme Ostindier. Und die Frau, ein frisches, liebliches Kind, noch fast von kaum 18 Jahren, mit lichten, blauen Augen, rosig weißem Teint, goldenen Ringellocken, eine wahre Sylphide an Gestalt wie Gesichtsausdruck. Das Geld hatte, wie man mir später erzählte, dies ungleiche Ehepaar zusammengekuppelt. Sie war eine arme Anverwandte, wie es in England heißt, und auf Speculation vor wenigen Monaten erst nach Ostindien geschickt worden, dort eine gute Parthie zu machen, was häufig in diesem Lande mit hübschen, englischen

Mädchen geschehen soll. Dem alten Nabob hatte der jugendliche Reiz des schönen Fräuleins gefallen und er hatte sie zur Frau genommen, und kehrte jetzt mit ihr nach England zurück. Später, im Verlauf der weiteren Fahrt nach England, ward mir noch mehr Gelegenheit zu beobachten, welch inneren Widerwillen dies junge, schöne Weib gegen ihren ungleichen Ehegemahl hegte, zugleich aber auch, daß ein hübscher, frischer Offizier, der sich mit am Bord befand, einen ganz anderen Eindruck auf ihr Herzlein machte. Die Eifersucht war eben so vergnüglich anzuschauen, wie die List und Gewandtheit, mit welcher der junge Kriegsheld seiner Dame, trotz ihres wachsamen Eheherrn, dennoch seine Huldigungen darzubringen wußte. Wir jüngeren Passagiere alle hatten größtentheils gegen den alten Nabob, der dazu ein hochmüthiger, aufgeblasener Narr war, Parthie genommen und suchten theils aus Mitgefühl, theils aber auch nur um den Alten zu ärgern, die Courmacherei des verliebten Lieutenants auf jegliche Weise zu unterstützen. Zu einer Menge komischer Scenen, wie man sie auf einer Seefahrt immer gebrauchen kann, gab dies noch Anlaß. Verwundert hat es mich übrigens gar nicht, wie mir längere Zeit darauf ein Engländer, mit dem ich in der Schweiz zusammentraf, zufällig erzählte, der junge Offizier habe die schöne Frau des Alten gewaltsam entführt und sich mit ihr in Gretna-Green trauen lassen. Solch verdorrtes Alter und die frische, feurige Jugend paßten nicht zu einander, und dies unnatürliche Band mußte auch auf ungewöhnliche Art wieder gelöst werden.

Da bot ein junges, spanisches Ehepaar, was bis Cadix mitfuhr, wahrlich ein ganz anderes Schauspiel. Der Mann ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, die Frau weiblicher Anmuth, mit echt südlicher Färbung, der Ausdruck Beider verschönert durch die innigste Liebe zu einander, die aus jedem Zug ihrer Gesichter zu ersehen war. Wenn er so dastand, seine hohe schlanke Gestalt in den kurzen, dunklen Mantel gehüllt, die scharlachrothe Boina (baskische, runde Mütze) keck auf die

schwarzen Ringellocken gedrückt, und die Frau an seiner Seite ihr liebliches Gesichtchen mit den blitzenden, andalusischen Augen oft an seine breite Brust lehnte und der Schein des leuchtenden Meeres Beide mit rosigem Schimmer umfloß, da entbehrte ich es schmerzlich, kein Künstler zu sein, daß ich solche malerische Gruppe meinem Skizzenbuch nicht einverleiben konnte. Viel Unterhaltung gewährte übrigens auch das Treiben der zahlreichen ostindischen Dienerschaft, welche mehrere Passagiere bei sich führten. So hatte z. B. der erwähnte Alte gewiß an sechs männliche Bediente bei sich, lauter schlanke Hindus, ganz in feine, weiße Baumwollengewänder gekleidet. Es waren hübsche, aber schwächlich aussehende Bursche, deren hellbraune Gesichter einen angenehmen, aber gerade nicht sehr energischen Ausdruck zeigten. Ein anderer englischer Offizier hatte einen Malaien als Bedienten bei sich, ganz das Gegentheil der friedlichen, schwachen Hindus. Kraft und Entschlossenheit blitzte aus seinen feurigen Augen, die Gestalt war nicht groß und stark, aber ungemein gewandt und nervigt, und die ganze Persönlichkeit machte den Eindruck, als käme es ihr gerade nicht sehr darauf an, den scharfen, wellenförmig gekrümmten „Kris" der in rother Scheide an einer seidenen Schnur um den Leib getragen ward, in die Brust eines Menschen zu stoßen. Sein Herr lobte sehr den Muth und die Zuverlässigkeit dieses Dieners, der ihm schon an ein halbes Dutzend Jahre auf allen seinen Reisen gefolgt war, sagte aber dabei auch, daß man ihn wegen seines großen Hanges zum Jähzorn sehr vorsichtig behandeln müsse.

Noch einen anderen, seltsamen Passagier hatte unser Dampfer am Bord, einen mächtigen Löwen aus Afrika, den der Pascha von Aegypten nach England zum Geschenk sandte. Ein imponirendes, wahrhaft königliches Thier, wie ich es so groß und schön ausgebildet noch in keiner Menagerie früher gesehen hatte. Die Seefahrt schien ihm aber nicht sonderlich zu behagen, denn er lag fast den ganzen Tag still und gleich als

wenn er sehr matt sei, in einem Winkel seines großen Käfigs, der auf der Mitte des Verdecks befestigt war. Wenn er aber bisweilen brüllte, so schallten die Töne davon mit mächtigem Klang durch das ganze Schiff, bis in den untersten Raum desselben. Ein Araber war diesem Löwen als Wärter beigegeben und zeigte eine ungemeine Sorgfalt für seinen Schützling, dessen Käfig er fast nie verließ. Das schöne Thier schien die Treue seines Wärters aber auch zu empfinden, denn wenn derselbe zu ihm kam, ließ es oft ein eigenes, wohlgefälliges Brummen ertönen, stand bisweilen sogar auf und streckte die Tatze durch das Gitter, sich dieselbe von dem Araber streicheln zu lassen. Bei der Reinigung des Käfigs ging derselbe auch ohne Weiteres in diesen hinein und streichelte und liebkoste den Löwen. Viel Unterhaltung gewährte dies Schauspiel manchen Passagieren und fast stets stand ein Kreis von Neugierigen um den Käfig. Besonders die beurlaubten Soldaten von einem schottischen Regiment, ungefähr 20 an der Zahl, welche der Dampfer von Malta aus mitgebracht hatte, waren fast stete Gäste hier. Die derben, breitschulterigen Gestalten dieser Soldaten, mit ihren dicken, wohlgerundeten Gesichtern, bildeten einen scharfen Gegensatz zu den feinen, schmächtigen Hindus. Wirklich, so ein Getreibe auf einem großen Dampfer, der aus dem Orient kommt, gewährt für die vielen müßigen Augenblicke, die man stets auf einer Seereise hat, Unterhaltung genug, und verkürzt die oft große Langweiligkeit derselben nicht wenig.

Dazu wollte ein glückliches Ungefähr, daß der junge Seeoffizier, mit dem ich schon auf der Fahrt von Algier aus näher bekannt geworden war, einen Vetter und guten Freund unter den Passagieren, die von Alexandrien kamen, gefunden hatte. Es war dies ein junger, lebenslustiger Lieutenant von einem Reiterregiment, der auf längeren Urlaub nach England ging, ein ganz angenehmer Reisegesellschafter, lustig und stets guter Dinge sein schlechtes Französisch, in dem er mich sogar noch zu überbieten suchte, herplaudernd. So ward ich denn auch leichter

mit der übrigen Gesellschaft der ersten Kajüte bekannt, wie sonst wohl der Fall gewesen wäre, da die Engländer auf Reisen sich gegen ihnen nicht vorgestellte Personen sehr gern hinter einen Wall der steifsten Förmlichkeit zu verschanzen lieben. Desto zuverlässiger und thatkräftiger sind sie freilich, wenn das erste Eis der Zurückhaltung erst gebrochen ist, und man sich gegenseitig einander näher getreten. Diese Erfahrung machte ich auch jetzt auf dieser Fahrt wieder, in wohl überzeugender Weise.

Mit rosigem Schein färbte die eben aufgehende Sonne die Fluthen des Meeres, da sahen wir in weiter Ferne zuerst die weißen Thürme und Mauern von Cadix erglänzen. Gleich als seien sie zum Wohnsitz der schaumgeborenen Göttin Aphrodite bestimmt, so tauchen die silberfarbenen Gemäuer dieser Stadt unmittelbar aus den Gewässern des Oceans empor. Man bemerkt vom Schiffe aus die schmale Landzunge, welche dieselbe mit dem Festlande verbindet, gar nicht, und so scheint die durchweg ganz weiße Häusermasse im Meere zu schwimmen. Mit einer blüthenweißen Wasserlilie von riesigem Umfang, die auf klarer Fluth sich schaukelt, könnte man das erste Bild, welches Cadix dem Schiffer zeigt, fast vergleichen, zumal da die weißen Linien der Kirchen und Häuser hie und da von dem Grün der Bäume in Alleen und kleinen Gärtchen unterbrochen werden. Wirklich, der Anblick ist herrlich und eigenthümlich zugleich und hat auf mich wenigstens einen viel größern Eindruck gemacht, wie der von Venedig, als ich diese Stadt, von Triest kommend, zuerst erblickte. Es mag gern sein, daß bei ungünstiger Beleuchtung, wenn düstere Wolken den Himmel bedecken und ihr Wiederschein das Meer verdunkelt, und dasselbe in chaotischen Wellen gegen die Küsten anbraust, dieser erste Eindruck von Cadix viel von seinem Reiz verliert. Am heutigen Morgen aber, wo der Himmel so rein und klar, die Sonne so rosiggolden, der ruhige Spiegel des Meeres so azurblau, hie und da mit feurigem Glanze überhaucht, sich zeigten, machten diese silberweißen Häusermassen, ringsum von der Fluth umgeben,

eine wirklich feenhafte Wirkung. Hat doch auch Cadix im Spanischen den Beinamen die „Perle“, und wahrlich ich wüßte keine zweite Stadt von all den vielen, die ich schon besuchte, welche mit gleichem Recht einen so bezeichnenden und dabei poetischen Beinamen verdiente. In jeder Hinsicht ist sie eine Perle für Spanien und nicht allein seine anmuthigste, reinlichste, sondern auch immer noch mit reichste Stadt. Immer näher rauschte unser Dampfer jetzt seinem schönen Ziel entgegen und schärfer und klarer traten fast mit jeder Radumdrehung die einzelnen Linien des so reichen landschaftlichen Bildes vor unseren Augen hervor. Der Ruf, daß wir bald im Hafen von Cadix einlaufen würden, hatte fast die gesammte Reisegesellschaft aus ihren Kojen hervor auf das Verdeck getrieben. Selbst diese kalten ruhigen Britten, verwöhnt durch die großartigen Naturschönheiten Indiens, woher die meisten von ihnen kamen, wurden von dem entzückenden Panorama, was sich immer mehr und mehr vor unsern Blicken ausbreitete, oft zu Ausrufen des Beifalles, ja selbst der Bewunderung hingerissen. Und mit welchem Jubel begrüßte das schon erwähnte junge spanische Ehepaar, welches die ganze Nacht bei uns auf dem Verdeck geblieben war, die sich in ihrer vollen Pracht so herrlich zeigende Stadt, welche ihnen fortan auf längere Zeit zum Wohnsitz dienen sollte. Der Mann war ein geborener Cadixer, aber seit zehn Jahren von seinem Geburtsort entfernt gewesen, die Frau aus dem Rosen duftenden Thal von Granada, die jetzt an der Hand des Gatten zuerst diesen Anblick genoß. Wahrlich das schöne Paar war eines solchen Wohnorts werth und konnte demselben nur zur Zierde gereichen.

Bald donnerte vom Castello de San Sebastian, was mit seinem hohen Leuchtthurme die Spitze einer weit in den Meerbusen hineinreichenden Felsenzunge bedeckt, ein Kanonenschuß, ich glaube als Morgenreveille, gerade als wir dicht daran vorbeifuhren. Eine Menge Fischerboote und kleine Handelsfahrzeuge kamen uns jetzt entgegengekreuzt und ihre weiße Segel belebten den weit ausgedehnten blauen Spiegel der Bai. Auch einige

große Kauffahrer waren dazwischen und besonders fiel mir eine norwegische größere Brigg auf, die dicht vor uns vorbei lavirte, durch ihr düsteres farbloses Aussehen, was so sehr von all diesen bunten und blitzenden Farben des Südens abstach. Mit einem Sprachrohr rief ich den Capitän an, ihn nach dem Ziel seiner Reise fragend. Nach Fromsö, der nördlichsten Stadt Norwegens, wollte er von hier, in direkter Fahrt. Welch ein Unterschied von dem blauen, sonnigen Himmel Andalusiens nach dem grauen düstern Lappland, wo Tannen und Moose fast die einzige Vegetation noch bilden. Wahrlich das Leben eines Seemanns ist so reich an den verschiedenartigsten Gegensätzen, wie das keines anderen Berufes. Heute tranken diese großen, schlanken, blondhaarigen Normänner, diese echten Söhne des Meeres schon von den ältesten Zeiten her, den feurigen Yeres-Wein unter Orangenbäumen, und schwarzaugige, hochgeschürzte Andalusierinnen voll Gluth und Leben tanzten ihnen ihre Tänze beim Klang des Tambourins vor und lächelten mit verlangenden Blicken um ihre Liebe. Wenn ihr Fuß das Land wieder betritt, schenkt ihnen eine von Thran und Stockfisch duftende Lappin den aus Kronsbeeren gebrannten Branntwein ein und vor der niederen mit Rauch erfüllten Hütte weht ein eisiger Wind, der den Aufenthalt im Freien oft unmöglich macht.

Von dem Mastenwald der Küstenfahrer, dem wir immer näher kamen, entfernt, lag eine stattliche spanische Kriegsfregatte vor Anker. Nach der Habanna sollte dieselbe in den nächsten Tagen abgehen, um an 200 Mann Soldaten zur Verstärkung der dort liegenden Regimenter überzuführen. So weit man es von Außen erkennen konnte, sah diese Fregatte sehr stattlich und sorgfältig ausgerüstet aus, ihr Takelwerk war in gutem, ordentlich gehaltenem Zustande und auch sonst Alles reinlich und zweckmäßig. Selbst die am Bord unseres Dampfers befindlichen englischen Seeoffiziere, sonst so scharfe und kritische Beurtheiler fremder Kriegsfahrzeuge, erklärten sich mit dem Aussehen dieser Spanierin zufriedengestellt. Auch noch andere spanische Kriegs-

schiffe, die eben abgetackelt dalagen, sahen wir später in Cadix, da dies der Kriegshafen der königlichen Marine ist. In welch kläglichem Zustande befindet sich aber dieselbe jetzt im Vergleich jener früheren stolzen Zeiten, wo sie mit die erste Seemacht der Welt bildete. Von hier lief Philipps mächtige Armada aus, welche Elisabeth von England den Untergang bringen wollte und von den kühnen Seeleuten derselben nur mit Hülfe des ihnen günstigen Sturmes bezwungen werden konnte. Und jetzt eine einzige Flottendivision Großbritanniens würde die gesammte spanische Kriegsflotte mit leichter Mühe in Grund und Boden schießen und alle Häfen des Landes in Blokadezustand versetzen können. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben einmal 27 vollständig ausgerüstete Linienschiffe und einige dreißig große Fregatten im Hafen von Cadix vor Anker gelegen, während gegenwärtig die ganze Flotte kaum aus 2 seetüchtigen Linienschiffen, 5 — 6 Fregatten und einigen kleineren Dampfern besteht. Ueberhaupt ist Cadix so recht der Ort, der an die frühere Größe und jetzige Versunkenheit der ganzen spanischen Monarchie erinnern kann. Hier liefen in den alten Zeiten die reichen Silberflotten ein, welche die Schätze der südamerikanischen Kolonien dem unersättlichen Mutterlande zuführten, und Gold- und Silberbarren sollen oft in großen Haufen am hiesigen Hafen aufgestapelt gelegen haben. Jetzt ist man viel bescheidener geworden und Seesalz, was nebst Wein mit einen Haupthandelsartikel hier bildet, ist an die Stelle des Silbers getreten. Ist aber auch seine frühere Bedeutung sehr gesunken, so bietet der Hafen von Cadix doch noch immer ein Bild reger Handelsthätigkeit dar und von Verödung merkt das Auge des flüchtigen Touristen in ihm nur sehr wenig. Noch immer laufen jährlich an 1500 Seeschiffe aller Nationen hier ein und da kann es denn an bunten Bildern aller Art, wie sie ein belebter Hafen stets in so reicher Mannichfaltigkeit zeigt, nicht fehlen. Unser Dampfer hatte zuerst seine Kraft sehr mäßigen müssen, um sicher durch das Gewühl der ihn umringenden kleinen Boote zu kommen,

ohne dieselben zu beschädigen, und die sorglose Trägheit, womit die spanischen Bootsleute ihm nur langsam auswichen, entlockte den Lippen unseres Capitäns, der mit dem Sprachrohr in der Hand oben auf dem Gangbrett über dem Radkasten stand, manch kräftigen englischen Fluch. Er war überhaupt so ein echter englischer Seemann durch und durch und daher von tief innerer Verachtung gegen Alles was Franzose, Spanier oder Portugiese hieß, beseelt. Ungemein komisch war auch stets der Widerwille, mit dem er sich den Anordnungen der spanischen oder portugiesischen Lootsen fügte, wenn wir solche, den bestehenden Vorschriften gemäß, an Bord nehmen mußten. Jetzt endlich stand unser Dampfer, wir waren an Ort und Stelle, konnten in kürzester Frist alle die Herrlichkeiten, die uns so verführerisch schon lange entgegengeschimmert waren, selbst genießen. Doch eine Landung am spanischen Boden ist vorerst noch mit einigen Umständlichkeiten verknüpft, und wir mußten nothgedrungen unserer Ungeduld noch einige Fesseln anlegen. Zuerst kommt ein Sanitäts-Beamter an Bord, der sorgfältig alle Papiere des Schiffs wegen seines Gesundheitszustandes prüft, bevor er den Verkehr mit dem Lande erlaubt. Glücklicher Weise war Alles bei uns in voller Ordnung und wir erhielten freie Praktika, während der spanische Arzt in der Kajüte des Capitäns ein reichliches Frühstück nicht verschmähte. Um die Zoll- und Polizei-Vorschriften, die in den spanischen Häfen ebenfalls sehr beschwerlich sind, und wobei es vielfach auf eine Geldprellerei für die Reisenden abgesehen sein soll, brauchten wir Glücklichen, die wir Alle unsere Sachen am Bord des Dampfers ließen, der von Zoll-Carabiniers, hübschen, martialisch aussehenden Leuten, sorgfältig bewacht wurde, uns weiter nicht zu bekümmern. Wir steckten unsere Pässe in die Tasche, um sie nöthigenfalls am Lande vorzeigen zu können und frei und fessellos betraten wir Spaniens Boden. Eine Nachricht, die uns sehr erfreute, theite der Capitän auch mit, nämlich, daß sein Schiff volle 24 Stunden im Hafen hier liegen bleiben würde, da etwas an der Maschinerie

schadhaft geworden sei, was er hier repariren lassen müsse. Worte von goldenem Klange waren dies für uns, denn gaben sie uns doch längere Frist in dieser schönen Stadt zu verweilen, wie wir erwartet hatten. In vollem Jubel brachte der junge Marine-Lieutenant, mit dem ich mich zusammengethan hatte, dem Verfertiger der schadhaft gewordenen Maschine ein lautes Hurrah aus, worüber freilich der Capitän und einige andere Passagiere, die gern schnell nach England wollten, sehr verdrießliche Gesichter schnitten. Doch was kümmerte uns dies, froh und jubelnd und fest entschlossen, die uns vergönnte Frist nach besten Kräften zu benutzen, um in allen Genüssen, die Cadix nur irgend wie uns darbieten konnte, so recht zu schwelgen, betraten wir das Ufer, und wahrlich diesen Vorsatz haben wir nach besten Kräften ausgeführt, und selten habe ich mein Leben so genossen, als in den 24 Stunden, die ich in Cadix verweilte.

Das Erste, was wir thaten, als ein leichtes Boot uns ans Ufer gebracht hatte, war einen Führer zu miethen. Wir brauchten nicht lange auf einen solchen zu warten, denn nur zu viele Anerbietungen aller Art umdrängten uns gleich bei den ersten Schritten. Cadix ist ja eine belebte Hafenstadt und wo gäbe es eine solche, in der wohlgekleidete Fremde nicht gleich mit Anträgen gewinnsüchtiger Art von allen Seiten bestürmt würden, sobald ihr Fuß nur den Boden betritt. Und doch, welcher natürliche Anstand, welche Würde herrschte bei aller ihrer Unverschämtheit unter dem bunten Haufen von Bootsführern, Lastträgern, Lohndienern, Kupplern, kurz allen möglichen ähnlichen Leuten, welche uns ihre Dienste anboten. Es schienen wirklich nicht die ehrenwerthesten Leute der hiesigen Bevölkerung zu sein und doch unterscheiden sie sich ungemein vortheilhaft wenigstens von ihren Collegen in den französischen und italienischen Häfen. Der gemeinste Spanier hat einen Anstand, eine natürliche Würde, ein so freies sicheres Auftreten, wie es unseren meisten deutschen Hofherren gar sehr zu wünschen wäre. Unter dem Schwarm der uns Umringenden wählten wir einen jungen

Burschen, mit gar verschmitztem, schlauem Gesicht, zum Führer und ständigen Begleiter auf den ganzen Tag und hatten unsere Wahl auch nicht zu bereuen. Juan, der entlaufene Lehrling eines Friseurs und Barbiers, war eigentlich ein arbeitsscheuer Taugenichts, der sein Leben gewiß noch im Zuchthause enden wird, aber für den Zweck, für den wir ihn brauchten, ein trefflicher Führer. Er war munter, lustig, dienstfertig, kannte ganz Cadix durch und durch und war auch im Besitz so vieler französischer Phrasen, um sich einigermaßen uns verständlich machen zu können, da er ein halbes Jahr Bedienter bei einem französischen Kaufmanne hier gewesen war. So nützte er uns trefflich und betrog uns auch nicht mehr, als unsere Börsen zur Noth noch ertragen konnten.

Das Erste, was wir gleich beim Eintritt in die Stadt besahen, war der hohe feste Wall aus Quadern, der dieselbe gleich einem ehernen Gürtel umschließt. An 40 Fuß hoch ist dieser Wall, der von vielen Thürmen und Bastionen noch verstärkt wird. Auch sonst sieht man vom Hafen aus noch mehrere Forts und befestigte Anlagen und lernt die Stärke des Platzes recht erkennen. Jetzt erst konnte ich begreifen, daß Cadix in den Kriegen gegen Napoleon so viele Jahre durch den glücklichsten Widerstand zu leisten vermochte, der Junta von Spanien als der sicherste Zufluchtsort diente, und die kaiserlichen Fahnen nie auf seinen Mauern wehen sah.

Ein Labyrinth von nicht sehr breiten Gassen nahm uns auf, als wir durch das Hafenthor eingetreten waren. Einen hübschen Anblick gewährten dieselben aber trotz ihrer Enge und nie sah ich eine Stadt, die auch in ihrem Innern ein so zierliches und dabei doch wieder vornehmes Ansehen hat, wie diese. Fast alle Häuser sind 3 — 4 Etagen hoch und durchgängig aus Quadern gebaut. Weiße Marmortreppen führen zu den Hausthüren; Marmorstützen tragen die Balkone, die fast an allen Etagen hinlaufen; von Marmor sind die Pilaster derselben; kurz überall Marmor und wieder Marmor auf die reichste und dabei doch geschmack-

vollste Weise angebracht. Die Dächer aller dieser schönen stattlichen Häuser sind flach und reich mit blühenden Orangen, Myrthen und Rosenbäumchen in Kübeln geschmückt, und auf den meisten Balkonen fehlte ein Schmuck der köstlichsten Blumen nicht. Oben auf jedem Dache erhebt sich ein kleiner Thurm, oft mit buntbemalten Fensterchen, zum Ausschauen auf den Meerbusen bestimmt. Hier saßen früher die mächtigen Handelsherren und schauten nach ihren Silbergallionen, von deren reichem Ertrage allein eine solche Stadt gebaut werden konnte. Und wie sauber, wie rein abgewaschen ist Alles hier, wie glatt gefegt sehen die trefflich gepflasterten Gassen aus, nie werden weder Nase noch Augen durch widerliche Eindrücke belästigt. Wahrlich hierin hätte man glauben können im Haag oder irgend einer anderen guten holländischen Stadt, und nicht im Süden Europas, sonst dem gelobten Lande der Unreinlichkeit jeglicher Art, sich zu befinden. Aber nicht phlegmatische, ruhige Holländer füllten diese Straßen, sondern lebhafte, heißblutige Andalusier liefen in denselben umher. Wohlhabende Bauern aus dem Innern Andalusiens, die, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in langer Reihe einhergeritten kamen, waren gleich anfangs das erste Bild, welches unsere Aufmerksamkeit fesselte. Ein buntseidenes Taschentuch in den lebhaftesten Farben war über die rabenschwarzen Haare gebunden und hing in zwei Zipfeln über den Nacken herab. Auf diese Tücher war ein schwarzer, oben spitzzulaufender Filzhut mit breitem Rand, der mit Blumen und bunten Bändern verziert war, gesetzt. Den schlanken Oberkörper umschloß eine kurze enge Jacke von dunklem Tuch mit schwarzen Schnüren und blanken Knöpfen, fast wie ein Husaren-Dolman verziert. Die Aermel dieser Jacken waren aufgeschlitzt, so daß das weiße Hemd in Bauschen hervorsah, und wurden an den Handgelenken durch Knöpfe wieder zusammengehalten. Um den Hals war leicht ein buntseidenes Halstuch geschlungen, über welches der feine weiße Hemdkragen lag, um den Leib eine breite Schärpe von hellrother oder hellgelber Seide, mit lang an der einen Seite herunter-

hängenden Franzen. Kurze, enge Hosen von dunkelgrünem Tuche, an der Seite eng mit silbernen Knöpfen besetzt, die nur bis an das Knie reichten, gelblederne Gamaschen, reich mit Stickereien verziert, bis zur Mitte der Wade, und blank geputzte Schuhe mit glänzenden silbernen Anschnallspornen, vollendeten diesen ungemein reichen und geschmackvollen Anzug. Die Rosse dieser so glänzenden Reiter waren durchweg andalusische Hengste, hinten zwar etwas enge gestellt, sonst aber von sehr stattlichem Ansehen und stolzem, hochgehendem Schritt, der zu dem Ganzen wohl paßte. Das breite Zaumzeug derselben war über und über mit funkelnden Schnallen und Buckeln besetzt und der Ueberzug der altmodisch geformten Sättel, hinten und vorn mit hohen Lehnen, bestand aus buntem Sammet mit goldenen oder silbernen Stickereien oder Borden. Die lang darnieder wallenden Mähnen der Rosse selbst waren mit bunten Seidenbändern durchflochten, und auch an den sehr schönen Schweifen derselben, die bei einigen Pferden fast bis an den Boden reichten, prangte eine bunte Bandrosette. Hübsche, kräftige Gestalten mit scharfgeschnittenen Gesichtern, in denen die dunkelen Augen gar muthwillig blitzten, waren es, die in stolzer, oft sogar etwas übermüthiger Haltung in diesen Sätteln saßen.

Und wenn die hübschen Gaditanas von ihren Balkonen auf diese so überaus stattlichen Reiter die Blitze ihrer Augen herabsendeten, dann mußten die Hengste oft den scharfen Sporn fühlen und in hohen Lanzaden oder muthigen Courbetten sich hervorthun. Es war ein ungemein glänzender und dabei doch sehr geschmackvoller und in nichts überladener Zug, der sich uns zeigte, und in vollkommener Harmonie stand er zu dieser reichen und schönen Stadt. Wir mußten unsern Reisestern, der uns überhaupt in Cadix in Allem, was wir vorhatten, so ungemein begünstigte, preisen, daß uns gleich in der ersten Stunde unseres hiesigen Aufenthaltes solch eigenthümliches Schauspiel zu Theil ward. Im Allgemeinen sieht man unter den Männern sonst wenige nationale Trachten. Die höheren und mittleren

Stände tragen sich ganz französisch; die Arbeiter und Matrosen haben meist weite Pantalons von buntgestreifter oder weißer Leinwand und runde, kurze Jacken von Tuch oder Sammtmanchester und um den Leib eine rothwollene Schärpe. Nationaler sind die Frauen gekleidet, denn selbst die der höheren Stände erscheinen vielfach auf der Promenade und an anderen öffentlichen Orten in der Mantille, dieser geschmackvollsten Tracht für eine schöne Spanierin, die nur erdacht werden kann. Und was für Frauen gibt es hier, welchen Reichthum an Schönheiten findet man überall, wohin der Blick sich nur wendet. Andalusien ist mit Recht seiner schönen Mädchen wegen berühmt, und „el pais de buenos cavallos y buenas mozas“, „das Land der schönen Pferde und schönen Mädchen,“ nennt es eine spanische Redensart. Wahrlich, wenn je ein Spruch wahr ist, so ist es dieser, und allein seiner weiblichen Bevölkerung wegen kann man für eine Reise hieher reich belohnt werden. Die Gestalt klein und fein und doch üppig gebaut, die Taille zart, die Füße so zierlich schlank, wie man sie in deutschen Salons nur selten sieht, der Nacken voll und edel gewölbt, das Gesicht oval, von der mattgelben und dabei doch reinen Farbe des Elfenbeins, die Nase klein und zierlich, der kleine Mund mit schwach gewölbten, purpurnen Lippen, die dunkelen Augen von einem unbeschreiblichen Feuer, die schwarzen Augenbraunen kühn gewölbt, das volle Haar von der tiefblauen glänzenden Schwärze, die das Gefieder des Raben zeigt — dies ist in kurzen Umrissen das Bild einer Gaditanas (Cadizerin). Und dabei ein so sicherer und graziöser Gang, eine solche stolze Haltung des Körpers, so anmuthsvolle Bewegungen in Allem, ein so gewandtes, zwar kokett berechnendes, aber nie unnatürlich aussehendes Spiel mit dem Fächer, ein so schmelzender Niederschlag der großen, dunkelen Augen. Die Tracht ist ungemein kleidsam und ganz darauf berechnet, so viele Reize in ein möglichst vortheilhaftes Licht zu stellen! Oben im Kamm des Haares die schwarze Mantille, welche das edle Oval des Gesichts so passend ein-

rahmt und den vollen Nacken halb verschleiert und doch wieder seine plastischen Formen wieder so sehr hervorhebt, dann ein eng an die üppig schlanken Wellenformen des Körpers sich anschließendes Kleid von schwarzem Seidenstoff, was nur bis an die Knöchel reicht, so daß man die Kleinheit der zierlichen Füße, auf welche die hiesigen Frauen mit Recht so stolz sind, bewundern kann. Seidene, oft durchbrochene Strümpfe und vorn weit ausgeschnittene Schuhe von Seidenzeug oder anderem dunkelen Zeug bedecken dieselben. Dazu ein Gebetbuch mit silberverziertem Einband von schwarzem Sammt in der einen, den Fächer im beständigen Spiel in der anderen zierlichen, schmalen Hand, ein kleines Boukett blühender Rosen vor den Busen gesteckt, so sahen wir diese reizendsten Wesen der Schöpfung in die Kirchen gehen. Unser erster Gang in Cadix war sogleich in diese gerichtet, denn da es noch früh am Tage sich zeigte, so konnten wir schöne Frauen nur an diesen Orten zu sehen hoffen.

In die Kirche von „Santa Cruz sobre las Aguas“ brachte uns unser Juan zuerst, da wir ihm aufgegeben hatten, uns stets dahin zu führen, wo wir die meisten schönen Frauen sehen konnten. Obgleich dies die Hauptkirche von Cadix sein soll, in dem ich, beiläufig bemerkt, überhaupt in Betracht, daß es eine spanische Stadt ist, nur verhältnißmäßig wenige Kirchen sah, so ist der Anblick derselben von Außen nichts weniger wie imposant. Das Innere dagegen ist in edlem Styl und großartig und zeichnet sich besonders durch einen Reichthum von Marmorarbeiten aus. Ehrlich gestanden, habe ich übrigens dem ganzen Gebäude nicht allzugroße Aufmerksamkeit geschenkt, denn zu sehr fesselten die Frauen in demselben meine Blicke. Auf dem glänzenden Marmorboden lagen halb knieend, halb aber auch förmlich hingesunken in ungemein malerischer Haltung gar viele dieser vorhin geschilderten schönen Frauen. Oft waren dieselben im eifrigen Gebet versunken, der Fächer ruhte zusammengefalten in der Hand, die sonst so lebhaft hin- und hersprühenden Augen

ruhten starr und bewegungslos auf einem Fleck, der Ausdruck der tiefsten Frömmigkeit, der aufrichtigsten Gottesverehrung beseelte das ganze liebliche Gesichtchen, was aus der dunkelen Verhüllung der Mantilla, wie ein hell leuchtender Stern hervorblitzte. O, so eine innig betende Andalusierin ist ein Anblick, den man fort und fort stets genießen möchte! Und so wie das Gebet beendigt war, gleich wieder das frühere Leben, die anmuthige Schalkheit, die vielfache Koketterie. Mit tiefer Verbeugung des Kopfes ward ein Bekannter vielleicht begrüßt, ein fast unmerkbares Senken und Heben des Fächers war vielleicht für den unfern davon stehenden Geliebten ein genügendes Zeichen, um in ihm die feurigsten Hoffnungen zu erwecken. Gar manche stattliche junge Männer erblickte ich hier in der Kirche, welche ganz andere Zwecke wie gerade übertriebene Frömmigkeit hieher geführt zu haben schien. Es ist italienische und spanische Sitte, daß in den Kirchen auch die weiteren heimlichen Zusammenkünfte liebender Herzen verabredet werden, und besonders junge, sonst sehr streng bewachte Mädchen finden hier stets Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Liebe mit innigen, vielsagenden Blicken zu begrüßen, ja vielleicht sogar ihm einige traute Worte verstohlen zuflüstern zu können. Nur während des eigentlichen Gebetes herrscht die tiefste Andacht, ja oft die inbrünstigste Zerknirschung, in der übrigen Zeit werden manche nichts weniger wie heilige Zwecke verfolgt. Auch kann der Fremde, wenn er nur jede zu laute Störung vermeidet, selbst während der Messe ziemlich frei und ungenirt umhergehen und Alles, was an dem Gebäude oder den Menschen darin ihn interessirt, besichtigen. Nur wenn zur „Adoracia" die Klingel erschallt, muß man niederknieen oder wenigstens mit gebeugten Knieen und gesenktem Kopfe stehen bleiben, sonst ist man ganz frei und ungenirt.

Neben der erwähnten Kirche befindet sich ein ehemaliges Kapuzinerkloster, in dessen Garten mir eine reiche Gruppe von hohen Dattelpalmenbäumen auffiel, die mich lebhaft nach Afrika zurückversetzte. Es sollten auch in diesem Kloster berühmte Ge-

mälde sein, unter denen sich namentlich einige Murillos auszeichnen, aber die schönen Frauen auf den Straßen und Promenaden zogen uns viel zu sehr an, als daß wir unsere leider nur zu spärlich zugemessene Zeit diesen todten Schätzen widmen wollten. Wir konnten uns gar nicht an diesen lieblichen Gestalten satt genug sehen und opferten alle anderen Merkwürdigkeiten, um immer nur wieder die Gelegenheit zu suchen, einer schönen Gaditanerin in ihre schwarzen Augen blicken zu können. Und wie häufig fand sich diese! Sogar mein englischer Freund, sonst so ruhig und kaltblütig, so abgemessen und nie seinen Gleichmuth verlierend, war hier wie umgewandelt und schien förmlich von all den Reizen, die sein Auge verschlang, elektrisirt zu sein. Ich hatte doch noch so viel Reisegewissenhaftigkeit, um einen Besuch der vorhin erwähnten spanischen Fregatte, eine Besichtigung des Arsenals vorzuschlagen, allein immer ohne Erfolg. Wenn ich sagte: „Aber jetzt wollen wir endlich zur Fregatte", dann antwortete er stets mit seiner englischen Aussprache: „Luaß Sie sein Fregatt, ich Ihnen zeig in Portsmouth vuiel bessere Fregatt, aber nich so schön Frauen. Komm Sie da noch ein vuiel schöner wieder," und dabei zog er mich fort und wir liefen auf die andere Seite der Straße, wo wir wieder eine dieser herrlichen Gestalten schon aus der Ferne bewundert hatten, uns auch mehr in der Nähe an dem Ausdruck ihres Gesichtes zu ergötzen. Und wenn ich gar von Kanonen und von Arsenal sprach und wie es eine Schande gerade für uns beide Männer, die wir uns so sehr für das Seewesen interessirten, sei, diesen Ort wieder zu verlassen, ohne die spanischen Marineanstalten besichtigt zu haben, dann lachte er wieder und rief: „Luaß Sie sein, Kanon und Arsenal das is all dumm Zeug hier. Wenn unsere Königin Victoria das haben wuil, dann schick sie 6—8 große Schiff von uns, un wir haben Alles, un können das in einer Ecke bei uns verpacken und Niemand sieht darnach. Solch schöne Frauen haben wuir aber nich, und wenn die in Portsmouth oder Plymouth spazieren ging, die

ganze Flott lief hinterher vom Admiral bis zum jüngsten „Midschipmen.“

Solchen Beweisgründen war dann freilich nicht zu widerstehen, und so ließ ich Fregatte und Arsenal unbesichtigt und lief mit dem Engländer fast den ganzen Tag die Kreuz und Quer umher, und wo wir reizende Frauen fanden, und unzählige Male geschah dies, da folgten wir denselben oft viele Schritte nach. Zu natürlich und unbefangen sind diese Spanierinnen, als daß sie solchen Zoll der Bewunderung, den wir so gern ihren Reizen brachten, verschmähen und prüde und zimperlich oder gar unwillig darüber aussehen sollten, wie es manches Mädchen bei uns für ihre Pflicht gehalten hätte. Im Gegentheil, die Damen, und es waren sehr vornehme darunter, schienen es ganz natürlich zu finden, daß wir ihren Reizen so ungetheilte Bewunderung schenkten, und ihre Augen blitzten uns oft gar freundlich an. Auch war mein Gefährte ein stattlicher hübscher Mann, mit blondem Haar und blauen Augen, den die Halbuniform der königlichen Marine, die er trug, gar gut kleidete. So entzückt war derselbe übrigens von Cadix und besonders von dessen Bewohnerinnen, daß er hoch und theuer schwur, während der nächsten freien Zeit, die ihm würde, mehrere Monate hier zubringen zu wollen. Vor der Hand konnte freilich nichts daraus werden, denn er war zum Dienst auf eine Fregatte einberufen worden, die längere Zeit an den Bänken von New-Foundland und der canadischen Küste kreuzen sollte. In dem dortigen eisigen Wasser hatte er Gelegenheit genug, die so plötzlich entzündete Glut seines Herzens wieder abzukühlen.

Nur einen Ueberblick über die ganze Stadt und ihre Umgebung gönnten wir uns, und Juan führte uns zu diesem Zweck auf den „Torre de Vigia“, wo sich auch der Signaltelegraph, der die aus- und eingehenden Schiffe signalisirt, befindet. Ein reizendes Panorama breitet sich von der Höhe des Thurmes vor den Blicken aus und lohnt reichlich die geringe Mühe, die seine

Besteigung verursacht. Auf zwei Seiten schweift hier der Blick über den weiten Spiegel des Meerbusens von Cadix, auf dem gleich riesigen Schwänen die Segel vieler größeren wie kleineren Schiffe aus der Nähe und Ferne uns entgegenschimmerten. Auch die vielen Forts und befestigten Thürme, welche ringsum die Stadt schützen, kann man von diesem Thurm aus so recht übersichtlich erblicken und so den besten Begriff von der Stärke des hiesigen Platzes gewinnen. Namentlich das so oft genannte Fort „El Trocadero“ und das große Fort „La Corta dura“ fallen von hier aus sehr in die Augen.

Bei unserem Umherstreifen in der Stadt kamen wir auch auf mehrere große Plätze, theilweise mit ungemein geschmackvollen Gebäuden besetzt. Namentlich der „Plaza de San Antonio“ fiel durch seine Regelmäßigkeit und sein schönes Pflaster von schwarzen Marmorquadern auf. Nicht weit davon lag ein sehr elegant eingerichtetes Kaffeehaus, in das wir eintraten, um uns durch Erfrischungen von unserer vielfachen Wanderung zu stärken. Vortrefflichen Sorbett und auch eine eigenthümliche Art von Gefrorenem, was fast dem Schnee glich, bekamen wir hier, wie denn auch die ganze Einrichtung des Kaffeehauses nichts zu wünschen übrig ließ. Von der großen Zuvorkommenheit der Spanier gegen Fremde sahen wir hier einen recht überzeugenden Beweis. Der vorhin erwähnte junge Spanier, der mit uns von Gibraltar gekommen war und den wir hier antrafen, stellte uns einen Vetter von sich, einen jungen hübschen und sehr elegant aussehenden Marine-Lieutenant vor, der sich auch so ziemlich im Französischen ausdrücken konnte. Mit der liebenswürdigsten Artigkeit bot sich derselbe uns als Führer an, und wir verdanken seiner Gefälligkeit, mit der er uns fast den ganzen Tag begleitete, manche interessante Eindrücke. Auch von unseren englischen Reisegefährten trafen wir hier im Kaffeehause Mehrere an. Der alte Nabob mit seiner hübschen jungen Gattin war darunter, und wo diese sich befand, durfte natürlich ihr Liebhaber, der schon genannte Kavallerie-Lieutenant,

nicht fehlen. Den Alten zu foppen und dem verliebten Mann Gelegenheit zu geben, wo möglich eine Weile allein mit einander sein zu können, war unser Plan, und der spanische Offizier, dem wir denselben mittheilten, ging gern mit darauf ein. Ein echter Spanier wird bei einer Liebesintrigue stets hülfreiche Hand leisten und es ganz natürlich finden, daß man den Liebenden heimliche Zusammenkünfte zu verschaffen sucht. Bei einer Besichtigung der Kirche „Parroquia de San José", einem sehr stattlichen Bauwerk, die wir Alle gemeinschaftlich unternahmen, wußten wir es mit Hülfe von noch zwei Spaniern, die sich uns angeschlossen hatten, auf sehr geschickte Weise dahin zu bringen, daß der Alte im Gedränge von seiner Frau entfernt ward. Eine große Prozession, die gerade stattfand und viele Menschen in die Kirche gezogen hatte, erleichterte sehr unsern Plan. Unter dem Vorwand, seine Frau zu suchen, hatte der spanische Offizier den Alten nun einige Stunden vergeblich die Kreuz und Quer und stets an Orte, wo er sicher war, sie nicht zu finden, herumgeschleppt, bis derselbe endlich in sehr übler Laune sich an Bord unseres Dampfers hatte zurückrudern lassen. Nach einigen Stunden traf auch seine Gattin dort ein, die natürlich ihren Mann auch nicht hatte finden können und also so lange die Begleitung des Kavallerie-Offiziers annehmen mußte. Stoff zu vielem Gelächter gab uns an diesem Tage noch dieser mit verschiedenen komischen Nebenumständen begleitete Spaß und erhöhte so noch unsere schon sehr frohe Laune.

Eine Kaserne spanischer Infanterie zu besuchen, konnte ich übrigens, trotz unseres Vorsatzes, den ganzen Tag möglichst dem Schauen der schönen Frauenwelt zu widmen, doch nicht unterlassen. Die Einrichtung derselben war recht gut und ordentlich gehalten und ließ nicht viel zu wünschen übrig. Auch die Truppen selbst, so viel ich bei dem flüchtigen Sehen derselben beurtheilen konnte, gefielen mir ungemein. Die ganze Uniformirung derselben war tüchtig, ja selbst elegant, und die Haltung der Leute zwar nach preußischen Begriffen etwas zu frei und un-

gezwungen, dabei aber doch gewandt und sicher. Eine kleine Wachtparade, die ich mit ansah, ward so ordentlich und gut abgehalten, und Alles hatte ein so echt militärisches Wesen dabei, daß, einige Auffälligkeiten abgerechnet, man sich selbst in Berlin hätte damit zufrieden erklären können. Sehr tüchtige Soldaten schienen die 200 Mann zu sein, die nach der Habanna eingeschifft werden sollten und die ich zufällig vorbeimarschiren sah. Meist altgediente, kräftige Männer von fester Haltung und entschlossenem Aeußeren, denen man es ansah, daß sie schon einem feindlichen Angriff gewachsen sein würden. Wahrlich wenn nur die ganze spanische Besatzung daselbst aus gleich tüchtigen Leuten besteht, so wird das nordamerikanische Raubgesindel noch recht oft sich blutige Köpfe holen und vergeblich wieder abziehen müssen, wenn es seine Angriffe auf die Insel Cuba fortsetzen sollte.

Nach eingenommenem sehr guten Mittagsmahl in einem englisch eingerichteten Hotel, wo wir unsere frohe Stimmung durch ausgezeichneten Yerezwein noch vermehrten, eilten wir auf die „Alameda", den Hauptspaziergang der schönen Welt von Cadix. Ein reizender Platz mit Statuen, Marmorbänken und einem Reichthum blühender Sträucher und Bäume des Orients, die mit süßem Duft die ganze Luft erfüllten. Großartig und mannigfach ist die Aussicht, die man von dieser unmittelbar am Meer gelegenen Alameda auf die große Bai von Cadix und deren Ufer hat. Sehr angebaut und mit vielen kleinen weißschimmernden Städtchen und Ortschaften besäet, sehen die grünen Ufer dieses Meerbusens aus, während in weiter Ferne sich die Berge der Sierra de Grazalena in violettem Duft verlieren. Und nun dies schöne blaue mittelländische Meer, dessen Spiegel zu sehen man nie müde wird, leise rauschend zu unseren Füßen, während eine schwache Brise, die kaum dessen Fläche zu kräuseln vermag, uns linde die Stirn kühlt, und die Brust sich hebt, die belebende Frische der salzigen Seeluft in vollen Zügen einzuathmen. Und nun gar der zauberhafte Schmuck dieses

Platzes, die so schönen Frauen, die am Abend denselben zum Spaziergang benutzen. Wohin der Blick sich nur wendet: diese schlanken Gestalten, diese edlen Gesichter mit den dunkelen Augen, diese einer Sylphe würdigen Füßchen. Ueberall rauscht die Seide der Mantilla, hört man die im Munde einer schönen Gaditanerin so sehr wohllautenden Töne der spanischen Sprache. Unser liebenswürdige Gefährte, der Seeoffizier, stellte uns seiner Mutter vor, die mit ihren zwei Töchtern und einigen jungen Freundinnen derselben auf diesem Platze lustwandelte. Mit ungemein liebenswürdiger Artigkeit nahmen diese Damen uns auf, und tief bedauerte ich in diesem Augenblicke, daß meine ganze Kenntniß der spanischen Sprache sich nur auf einige Redensarten, die ich aus einem Gesprächsbuch auswendig gelernt hatte, beschränkte. Glücklicher Weise konnte eine der Töchter etwas französisch radebrechen, so daß wir uns denn doch ein Bischen mit einander verständlich machen konnten, was unter vielem gegenseitigen Lachen geschah und manche komische Mißverständnisse hervorrief, die der Bruder, der ziemlich geläufig französisch sprach, dann wieder ausgleichen mußte. Aecht andalusische Schönheiten waren diese Schwestern und besonders die Aeltere derselben hatte so dunkele, feurige Augen, daß man nicht ungestraft allzulange in dieselben hineinschauen durfte. Auch unter den Freundinnen war ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines Obersten, die sich besonders auch durch einen schlanken, edlen Wuchs auszeichnete, während sonst die meisten Gaditanas mehr klein und zierlich von Gestalt sind. Unser neuer Freund schien übrigens sehr in den Fesseln dieser reizenden Donna Mercedes gefangen zu sein, und auch sie diesen stattlichen Anbeter nicht ungern zu sehen, während ein anderer spanischer Marine-Offizier, der sich uns angeschlossen hatte, der Donna Dolores, so hieß die schöne Schwester, nicht ohne Glück den Hof machte.

Zauberhafter fast noch ward Alles, wie der Vollmond mit seinem bleichen, zitternden Lichte diesen ganzen Platz beleuchtete. Silberne, leise sich schwingende Strahlen zog er auf den tief-

blauen Wellen und weißer erschienen in seinem Glanze noch die aufgeblähten Segel der Schiffe. Und wie blitzten jetzt die Augen der vielen Damen, die in immer größerer Zahl, denn das Theater war jetzt geschlossen, die Alameda besuchten, wie schimmerten die Gesichter derselben aus dem dunklen Rahmen der Mantilla hervor, gleich als wären sie aus dem edelsten Marmor von der Hand der besten Bildhauer gemeißelt. Dabei dies eigenthümliche Rauschen der vielen Kleider von schwerer Seide, dies süße Flüstern der liebenden Paare, dies Auf- und Niederschlagen der großen Fächer, es lag wirklich etwas sehr Berauschendes in Allem, und nie wird der Eindruck dieses Abends aus meiner Seele schwinden. Immer und immer hier zu leben war mein höchster Wunsch in diesen Augenblicken. Wirklich mit einem Gefühl des Schreckens sah ich stets unser mächtiges Dampfboot mit seinem hohen, schwarzen Rohr mitten unter allen diesen vielen Segelschiffen liegen, da es mich schon am andern Morgen von hier entführen und nach dem grauen, farblosen Norden Deutschlands bringen sollte.

Nach der fernen Küste von Pommern rief mich leider gebieterische Pflicht von hier. Pommern und Andalusien, kann es wohl größere Gegensätze auf dieser Welt geben!

Gegen 10 Uhr verließen wir endlich die Alameda, um noch einer kleinen „Tertullia“, wozu uns die Familie gastfreundlich eingeladen hatte, beizuwohnen. Das Haus, in dem dieselbe wohnte, lag in der Hauptstraße „Calle-Ancha“ und sah von Außen sehr elegant aus, wie auch alle Treppen und die Gesimse der Thüren und Fenster von weißem Marmor waren. Ungemein einfach war hingegen die innere Einrichtung der Zimmer, und besonders fielen mir die wenigen und schmucklosen Mobilien in denselben auf. Der Fußboden hingegen bestand dafür aus einem sehr zierlichen Parkett von bunten Marmorfliesen, wie auch viele Spiegel in den Zimmern angebracht waren, die überdem noch ihren Schmuck durch einen Reichthum der köstlichsten Blumenboukets, die überall umherstanden, er-

hielten. Auch den Balkon, dessen Glasthüren geöffnet waren, schmückten blühende Orangenbäume in Kübeln und ein balsamischer Wohlgeruch erfüllte von ihren Blüthen alle Räume. Die Bewirthung die wir erhielten, war sehr einfach und bestand in Zuckerwasser, was mit Eis abgekühlt und mit Orangenessenz schwach versetzt war, und kleinen, harten Kuchen, die größtentheils aus Mandeln und Zucker zusammen gebacken schienen. Alle Gläser waren übrigens vom feinsten böhmischen Krystall und die Platten, auf denen Alles herumgereicht ward, von schwerem, massivem Silber. Ein hübscher Schiffsjunge, in sehr reinlicher, kleidsamer Tracht, den der Offizier als Leibdiener hatte, besorgte die Aufwartung. Eine ungemein zwanglose Heiterkeit herrschte in dieser „Tertullia", und besonders entzückte uns Eine der Schwestern durch ihren schönen Gesang, den ihr Bruder sehr gut mit seiner Guitarre accompagnirte. Obschon ich den Inhalt nicht ganz verstand, gefiel mir eine der maurischen Romanzen, welche das schöne Mädchen sang, doch so gut, daß ich sie um die Wiederholung derselben bat. Die andere Schwester ging darauf in ein Nebenzimmer und brachte mir bald ein Blättchen Papier, auf dem mit feiner Mädchenhand die ganze Romanze geschrieben stand, indem sie mich durch ihren Bruder bitten ließ, ich möchte dieselbe als Andenken von Cadix mit in mein Vaterland zurücknehmen.

Der Anfang derselben, den ich hier mittheilen will, lautet:

Rio verde, Rio verde,
Tinto vas en sangne viva
En sangne de los cristianos
Y non de la Moreria
Entre ti é surra Bermeja
Muriogran caballeria
Murieron dusque y condes
Senores de gran vatia
Alli murio Urdiales
Hombre de valor y estima
Hayendo va Saavedra
Por una lavera arriba

Tras el iba un renegado
Que may le conocia.

Auch scherzhafte Lieder wurden gesungen und besonders führten die beiden Schwestern ein sehr komisches Duett mit vieler Grazie aus.

Nach ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden, die mir in so reizender Gesellschaft wie im Fluge vergangen waren, obgleich ich an der Conversation nur sehr geringen Antheil nehmen konnte, verließen wir die liebenswürdige Familie, welche uns gänzlich fremde Menschen mit so großer Gastfreundlichkeit aufgenommen hatte. Nur in Spanien, diesem Lande der Höflichkeit und guten Sitte, wird man solche Zuvorkommenheit gegen Fremde finden. Mit aufrichtigem Bedauern schieden wir von dieser Familie, obgleich wir dieselbe nur erst wenige Stunden kannten, und besonders mein englischer Freund war so bezaubert von derselben, daß er hoch und theuer schwur, wenn je, dann nur eine Andalusierin zu heirathen. Nun, der Seewind auf seiner Fregatte wird ihm derartige Gedanken wohl schon wieder weggeblasen haben, denn für englische Sitte und gar englisches Familienleben dürfte so eine feurige Tochter des Südens sich wenig eignen. Trotzdem daß die mitternächtliche Stunde schon ziemlich nahe war, herrschte übrigens noch viel reges Leben auf den Straßen und besonders auch auf den freien Plätzen. Häufig hörte man auch den leisen Klang der Guitarre, mit der verliebte Herzen ihren Schönen ein Ständchen brachten. An den Fenstern der untern Stockwerke, die in Cadix fast durchgängig mit zierlichem Gitterwerk geschützt sind, lehnten häufig männliche Gestalten, den breiträndrigen Hut tief in die Stirne gedrückt, die Figur im weiten, braunen Mantel verhüllt und plauderten leise mit ihrer Geliebten innerhalb des Zimmers. Dergleichen Zusammenkünfte Liebender, unter dem schützenden Schleier der Nacht, sind in Spanien, selbst unter den höheren Ständen, sehr gewöhnlich, und die Sitte verbietet solche zu stören oder nur aus unbefugter Neugierde zu belauschen. Ein Dolchstoß würde Jedem

werden, der sich unterfinge bei einem so vermummten Liebhaber stehen zu bleiben, um sein Treiben zu beobachten oder gar zu stören, und die öffentliche Meinung solche That ganz natürlich finden. In den Adern des Andalusiers rollt überhaupt gar feuriges Blut, und Dolchstiche, aus Eifersucht oder Rachegefühl ertheilt, sollen auch in Cadix nicht zu den Seltenheiten gehören.

Die Freundlichkeit der beiden spanischen Seeoffiziere, die mit uns von der Tertullia fortgegangen waren, verschaffte uns noch in dieser Nacht ein sehr charakteristisches Schauspiel. Es galt nämlich die in Spanien so berühmten Tänze der „Gitanas“ (Zigeunermädchen) zu sehen. In einer „Posada“ (Schenke) der Vorstadt „Bario Estramuros“ sollten dergleichen Tänze fast allnächtlich stattfinden, und obgleich der Weg dahin ziemlich weit und die Nacht sehr dunkel war, ließen unsere gefälligen Freunde es sich doch nicht verdrießen, uns dahin zu begleiten. Ein reges Gewühl herrschte noch in dieser Vorstadt, die fast ganz aus Weinschänken und Wirthshäusern, in denen die unteren Volksklassen ihr Wesen treiben, bestehen soll. Allein dürften sich Fremde in nächtlicher Stunde wohl nicht hieher wagen, unter dem Schutze unserer beiden Freunde, die, obgleich nicht in Uniform gekleidet, doch allenthalben als Offiziere der spanischen Marine bekannt waren, konnten wir dies sicher thun. Auch unser Juan, der mit einer großen Papierlaterne voraus lief, uns den Weg zu zeigen, schien hier ganz in seinem geeigneten Element sich zu befinden, denn überall ward er freundlich angewiesen und fast jeden Begegnenden grüßte er bei Namen und rief ihm einige Neckereien zu, die fast stets mit lautem Gelächter aufgenommen wurden.

Das Schauspiel, dem wir nun beiwohnten, war ein ungemein charakteristisches, dessen Eindruck nie wieder bei mir verlöschen wird. Durch einen breiten Thorweg der Posada, die, so viel man in der Dunkelheit erkennen konnte, ein altes, verfallenes Gebäude zu sein schien, traten wir in einen großen Hofraum, der mit Bäumen, unter denen roh gearbeitete Tische

und Bänke standen, besetzt war. Einige bunte Papierlaternen hingen an diesen Kastanienbäumen, deren Blüthen sehr dufteten. Die Hauptbeleuchtung erhielt der ganze Hofraum aber von einem Feuer aus Kienholz, was auf einem Roste in einer Ecke desselben angebracht war, und von einigen Buben häufig nachgeschürt ward. Scharfe Lichtscheine warf diese zitternde Flamme auf manche Theile des Hofes, während andere wieder in tiefes Dunkel gehüllt lagen, und paßte so sehr gut zu der ganzen Scenerie. Ein lustiges Getöse herrschte in diesem Hofraum wie wir eintraten, und fast alle Tische waren mit schon meist etwas aufgeregten Zechern besetzt, während Andere in größeren oder kleineren Gruppen umherstanden. Meist waren es Männer die hier versammelt waren, spanische Matrosen, Hafenarbeiter, Hirten der Umgegend, hie und da hatten auch Einige ihre Geliebten bei sich. Wie lachte und plauderte, scherzte und witzelte Alles durcheinander, welche Lust und Lebendigkeit zeigte sich in allen diesen verschiedenen Gruppen. Es war die unterste, wildeste Bevölkerung der Stadt, zwischen der wir uns befanden; das Bestreben in möglichst sinnlicher Lust die Nacht zuzubringen, blitzte sichtbar aus den Gesichtern Aller und doch herrschte nirgends Rohheit und viehische Gemeinheit, wie man sie an Orten ähnlicher Art, in Deutschland und mehr noch gar in England, fast stets auf so widerliche Weise finden wird. Selbst bei den größten Orgien wird der Spanier auch der untersten Stände einen gewissen natürlichen Anstand nicht verleugnen können. Auch bei den anwesenden Mädchen, deren Zahl sich allmählich immer noch vergrößerte, trat dieser Anstand, trotz aller ihrer Ungebundenheit recht sichtbar hervor. Es schienen viele gewöhnliche Frauenzimmer unter denselben sich zu befinden, und manche nichts weniger wie platonische Liebesscene konnte man sehen, aber selbst auch hiebei war stets eine gewisse äußere Würde, eine natürliche Grazie nicht zu verkennen. Wie ganz anders die Bilder, welche man in den Matrosenschänken des Hamburger Berges oder gar in gewissen Tavernen des Lon-

doner Hafens zu sehen bekommt. Die Vermittelung Juans verschaffte uns bald einen Tisch, und der goldene feurige Yeres-Wein stand in den weitbauchigen Flaschen mit den langen Hälsen, die man in Spanien hat, vor uns. Mit großer Höflichkeit machten uns übrigens die Anwesenden Platz, und schienen es gar nicht auffallend zu finden, daß sich Offiziere und Leute der höheren Stände ganz unbefangen unter ihr fröhliches Treiben mischten. Einige Flaschen Wein, die wir auf höfliche Weise den Leuten an den nächsten Tischen bringen ließen, wobei unser Führer den Ceremonienmeister machte, verschafften uns bald Freunde unter denselben, und Juan versäumte nicht, das Seinige zu der allgemeinen Belustigung mit beizutragen. Mit großer Geschicklichkeit spielte er die Guitarre die er sich bringen ließ und sang dazu mit einem ganz angenehmen Tenor mehrere andalusische Volkslieder. Andere Stimmen fielen jetzt ein und fast von allen Tischen klang eine Guitarre, hörte man lustige Lieder, theils allein, theils im Duett, theils aber auch im Chor jetzt singen. Besonders ein Mädchen, die Geliebte eines Fischers, fiel mir durch ihre prachtvolle Altstimme hiebei auf. Es war dazu eine schlanke, bleiche Schönheit, mit Augen von wunderbarem Glanze, in dem sehr feinen und edel geformten, aber etwas verwilderten Gesicht. Ihr Gewand war ärmlich und zerrissen, die feinen Füße ohne Strümpfe, zügelloses, wildes Leben hatte ihr sein Gepräge überall aufgedrückt, und doch zeigte dies Mädchen etwas ungemein Interessantes und man erkannte noch, welche reiche Gaben ihr die Natur geschenkt haben mußte. Unter anderer Umgebung, begünstigt vom Schicksal, wäre diese bleiche Schöne vielleicht eine zweite Catalani geworden, jetzt war sie die zerlumpte Geliebte der Fischer und Matrosen, verbrachte ihre meisten Stunden in den niedrigsten Schenken von „Barnio Estramuros“. Und doch zeigte sich der spanische Stolz auch bei diesem Mädchen wieder auf recht charakteristische Weise, denn wie wir ihr einige Realen schenken wollten, verweigerte sie die Annahme derselben auf sehr

entschiedene Weise. Mit Wein ließ sie sich aber gern bewirthen und schien im Trinken schon eine große Fertigkeit zu besitzen.

Eine halbe Stunde weilten wir in der Posada, da erschienen die Zigeuner, die von Juan herbeigeholt waren. Ein allgemeiner Jubel empfing dieselben und noch mehr steigerte sich die Lust bei ihrem Eintreten. Zwei Bursche und zwei Mädchen waren es, von einer alten Frau, die in ihrer Häßlichkeit wirklich einer Hexe glich, begleitet. Die Tracht derselben war bunt und phantastisch und glich der andalusischen Tracht der Majo's (Stutzer), wie ich sie vorhin beschrieb. Ob die Reinlichkeit und sonstige Beschaffenheit derselben beim Sonnenschein eine Musterung ausgehalten hätte, möchte ich bezweifeln, von dem Schein des Feuers beleuchtet, machte sich dieser phantastische Putz aber recht gut. Dazu waren Alle schlanke, sehr wohlgeformte Gestalten, mit hübschen markirten Gesichtern, die sich übrigens durch einen eigenen Typhus von denen aller übrigen Anwesenden unterschieden. Besonders eines der Mädchen, ein noch junges Kind von vielleicht kaum 15 Jahren, aber schon vollkommen ausgebildet, war in ihrer Art eine große Schönheit und hatte namentlich etwas ungemein Elastisches und dabei Graziöses in der ganzen Haltung ihres Körpers.

Zwei Flaschen Yeres-Wein tranken die Gitanas auf unsere Rechnung und fingen dann ihren Tanz an. Zuerst begann das junge Mädchen, die Kastagnetten an den Fingern, unter den Klängen des Tambourins, welche die zwei Männer schlugen, den „Ole“ zu tanzen. Welche Grazie der Bewegung, welche Leichtigkeit, aber auch wieder welche feurige Sinnlichkeit entwickelte sie bei diesem Tanze. Wie hob der schlanke Körper sich aus den Hüften, wie suchte verlangend das zarte Köpfchen nach dem Gegenstand der Liebe umher, wie breiteten sich die runden Arme in den Lüften aus, denselben gleichsam zu umfangen. Und dazu diese Beleuchtung von der grellrothen zuckenden Flamme, diese Düfte der Kastanienbäume, diese vor Lust mit dem Finger schnalzenden und die Melodie des Tanzes begleitenden Burschen und

Mädchen ringsumher, mit ihrer ganzen andalusischen Lebendigkeit. Und wie die Kleine endlich ermüdet abtrat, da sprang rasch das ältere Mädchen mit dem einen Burschen vor, und der üppige Fandango begann. Rascher noch schlugen die Tambourins, lebhafter klapperten die Kastagnetten, feuriger und wilder wurden alle Bewegungen, das war ein Tanzen, jede Nerve im Körper zuckte mit vor Lust und Vergnügen. Keine mühsam angelernten maschinenmäßigen Bewegungen, wie bei unseren Theater-Balleten, zeigten sich, man sah es den Tanzenden an, daß sie so und nicht anders tanzen mußten, da es ihnen gar nicht möglich gewesen wäre, die wilde Gluth, die ihren Körper durchraste, zu zügeln und in weniger feurigeren Bewegungen zum Ausdruck zu bringen. Dabei berührten sich die Tänzer nur selten und höchstens nur ganz vorn mit den Händen, während der Bursche in wilden Sprüngen die sich nur mit dem Oberkörper hin und herwiegende Tänzerin umkreiste. Oft stand das Mädchen fast ganz ruhig auf ihrem Platze, die Füße waren wie gefesselt und nur Leib und Brust, Arme und Kopf folgten dem Takte der Musik, dann plötzlich durchzuckte bachantische Lust auch sie wieder, ihr ganzer Körper wirbelte herum, daß die kurzen Röcke hoch auf wallten, und in den leichtesten und graziösesten Sprüngen umschwebte sie wieder ihren Tänzer. Es lag etwas ungemein Sinnliches, das Blut in Wallung Bringendes, in dem ganzen Ausdruck dieser Tänze. Für ein deutsches Fräuleinstift hätten sie wahrhaftig nicht gepaßt, und doch halte ich sie für sittlicher, wenigstens von höherem Standpunkte aus, wie die eckle, berechnete Frivolität, die durch und durch den Tanz aller unserer deutschen Ballet-Tänzerinnen charakterisirt, und die zu schauen selbst unsere zimperlichsten Damen keinen Anstand finden, die man die Knaben aus den Kadettenhäusern und die Mädchen aus den Pensionaten sehen läßt. Diese andalusischen Nationaltänze, von Gitanas getanzt, versinnlichen die Macht der Liebe, von dem sanftesten Erbeben, bis zum wildesten Entzücken, und sind üppig, sinnlich, verführerisch und oft von den wildesten Bewegungen, aber es ist doch Kraft und Na-

türlichkeit in ihrem Ausdruck. Diese feile, schamlose Berechnung, dies völlig Sittenlose, was sich doch noch wieder mit dem geborgten Flittermantel der Scheinheiligkeit zu umgeben trachtet und deshalb einen so verderblichen oder auch, wie auf mich und viele Andere, widerlichen Eindruck macht, fehlt ihnen gänzlich. Auf unseren Theatern haben diese andalusischen Tänze, selbst wenn sie von reisenden spanischen Ballet-Tänzern getanzt werden, mir stets eher Abneigung wie Vergnügen verursacht, unter andalusischem Himmel, beim Schein der Kienholzflammen, umgeben von Söhnen und Töchtern des Landes, muß man von leichten vollbusigen, hochgeschürzten Zigeunermädchen sie tanzen sehen, wo Gesänge sie begleiten und Kastagnetten und Tambourins dazu erschallen. Und mit welcher Lust wurden an jenem Abend diese Tänze von allen Anwesenden begleitet, wie rief es stets „Alza salero alza", wenn ein Tänzerpaar endlich ermüdet sich ausruhen mußte und rasch dann das Andere an seine Stelle trat. So ging es fort und fort, stets neue Bilder führten sie unseren Augen vor, nie wurden wir des Schauens derselben müde. Sogar mein englischer Freund war in einen förmlichen Taumel des Entzückens gerathen, einige Guineen, (in Cadix gar wohlbekannt), warf er den Zigeunern zu, zu immer neuen Tänzen sie antreibend, einige andere der Wirthin der Posada, daß sie stets frischen Yeres-Wein für alle Anwesenden bringen solle. Wild, sehr wild ging es jetzt in diesem Hofe zu, der feurige Wein verfehlte seine Wirkung nicht und es gab der Scenen viele, die sich wohl unter nächtlichem andalusischen Himmel sehen, aber nicht in einem deutschen Buche beschreiben lassen. Und doch in aller dieser ungestümen Lust, diesem bachantischen Gerase, denn zuletzt tanzten, sangen, schrieen Alle bunt durcheinander, doch keine viehische Rohheit, oder widerliche Gemeinheit, obgleich es Fischer, Matrosen, Hafenarbeiter mit ihren zeitweiligen Geliebten waren, die hier umhertobten.

Der anbrechende Morgen beendigte nothgedrungen dies Treiben. Mit schwachem Rosenroth begann der untere Saum des Horizonts sich zu färben, da verließen wir den Hof der Posada.

Noch ein herzliches „Vága usted con dios“ ein „buen viage“ der beiden Offiziere, ein stürmisches „E viva senores Ingleses“ des uns begleitenden wilden Haufens, und ein leichtes Boot, mit vom kühlen Morgenwind geblähten Segeln, brachte uns durch die Bai an unsern Dampfer. Hier ward schon zur Abfahrt geheizt und lärmend wirthschafteten die Matrosen auf dem Verdeck umher, die nöthigen Arbeiten für dieselbe zu verrichten. Und wie die Sonne die Gipfel des hohen „Cerro de S. Cristobal“ vergoldete, wandte auch unser Schiff wieder den Schnabel, die Räder schlugen ein, und mehr und mehr verschwand nun Cadix unseren noch lange dahin zurückgerichteten Blicken.

Lissabon.

„Da liegt das Kap Vincent, die südlichste Spitze von ganz Europa," rief uns der Capitän unseres Dampfers zu, und ich kann nicht läugnen, es gewährte mir ein eigenthümliches Interesse, dieselbe jetzt zu umfahren. Und doch sieht dasselbe nicht anders aus, wie jedes andere Vorgebirge, und wir Alle auf unserem Dampfer würden ohne diese Hindeutung darauf gleichgültig vorübergefahren sein. Jetzt freilich war ein allgemeines Hinsehen auf das Kap, und wer im Besitz eines Fernglases sich befand, versäumte gewiß nicht, diesen äußersten Südpunkt unseres alten Europa ja recht aufmerksam durch dasselbe zu betrachten.

Sowie man übrigens über das Kap herum ist, merkt man bald, daß man sich jetzt im großen freien atlantischen Ocean und nicht mehr in der Meerenge zwischen den zwei Welttheilen befindet. Die Wellen werden höher und länger dahinrollend, das Wasser nimmt bald eine noch hellgrünere Färbung an, und auch die Seeluft selbst wird reiner und salzhaltiger. Es war übrigens gerade die scheidende Sonne, die uns das Kap noch beleuchtete, die wieder aufgehende sollte uns Portugals königliche Hauptstadt schon zeigen. In gerade vierundzwanzig Stunden hatten wir den Weg von Cadix dahin zurückgelegt.

Zu hoch gesteigerte Erwartungen sind stets das größte Unglück des Reisenden; dies erfuhr ich auch jetzt wieder in vollem Maß. Was hatte ich nicht Alles von der reizenden Lage des königlichen Lissabon an den breiten Ufern des Tajo gehört und

gelesen. Ein zweites Paradies sollte hier sein, und nichts auf der Welt sich mit dem Schauspiel vergleichen, wenn man an einem schönen Sommermorgen den Tajo hinaufsegelte, so hatte mir noch oft ein junger gebildeter Portugiese, mit dem mich der Zufall früher längere Zeit zusammengeführt, versichert.

Solche frohe Hoffnungen trieben mich denn schon am grauenden Morgen aus dem zwar eleganten, aber engen Schlafraum, als unser Dampfer in die Mündung des Tajo hineinrauschte. Man merkte augenblicklich, daß das Schiff in die stärkere Strömung gerieth und gegen dieselbe hinanarbeiten mußte. Schon kurz vorher bei einem hohen Leuchtthurm war ein portugiesischer Lootse zu uns an Bord gekommen. Ein kleines, braungebranntes dürres Männchen war es, ganz in einen weiten braunen Mantel von grobem Wollenzeug gehüllt, und stach so trübselig gegen die derben, rothwangigen Matrosen unseres Schiffes, lauter echte Söhne Alt-Englands, ab. Und mit welcher krächzenden Stimme ertheilte er in einem Gemisch von Englisch und Portugiesisch dem Meister Smith, erstem Steuermann unseres Dampfers, seine Befehle, die dieser mit sehr unwilligem Gesicht darüber, jetzt wenigstens unter dem Befehl eines tief von ihm verachteten Portugiesen stehen zu müssen, an die Leute verdolmetschte.

Es ist ein schöner, mächtiger Strom dieser Tajo, hier, wo er seine Fluthen dem Ocean zuwälzt, und man könnte ihn seiner Breite und Tiefe wegen eher für eine weit einschneidende Meeresbucht, als für ein Binnenwasser halten. Trägt er doch auch oft die mächtigste Kriegsflotte bis dicht vor die Mauern Lissabons. Die Ufer desselben sind fruchtbar, voll südlicher Vegetation und reich bedeckt mit Dörfern, die sich aus der Ferne besser als in der Nähe präsentiren, geschmückt mit Landhäusern, Kirchen und den Trümmern alter Schlösser. Eine fortlaufende Reihe lieblicher Bilder erfreut das Auge, großartige Eindrücke, die für das Leben bleiben, habe ich aber auf der ganzen Fahrt nicht gewonnen. So weit das Auge die Gestaltung des Landes vom Schiffe aus verfolgen kann, ist dasselbe an beiden Ufern

wellenförmig geformt und dabei üppig mit Bäumem südlicher Vegetation begrünt. Unter den vielen Ortschaften, die sich immer näher zusammendrängen, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, fesselte Belem mit seinen Thürmen und weitläufigen Klosterhallen zumeist meine Aufmerksamkeit. Von grünen Bäumen halb umschattet streckte es seine stattliche, lange Front am Strome hin. Wo man auf Spaniens und Portugals Boden großartige Gebäude der älteren Zeit sieht, da kann man sicher sein, daß sie mit Hülfe des Klerus gestiftet sind und religiösen Zwecken dienen mußten. Die Kraft beider Länder, vereint mit den Schätzen der reichsten Colonien Asiens und Amerikas, diente einst so treu dem Klerus, opferte demselben alle seine Schätze, und was hat er aus ihnen gemacht? Verdorben, verfallen sind diese beiden so überaus reich von der Natur begabten Länder in geistiger wie materieller Beziehung, und Portugal am meisten. Und wie herrlich ist dabei der Himmel, wie fruchtbar der Erdboden! Spanien fängt an, sich, wenn auch nur langsam, zu erholen, seit durch den Sieg der Christinos die Priesterherrschaft wenigstens vorläufig gebrochen wurde; Portugal aber scheint nicht mehr innere Kraft genug zu besitzen, sich wieder emporzuarbeiten.

Bald hinter Belem breitet Lissabon in seiner ganzen Länge sich am Flusse aus. Eine gewaltige, weit ausgestreckte Häusermasse ist das Ganze, kein Thurm erhebt sich stolz in den blauen Lüften, keine Kuppeln, Spitzen, Säulenhallen geben dem Auge einen Ruhepunkt. Welch ganz andern Anblick z. B. gewährt das alte Cöln, wie es sich mit seinen Thürmen und seltsam geformten Gemäuern aus den Fluthen des Rheins erhebt. Und Genua, Venedig und gar Algier, sie alle enthalten, vom Meere aus gesehen, ungleich viel mehr Reize, als die hochgepriesene portugiesische Hauptstadt. Was an ausgezeichneten Gebäuden in derselben war, hat das bekannte furchtbare Erdbeben im vorigen Jahrhundert zum größten Theil zerstört. Portugals Kraft war damals aber schon gebrochen, es konnte seine Hauptstadt nicht

mehr mit großartigen, auch von der Ferne imponirenden Gebäuden schmücken. Trotz dem Fehlen derselben, gewährt übrigens die lange Reihe der hohen, weißen Häuser an dem breiten Strom einen stattlichen Anblick, wie denn auch ihre Lage oft sehr schön ist. Dazu der belebte Hafen, der immer eine Zahl großer und kleiner Seeschiffe enthält, wenn er freilich auch nicht mit dem von Marseille und Hamburg oder gar von London und Liverpool verglichen werden kann. Besonders fremde Kriegsschiffe, die sich auf dem Tajo für längere Zeit vor Anker legen, konnte man hier sehen. Vorn an, ganz allein in republikanischem Stolz, lag eine schöne nordamerikanische Segelfregatte von 52 Kanonen. Ein schlankes Schiff, ein Meisterstück der Schiffsbaukunst, in der es die Nordamerikaner so weit gebracht haben. Die sternenbesäete Flagge der Vereinigten Staaten flatterte lustig in dem lauen Morgenwind, vom Verdeck tönte kriegerischer Trommel- und Pfeifenklang zu uns herüber. Von New-York war dieselbe erst kürzlich gekommen und sollte bald nach Konstantinopel gehen, dort ihre Flagge zu ziehen. Die sonst so sparsamen Nordamerikaner wissen recht wohl, welchen Vortheil es ihrem Handel bringt, wenn sie von Zeit zu Zeit ihre Kriegsflaggen sehen lassen, und versäumen dies daher nicht. Eine Strecke dahinter lagen zwei große Kriegsdampfer der französischen Republik mit ihrer Tricolorflagge. Daß die Franzosen es verstehen, schöne Schiffe zu bauen, wenn sie bisher auch weniger glücklich in ihrer Führung waren, konnte man auch diesen Dampfern schon beim Vorüberfahren ansehen, und nicht ohne Neid erkannten der Capitän und die übrigen Offiziere unseres Dampfers diese Vorzüge an. Von den Franzosen weit getrennt ankerte eine Flotille Ihrer Majestät der Königin Victoria. Ein mächtiger Dreidecker von hundert Kanonen trug die Admiralsflagge, zwei Segelfregatten und ein Dampfer bildeten sein stattliches Gefolge. Mit einigen Schüssen begrüßte unser Jupiter die Flagge seiner Königin und hißte am Vordertopp seine Flagge mit dem Zeichen auf, daß er die königliche Post an Bord führe, (wenn er auch sonst der

Peninsular-Compagnie gehörte) und ein dumpftönender Schuß erscholl zum Gegengruß von dem Bord des Admiralschiffes. Englische Kanonenschüsse können die Bewohner Lissabons gar häufig hören und sich daher überzeugen, wie sehr sie unter der Herrschaft Englands stehen.

Kaum hatte unser Dampfer den Rauch aus seinem Schlot gelassen, so umringten eine Menge von Böten das Schiff. Zuerst kam die Douane an Bord und ein Posten Douaniers blieb auf dem Deck, um zu verhindern, daß keine Waaren heimlich an's Land gebracht würden. Auch ein Sanitätsoffizier prüfte die Papiere des Schiffes und der Passagiere, bevor er den freien Verkehr mit dem Lande gestattete. So streng auch Alles ausgeforscht wurde, und so genau auch die Douaniers in dem großen Gebäude am Commerz-Platz alle Sachen der Passagiere, die sich an das Land setzen ließen, untersuchten, so soll doch vielleicht in keinem Lande so viel und so offen geschmuggelt werden, als in Portugal. Alle Beamte, hoch wie niedrig, werden bei der constanten kläglichen Ebbe aller Staatskassen äußerst unregelmäßig bezahlt und sind deshalb auf Betrug und Bestechung offenbar angewiesen, wenn sie es nicht vorziehen, auf ehrliche Weise zu verhungern. Es ist möglich, daß so große Ehrlichkeit in Portugal zuweilen vorkommt, ich habe keinen derartigen Fall erfahren können, dagegen viele Geschichten, welche zeigen, mit welcher Naivetät diese Bestechungen auf die unverschämteste Weise betrieben werden. Da ich selbst alle meine Sachen im Schiff ließ und auch die Nächte auf demselben zubrachte, so war ich aller Douanen- und Polizei-Scherereien überhoben, und konnte als ruhiger Zuschauer gemächlich die vielen komischen Scenen, die sich mit meinen früheren Reisegefährten zutrugen, betrachten. Und doch auch hier mußte ich auf's Neue empfinden, welchen Rang ein Deutscher — wenn er nicht eben ein Preuße oder Oesterreicher ist, — in dem großen europäischen Weltverkehr einnimmt. Von allen Passagieren unseres Dampfers, die in Lissabon blieben, wurde keiner von den Zoll-

und Polizei-Behörden so willkürlich behandelt, so mit nutzlosen Förmlichkeiten gequält, so verächtlich über die Achseln angesehen, wie ein armer deutscher Handwerker, der von einem deutschen Meister nach Lissabon engagirt war. Selbst die widerlichen maltesischen Handelsleute, das ärgste, unverschämteste Gesindel der Welt, wurden mit sichtbar größerer Achtung behandelt, als dieser arme Hesse, der sonst guter Leute Kind und in ganz anständiger Kleidung war. Aber freilich, das englische General-Consulat hatte einen Beamten auf die Douane gesandt, der sich Aller, die mit englischen Pässen versehen waren, mit Rath und That annehmen mußte, und was ein Engländer in Spanien oder Portugal will, das geschieht gewiß. Von der Existenz des Kurfürstenthums Hessen wußten übrigens auch die höheren Beamten auf der Douane kein Wort.

Das Erste, was dem Fremden im Hafen von Lissabon und noch mehr in der Stadt auffallen wird, sind die vielen Neger. Selbst in Algier grinsen den Fremden nicht so viele schwarze Gesichter mit krausen Wollköpfen an, wie hier. Die frühere enge Verbindung Portugals mit dem Sclavenstaat Brasilien muß bewirkt haben, daß man unter den Lastträgern, Kutschern, Bootsführern fast mehr schwarze als weiße Gesichter sieht. Auch zu höheren Stellen haben sich dieselben wacker emporgearbeitet. Ich trat in einen Laden, Papier zu kaufen, der Ladengehülfe war ein Vollblutneger, sehr elegant mit brennendrother Halsbinde, blauer Weste und mächtigen weißen Vatermördern angethan, die von dem schwarzen Gesicht seltsam abstachen. Er war ein höchst elegant geputzter schwarzer Dandy, mit einem sehr lächerlichen, affektirten Benehmen, das uns vielen Spaß machte.

Außer den Negern findet man als Wasserträger und bei andern körperlich angreifenden Arbeiten viele „Gallegos" (Gallizier) auf den Straßen von Lissabon. Schlanke, starke Männer von einem fast nordischen Ausdruck in Gesichtsbildung und Körperbau, die sich von den kleinen, schwächlichen, ausgebrannten Portugiesen auf den ersten Blick unterscheiden. — Aber diese

Portugiesen! Eine häßlichere Bevölkerung, wie die von Lissabon, habe ich in meinem Leben nie gesehen. Man vermißte hier schmerzlich die nervigen Spanierinnen mit ihren zierlichen Füßchen, dem elastisch stolzen Gange, den edeln ovalen Gesichtern und blitzenden Augen, die wir in Cadix so sehr bewundert hatten. Fast alle Portugiesinnen, die ich sah, von der vornehmen Edeldame, die sich in ihrer alterthümlichen, reich vergoldeten Kutsche daher schleppen ließ, bis auf das Dienstmädchen im Gasthofe, waren nichts weniger wie hübsch. Selten nur traf man erträgliche Gesichter, noch seltener schöne, und Schönheiten, wie man sie in Cadix zu Dutzenden sieht, habe ich während meines Aufenthaltes in Portugals Hauptstadt weder auf den Gassen, noch im Theater, noch in den Häusern gesehen. Sie mögen vorhanden sein, aber sie sind schwer zu finden. Der Wuchs der meisten Frauen ist klein und untersetzt, der Gang zu watschelig, um graziös zu sein; dazu häufig ein rundes Gesicht, eine dicke, aufgestutzte Nase, plumpe, aufgeworfene Lippen und eine unreine gelbliche Hautfarbe. Nur die schwarzen Haare sind reich und schön, und die dunkelen Augen zeigen den lebendigen südlichen Ausdruck, obgleich auch diese mir in Spanien viel strahlender und feuriger erschienen; auch fehlt die reizende Nationaltracht der Spanierinnen hier gänzlich, und alle Frauen, vornehm wie gering, waren ganz in der Art, wie man sie in den südfranzösischen Hafenstädten sieht, gekleidet. Ebenso häßlich wie das weibliche Geschlecht, ist fast durchgehends die Männerwelt, vornehm wie gering. Nur unter den sehr geschmackvoll und dabei auffallender Weise auch reinlich und ordentlich uniformirten Soldaten und Offizieren sah man schlanke, kräftige Gestalten mit theilweise hübschen Gesichtern; sonst haben die hiesigen Männer vielfach ein sehr verkümmertes, schwächliches Aeußere und häßliche Gesichter. Besonders fielen mir die vielen Schieler und Einäugigen unter dem Volke auf, und unter den mittleren Ständen die ungemein große Anzahl von Brillenträgern, die man übrigens auch in Spanien sieht. Eine Nationaltracht fand ich auch bei

den Männern nicht, außer daß die untern Stände, selbst bei der drückenden Julihitze, oft lange weite Mäntel von grobem braunen Tuch trugen. Alt und Jung, vornehm und gering, führte zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen fast stets einen großen Regenschirm von rother, selten von schwarzer Farbe bei sich.

Angenehm dagegen berührt den Fremden schon bei seinem ersten Gang durch die Stadt eine auffallend große Höflichkeit. Der Spanier ist in stolzer Weise höflich, der Portugiese aber außerordentlich zuvorkommend, ohne daß dabei ein Interesse des Eigennutzes durchblickt. Jeder Mann, vornehm wie gering, den man auf der Straße anredet und um irgend Etwas frägt, wird augenblicklich den Hut abziehen, selbst wenn der Anredende diese Form versäumen sollte. Nirgend habe ich ein so beständiges Grüßen auf der Straße gesehen wie hier. Die Hutmacher müssen gute Geschäfte machen, daher mag es auch kommen, daß man in Lissabon eine verhältnißmäßig so große Zahl von eleganten Hutmacherläden findet. Auch in näherem Verkehr sind die Portugiesen von Lissabon ungemein gefällig und zuvorkommend, und überhäufen den Fremden förmlich mit Artigkeiten. So war ich z. B. auf der Fahrt von Cadix bis Lissabon mit einem jungen Kaufmann, der Agenturgeschäfte für ein französisches Haus besorgte, übrigens ein echter Portugiese war, oberflächlich bekannt geworden. Mit einer Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, wie ich von meinem besten Freund nicht hätte mehr erwarten können, widmete der Mann mir jetzt einen großen Theil seiner Zeit, und war ein ungemein eifriger und dabei angenehmer Führer in Lissabon, mir um so werther, da er fertig Französisch sprach.

Die ersten Straßen und Plätze, welche der vom Tajo kommende Fremde in Lissabon betritt, sind großartig und schön. Der Commerzplatz, dessen eine Seite auf den Fluß sieht, kann es in Großartigkeit der Anlage und selbst der einzelnen Gebäude, die ihn umgeben, mit den schönsten Plätzen Deutschlands und Frankreichs, einige Glanzpunkte in Paris oder Berlin etwa

abgerechnet, aufnehmen. Viele Ministerhôtels liegen an diesem Platz, und auch von den Gesandtschaften und Consulaten haben mehrere die Zeichen ihrer Staaten hier aufgehängt. Auch das Pflaster ist in diesem Stadtviertel ganz gut, und die Unreinlichkeit nicht größer, als man sie in Südeuropa gewohnt ist. Nicht weniger reinlich — wohl gemerkt nach portugiesischem Maßstab, denn ein Holländer würde schon dies für den Inbegriff aller Unflätherei halten — sehen noch einige andere große breite Straßen mit stattlichen Häusern in der Nähe dieses Platzes aus. Fremde Kaufleute, die hier wohnen, sollen aus eigenen Mitteln einige Gallegos besolden, welche den allergröbsten Schmutz wöchentlich einige Mal entfernen und in den Fluß werfen. Sowie man aber mehr in das Innere der Stadt kommt, in diese ungemein steilen Straßen Berg auf, Berg ab, die ein schwerer Wagen ohne Hemmschuh gar nicht befahren könnte, beginnt eine Herrschaft des Schmutzes, von der man sich bei uns in Deutschland durchaus keinen Begriff machen kann. Wenn man, wie es bei mir der Fall war, aus algierischen Städten kommt, ist Auge und Nase in Allem, was Reinlichkeit anbetrifft, wahrlich nicht so sehr verwöhnt, aber über diesen Schmutz aller Art, der die Luft förmlich verpestete, war ich doch erstaunt. Man denke, die ganze große Stadt von 275,000 Einwohnern besitzt in vielen Theilen keine öffentliche Straßenreinigung, keine Cloaken oder Abzugsgräben irgend einer Art. Aller Unrath aus den Häusern, selbst der schmutzigste und widerlichste, wird ohne Weiteres auf die Gassen geworfen, welche den allgemeinen Mistplatz der ganzen Bevölkerung bilden. Hier bleibt er in großen und kleinen Haufen ruhig liegen, bis die Sonne ihn verdünstet, oder die 10—11,000 herrenlosen Hunde, die sich Tag und Nacht auf den Gassen umhertreiben, ihn auffressen. Diese herrenlose Hunde sind von der verschiedensten Race, aber durchgängig so ekelhafte, verwilderte und verkommene Bestien, daß selbst der eifrigste Hundefreund sich mit Widerwillen von ihnen fortwenden wird. Sie vermehren natür-

lich die vielen Schmutzbilder auf den Straßen, wo sie sich begatten, ihr Wochenbett halten, oder ihr Sterbelager finden, wo auch ihre Leichname ungestört liegen bleiben, bis die übrigen halbverhungerten Gefährten sie aufgefressen haben. Die Augen der portugiesischen Damen müssen ganz anders als die unsrigen organisirt sein, denn sie finden in allen diesen schmutzigen Scenen nichts Widerliches, und ihre Geruchsorgane sind abgestumpft, wie bei uns nur die jener sehr nützlichen Menschenklasse, welche aus der Reinigung der Cloaken ihren Lebensberuf macht. Ich habe gesehen, daß zwei portugiesische Damen in ihren alterthümlichen Carossen an einer Stelle halten blieben und eine gemüthliche Conversation mit einander begannen, wo ein mehrere Fuß hoher Kothhaufen ein solch furchtbares Miasma aushauchte, daß wir mit Taschentüchern vor der Nase eiligst seiner Nähe entflohen. Auch in anderen Dingen herrscht eine merkwürdige Unbefangenheit, und noch andere, als niederländische Genrebilder kann man hier in allen Ecken und Winkeln beschauen, ohne daß selbst die Augen der jungen Fräuleins, die fast den ganzen Tag auf ihren Balkonen zuzubringen pflegen, bemerkenswerthen Anstoß daran nehmen. Hier liegt eine Bettlerfamilie halb nackt und nur mit Fetzen bekleidet, und die Frau stellt mit günstigem Erfolg eine Jagd auf dem Kopfe ihres Mannes an, an der andern Ecke kauert ein portugiesischer Bauer und benutzt mit haarsträubender Seelenruhe die Straße zu einer menschlichen Thätigkeit, für die man sonst die größte Zurückgezogenheit für zweckmäßig hält. Solche Scenen kann man am hellen Tage überall auf den Gassen und Plätzen der königlichen Hauptstadt sehen. Des Nachts sind die Straßen für einen Fußgänger gar nicht zu passiren, und ich möchte in der Dunkelheit lieber die gefährlichsten Alpenwege beschreiten, als eine längere Wanderung durch das Häuserlabyrinth Lissabons in seinen alten Stadttheilen machen. Schon die Hunde, die dann überall in Haufen umherliegen, erheben gegen den Wanderer, der sie in ihrer Ruhe stört, ein wüthendes Geheul und weisen ihm grimmig

die Zähne. Man hat diese ekelhaften Thiere wiederholt auszurotten versucht, hat das aber stets wieder aufgegeben, da sie wenigstens einen Theil des Straßenschmutzes vertilgen. Nimmt ihre Zahl aber zu sehr überhand, so schlagen die Abdecker einige Tausende todt und werfen die Leichname in den Tajo. Nach wenigen Monaten soll aber eine solche Abnahme wieder völlig ausgeglichen sein. Merkwürdig ist, daß diese Hunde, so räudig und mit Aussatz besetzt sie auch oft aussehen, doch niemals von der Tollwuth angesteckt werden sollen.

Mögen die Leser mir verzeihen, daß ich so lange bei diesen häßlichen Dingen verweilt habe. Schmutz, Gestank, Straßenbettler und Hunde bilden so wesentliche Elemente von Lissabon, daß man sie selbst bei der flüchtigsten Schilderung dieser Stadt nicht übergehen kann. War es uns doch auf vielen Straßen nicht möglich zu weilen, ohne ein mit Eau de Cologne getränktes Taschentuch vor die Nase zu halten.

Was hier ferner auffällt, sind die vielen Affen und Papageien, die man überall auf den Balkonen angekettet sieht. Jedes Haus fast hat mehrere solcher unruhiger und schreiender Gäste. Wir machten uns den Spaß und zählten, daß auf den verschiedenen Balkonen von fünf größeren Häusern auf der Praca dos Romulares eilf Affen und siebenzehn Papageien an Ketten befestigt saßen; die Vögel krächzten, die Affen schnitten Gesichter, wiesen uns das Gesäß, und warfen Schalen auf die Straße.

Die Balkone durch Veranda's vor der Sonne geschützt, dienen einem großen Theil der weiblichen Bevölkerung Lissabons fast zum regelmäßigen Aufenthalt. Anständige Frauen zu Fuß sieht man nur in geringer Zahl auf den Gassen, deren Zustand auch das Spazierengehen gerade nicht angenehm macht. Selbst für Herren hat das Gehen, bei dem man beständig auf den Weg sehen muß, wenig Einladendes, zumal der Weg vielfach Berg auf, Berg ab führt; weßhalb man sich sehr häufig der Cabriolets bedient. Es sind dies eigenthümliche Wagen, „Ceje" genannt, die sehr hohe Hinterräder und niedere Vorderräder

haben, und zwei bis drei Personen fassen. Zwei abgetriebene Gäule oder auch Maulthiere ziehen dieselben. Auf dem einen sitzt der Postillon mit hohen Stiefeln, rundem Glanzlederhut, Lederhosen und einer kurzen hellfarbigen Jacke, Alles zwar nach portugiesischer Art etwas schmutzig, in der Ferne aber gar nicht übel aussehend. Wir mietheten uns für die Tage unseres Aufenthaltes ein solches Cabriolet mit zwei ganz guten Pferden und einem alten, weißköpfigen Kutscher, der früher in dem Stall von Don Miguel angestellt gewesen war. Ein kleiner komischer Kauz, stets vergnügt, und dabei von einer Höflichkeit und Gefälligkeit, von der ich nur die Hälfte unsern deutschen Fiakern wünschen möchte. Obgleich wir kein Wort von seinen Plaudereien verstanden und ihm daher nie antworteten, so war seine Zunge doch unermüdlich.

Da meine Reisegefährten Engländer waren, so kehrten wir auch in dem englischen Hôtel ein. Allen Comfort, den der beste französische oder deutsche Gasthof gewähren kann, findet man in dem englischen Hôtel in Lissabon vereinigt. Von all dem Unrath der Straße plötzlich in ängstlich reinlich gehaltene Zimmer mit vollkommen englischer Einrichtung versetzt zu werden, gewährt doppelten Genuß, wofür man gern die nicht wohlfeilen Preise zahlt. Aehnliche gut eingerichtete englische Gasthöfe trifft man übrigens in allen bedeutenderen Städten am Mittelmeer. Wer nicht gar zu ökonomisch reisen will, dem möchte ich die englischen Hôtels stets empfehlen, denn er wird sicher sein, große Ordnung und Reinlichkeit in ihnen zu finden, Dinge, die man im Süden nur allzuhäufig entbehren muß. Auch trifft man in allen englischen Hôtels Kellner und Lohndiener, die Französisch sprechen. In Lissabon, wo viele deutsche Kaufleute leben, und auch unter dem Schutz der preußischen Gesandtschaft deutscher protestantischer Gottesdienst und deutsche Schule gehalten wird, soll auch, wie man mir später sagte, nicht weit vom Hafen ein ganz empfehlenswerther deutscher Gasthof sein, in dem die Capitäne der norddeutschen Handelsschiffe viel verkehren. Ich habe ihn

nicht besucht, überhaupt in Lissabon selbst keinen einzigen Deutschen gesprochen, sondern fast nur mit Engländern verkehrt.

Herrlich ist die Aussicht, die man von der Terrasse des hochgelegenen englischen Hôtels genießt. Ein großer Theil der Stadt mit ihren flachen Dächern und vielen Balkonen, die fast alle mit blühenden Sträuchen besetzt sind, die Zinnen und Thürme der zahllosen Kirchen, von denen ein großer Theil leider dem gänzlichen Verfall entgegengeht, breitet sich hier zu den Füßen des Sitzenden aus, und hinter der Stadt der schöne breite Tajo mit seinen üppig grünen Ufern. Man rastet auf dieser Terrasse, die ganz mit hochstämmigen, blühenden Mandel- und Orangenbäumen besetzt ist, wie auf einer Insel, auf die man aus den Gefahren des Meeres gerettet ist.

Der erste Ausflug, den wir von diesem Asyl aus machten, nachdem wir am Morgen einige Stunden die Kreuz und Quer in der Stadt herumgegangen und gefahren waren, uns die verschiedenen Bilder des Straßenlebens zu beschauen, ging nach dem stolz auf einsamem Hügel gelegenen Palast von Ajuda, von dessen Fenstern aus man eine köstliche Aussicht hat. Von diesem Palast ist nur das Mittelgebäude vollendet, es ist ganz mit Marmor bekleidet, der Bau nach großartigen Verhältnissen angelegt. Wie oft in Spanien und Portugal reichte aber später das Geld nicht aus, um den angefangenen Plan zu vollenden; man gab den Bau auf und ließ das schon Gebaute wieder in Trümmer zerfallen. In keiner Stadt der Welt habe ich so viel Trümmer aller Art gefunden. Ein großer Theil der Paläste und Kirchen, welche das furchtbare Erdbeben von 1755 zerstörte, ist nicht wieder aufgebaut worden, und liegt noch jetzt in Schutthaufen da. Sieht man übrigens irgend ein tüchtiges Gebäude, eine gute Straße, eine großartige Anlage in Lissabon, ja Portugal, so kann man sicher sein, daß der Minister Pombal der Gründer derselben war. Dieser seltene Mann hat während seiner Herrschaft von 1750 — 1777, wo er Portugal fast allein regierte, mehr für dasselbe gethan, als alle Regenten nach ihm. Wären

nach ihm die Regierungen nicht so gar schwach und übel geleitet gewesen, das von der Natur so begünstigte Land befände sich in ganz anderem Zustande. Nur Don Pedro, dessen früher Tod bedauert wird, suchte einige Ordnung in die zerrütteten portugiesischen Verhältnisse zu bringen. So ist es auch jetzt noch arg, und der Marschall Saldanha, so zweideutigen Charakter er auch sonst besitzt, wird als der einzige Staatsmann von Talent und Kraft im ganzen Lande bezeichnet. Beides erscheint einem Fremden freilich nicht groß, indeß scheint das Maß für menschliche Größe und Kraft in Portugal um mehrere Zolle kleiner zu sein, als in Deutschland.

Nicht sehr weit vom Ajuda-Palast, dessen Inneres wenige Sehenswürdigkeiten hat und sehr kahl und öde aussieht, liegen die großen Gebäude des berühmten Klosters von „Belem" ebenfalls zur Hälfte in Trümmern. Es muß nach der Größe, der Anlage und der Pracht der Ausführung früher ein reiches Riesenkloster gewesen sein, dessen Mönche über königliche Schätze zu gebieten hatten. Jetzt ist eine Art Waisenhaus oder Erziehungs-Anstalt für arme Kinder in den noch wohlerhaltenen Theilen des Gebäudes, die ich nicht besah. Am Abend besuchten wir das von Außen ganz elegant aussehende Theater „Donna Maria" auf der „Praca Don-Pedro", einem hübschen Platz. Portugiesische Schauspieler führten ein Trauerspiel, ich weiß nicht von welchem Autor, auf. Sie schrieen noch heftiger und gestikulirten noch verzweifelter mit den Armen in der Luft herum, als man es von den unzähligen schlechten Schauspielern im lieben deutschen Vaterland nur zu oft zu sehen gewohnt ist, und fesselten uns daher nur kurze Zeit, nachdem die erste Neugierde befriedigt war. Das Theater war übrigens auch nur schwach besucht. Der erste Rang ist sehr elegant, von Marmorsäulen getragen, wies aber nur wenige Inländer. Unter den Schauspielerinnen war ein hübsches, pikantes Gesicht; die übrigen waren häßlich, klein von Gestalt und geschmacklos im Anzug. Unser Lohnbedienter, ein abgefeimter Schuft, lud meinen englischen Gefährten

ein, für die Summe von fünf Guineen ein Souper bei der hübschen Tragödin einzunehmen. Große Sittenstrenge scheint gerade nicht zu den Vorzügen in Lissabon zu gehören, wenigstens drängt sich die Kuppelei dem Fremden mit auffallender Zudringlichkeit entgegen. In einem Lande, wo alle Verhältnisse so tief zerrüttet sind, und wo es zu den Ausnahmen gehört, wenn ein Beamter regelmäßig seine Bezahlung erhält, darf so etwas freilich nicht wundern.

Da die Umgegend von Lissabon dem Fremden viel mehr bietet, als die Stadt selbst, so fuhren wir am anderen Tage noch in den kühlen Morgenstunden nach Cintra, das drei Meilen entfernt ist. Ein reizender Weg führt Berg auf, Berg ab, oft so in der Nähe des Tajo, daß man die Schiffe auf ihm zählen kann, dann wieder unter Bäumen von wahrhaft tropischem Wuchs. Man sieht hier den ganzen Reichthum der Natur, aber auch die grenzenlose Verfallenheit des Landes. Kein geschäftlicher Verkehr, keine belebende Thätigkeit irgend einer Art, sobald man aus den Thoren der Stadt tritt. Ganze Strecken Landes liegen unbebaut und mit Gesträuch bedeckt zu beiden Seiten des verwahrlosten Wegs, und harren vergebens der fleißigen Hand des Bebauers. Doch soll Lissabon und seine Umgebung von der faulsten und indolentesten Bevölkerung des Landes bewohnt sein; in den übrigen Provinzen, besonders den nördlichen, herrscht ein größerer Fleiß und mehr Thatkraft. Namentlich in den Weinbaudistrikten arbeiten die Winzer hart und eifrig. Auf der Hälfte des Weges liegt unweit davon das königliche Schloß Queluz, was wir flüchtig besahen. Hier hauste Don Miguel während seiner Herrschaft, die dem Lande so viel Blut kostete. Ein Engländer, der schon damals in Portugal lebte, schilderte mit lebhaften Farben die vielen Züge von Härte, welche die Regierung dieses Herrn so merkwürdig machten, und wußte uns gar manche charakteristische Geschichten davon zu erzählen. Ob man die Wahrheit derselben stets verbürgen könnte, ist wohl schwer zu entscheiden, denn gerade England

war der Hauptfeind Don Miguels, und ihm verdankt derselbe auch wohl hauptsächlich mit seinen Sturz. Sein Hauptfreund und Günstling soll übrigens sein früherer Barbier gewesen sein, den er in einem Anfall von übermüthiger Laune, wie er ihn häufig hatte, zu einem Baron von Queluz machte.

Das Andenken des Königs soll noch jetzt, besonders in Lissabon, das Zeuge seiner Neigungen und despotischen Gelüste war, sehr verhaßt sein. Nur ein Theil des Adels und des Klerus, die durch ihn ihre alten Privilegien wieder zu gewinnen hoffen, und das von diesen bearbeitete Landvolk einiger Gegenden wünschen seine Herrschaft zurück. Seine Tage werden aber schwerlich jemals wiederkehren; denn England, dessen Einfluß in Portugal allmächtig ist und stets bleiben wird, da von seinem Gelde fast das ganze Land lebt, kann so capriciöse, unberechenbare Charaktere, wie Don Miguel, auf dem portugiesischen Throne nicht wünschen. Ein Paar englische Kriegsschiffe vor Lissabon und Oporto machen aber jeden Herrscher unmöglich, der mit dem Cabinet von St. James in Feindschaft lebt.

In Cintra kamen wir schon gegen acht Uhr Morgens an. Die Lage des Ortes ist reizend. Große Haine von Citronen- und Orangenbäumen, mit goldenen Früchten und silberweißen Blüthen zugleich bedeckt, dazwischen Hecken und Lauben von Lorbeeren und Myrthen, während der Heliotrop mit seinen lieblich duftenden Blüthen alle Mauern, wie bei uns das Epheu, umrankt. Eine üppig bewachsene, grüne Ebene zieht sich von dem Schloß, welches am Fuß hoher, in ihren Spitzen oben wild zerklüfteter Kalksteinfelsen liegt, bis zum Meere hin. Unten der atlantische Ocean mit seinen schäumenden Wellen, und wieder die verschiedenen Berglandschaften, abwechselnd mit idyllischen, großartigen, wild zerrissenen und schauerlichen Umrissen und Formen, das Alles zusammen gibt dem Ort seinen unbeschreiblichen Reiz. Mir sind wenige Plätze in Europa bekannt, in denen sich so anmuthig eine Villegiatura halten ließ. Der

volle Zauber des Südens, der so mächtig, daß Jeder, der ihn einmal empfunden, immer wieder zu ihm hingezogen wird, ist hier auf einem Erdfleck vereinigt. Die Engländer mit ihrer praktischen Umsicht haben die Reize von Cintra wohl erkannt, und eine ganze Colonie englischer Familien hat sich auf kürzere oder längere Zeit hier niedergelassen; daher findet man auch einen sehr comfortabel eingerichteten englischen Gasthof hier. Auch von den portugiesischen Adelsfamilien haben mehrere vortrefflich gelegene „Quintas“ — Landhäuser mit weitläufigen Gärten — in denen sie einen Theil des Jahres verbringen. Schon auf hundert Schritte kann man übrigens erkennen, ob eine Besitzung von Engländern oder Portugiesen bewohnt wird. Bei Ersteren Ordnung und Reinlichkeit in der ganzen Umgebung, alle Wege der Gärten von Unkraut gesäubert, die Bäume in ihrem Wachsthum geregelt, die Staketen oder Mauern in gutem Stand gehalten; bei den Portugiesen hingegen trotz aller Pracht Unordnung und Verfall, wohin das Auge nur sieht. Die Gitterthore eines Parks zeigen vielleicht in kunstvoller Arbeit ein reich vergoldetes Herzogswappen, aber daneben klafft eine breite Lücke in der dem Einsturz nahen Mauer; das Bassin der Fontaine im Garten ist vom schönsten Marmor, Alles aber mit grauem Moose und Wucherpflanzen dicht überzogen, da nie eine reinigende Hand sich zeigt; schöne Marmorsäulen tragen den Balkon des Hauses, aber zerbrochene Fensterscheiben daneben sind mit altem Papier verklebt, und so fort; nur selten ein harmonisches Ganzes, fast nirgends Fleiß, Sorgfalt und Sauberkeit, Dinge, die den Meisten in Portugal kaum dem Namen nach bekannt scheinen. So hielt vor einer dieser „Quintas“, einem großartigen Gebäude, eine sehr elegante Equipage, in die eine vornehme Dame stieg. Der Wagen, mit einer geschlossenen Krone darauf, war von der besten englischen Arbeit, aber seit Wochen nicht mehr abgewaschen, das Geschirr der schönen andalusischen Hengste reich mit — vielleicht gediegenem — Silber beschlagen, aber so unordentlich gehalten, daß statt der verdor-

benen Schnallen das Riemenzeug an mehreren Stellen mit gewöhnlichem Bindfaden zugebändelt war; der Kutscher trug eine von breiten Goldborten starrende Livree, aber aus einem Loche am Ellbogen schaute naiv ein überaus schmutziges Hemd hervor, und ebenso schmutzig sahen die beiden Lakaien trotz ihrer kurzen, gelben Kniehosen und goldbeblechten Fracks aus. Eine solche Equipage wäre in England, Frankreich, Deutschland unmöglich. Ich habe, seitdem ich in Lissabon war, den Italienern oft im Stillen Abbitte gethan, daß ich sie bisher für die schmutzigste und unordentlichste aller civilisirten Nationen in Europa gehalten.

Das Schloß von Cintra, in dem die königliche Familie sich während der Sommermonate größtentheils aufhält, ist ein ziemlich großes, sehr alterthümliches Gebäude mit einigen hohen, häßlichen Thürmen. Die inneren Theile des Schlosses, die wir beschauten, sahen sehr einfach und etwas verwahrlost aus. Daß das hübsche Buch des Herrn von Malortie in Hannover: „Ueber die Kunst, eine Hofhaltung zu führen", von seinem Collegen in Lissabon noch nicht benutzt wird, merkte man an dem unordentlichen Anzug der sich müßig umhertreibenden Lakaien und anderer Hofbedienten und dem wüsten Aussehen der Schloßhöfe, Gänge u. s. w. Nur durch einen guten Marstall, der sehr edle englische, spanische und maurische Rosse enthält, soll der königliche Hof in Portugal jetzt noch Luxus treiben, sonst aber ungemein einfach leben, obgleich er einen Schwarm von hohen und niederen Hofbeamten aller Art um sich hat. Von der Königin und ihrem Gemahl, dem König, spricht man in Portugal sehr wenig, weder Gutes, noch Böses. Im Ganzen soll der König, welcher persönlich sehr gutherzig, höflich und zuverlässig genannt wird, trotz seiner deutschen Abkunft mehr beliebt sein, als die etwas stolze, zurückhaltende Königin. Großen politischen Einfluß hat auch der König nicht, und mit warmer Theilnahme hörte ich die Erzählungen der Fremden über die Schwierigkeiten seiner Stellung. Der gute Herr hat zuletzt doch kein glückliches Loos und sehnt sich gewiß noch oft nach seinem früheren

Leben als k. k. österreichischer Kavallerie-Offizier zurück. Als Symptom, wie arg hier die finanzielle Zerrüttung sei, wurde mir erzählt, daß ein englisches Haus dem König nur auf dessen persönlichen Wechsel achttausend Pfund Sterling geliehen, damit die nothwendigen laufenden Ausgaben der Hofhaltung bezahlt werden könnten. Seitdem ist der König allerdings Erbe seines Vaters geworden, und sein persönlicher Reichthum wird mehr als seine vortrefflichen Eigenschaften den Portugiesen imponiren. Besonders der jetzt verbannte, früher allmächtige „Costa Cabral", Graf von St. Thomas, wurde allgemein als der Fluch des Landes bezeichnet. Fähig sollte derselbe freilich in hohem Grade sein, aber alle seine Anlagen nur für sein Privatinteresse ausbeuten, gleichviel, ob das öffentliche Wohl darunter leidet oder nicht.

Unser Mittagsmahl in Cintra nahmen wir bei der Familie eines englischen Obersten ein, die daselbst wohnte, Verwandte eines Reisegefährten, die so freundlich waren, mich einzuladen. Die Quinta, welche der Oberst auf zwei Jahre gemiethet hatte, war zwar nur ein kleines, aber reizend gelegenes Gebäude. Englischer Comfort einte sich hier mit der ganzen Fülle und Ueppigkeit südlicher Vegetation. Wir dinirten nach englischer Weise unter einem Sonnendach, das von einem großen Citronenbaum getragen wurde, dazu die Aussicht auf das unendliche Meer, angenehme Gesellschaft und ein treffliches Mahl, was kann der Mensch mehr verlangen! Ich erinnere mich nicht, jemals anmuthiger gespeist zu haben, obgleich meine Tischnachbarin, eine blauäugige, blondhaarige Irländerin, nur unvollkommen französisch sprach, so daß unsere Conversation alle Augenblicke in's Stocken gerieth, bis wir einander lachend zu helfen suchten.

Nach Tische machten wir auf hübschen, munteren Eseln — gegen deutsche Esel gehalten, waren es höchst feurige Esel — die in Portugal häufig zum Reiten benützt werden, noch einen Spazierritt auf die nahen Berge, wobei es an Lachen und Scherzen nicht fehlte, besonders da einer der Esel so halsstarrig

war, daß er uns Herren alle der Reihe nach einander abwarf. So besuchten wir auch eine große Quinta des Marquis Saldanha, die eine bezaubernde Lage hatte. Der sehr große, weitläufige Garten mit riesigen Waldungen von Citronenbäumen sah aber wieder recht verwahrlost aus. Unter den Leuten dieser Quinta traf ich auch einen alten Deutschen, der 1809 mit der englisch-deutschen Legion nach Portugal gekommen war und sich als Schmied daselbst niedergelassen hatte. Der Mann, aus dem Harz gebürtig, konnte aber kaum noch etwas Deutsch sprechen und war Portugiese in Sitte und Lebensgewohnheit geworden. Seine Frau war eine Portugiesin, sein Sohn, der kein Wort Deutsch verstand, sah sehr portugiesisch — oder vielmehr, deutsch gesagt, ruppig aus, ein Enkelkind aber, ein Bube von fünf bis sechs Jahren, der fast nackt herumlief, hatte die blauen Augen und blonden Haare des Großvaters und eine trotzige, ächt-germanische Gesichtsbildung. Die große Höflichkeit und Gutmüthigkeit der Portugiesen gegen Fremde habe ich bei dem Besuch dieser und noch einiger andern Quinta's wieder bewundert. Alle, selbst der Verwalter, sprachen nur mit abgezogenem Hute und leisteten bereitwillig jede nur mögliche Gefälligkeit, ohne eine Belohnung dafür zu erwarten. Diese allgemeine Dienstfertigkeit und herzliche Artigkeit aller Stände kann mit manchen anderen Uebelständen hier aussöhnen.

In der hellen Mondnacht fuhren wir nach Lissabon zurück. Warm und linde war die Luft und ein süßes Aroma strömte aus den vielen blühenden Bäumen und Sträuchern, an denen der Weg vorbeiführte. Der Zauber eines südlichen Himmels umgab uns. Wiederholt begegneten wir unterwegs Patrouillen der Lissaboner Municipalgarde, hübsche, stattliche Leute von militärischem Ansehen. Die Unsicherheit in Cintra und auf dem Wege von Lissabon war nämlich so groß geworden, daß auf die Klagen mehrerer fremden Gesandten, die dort ihren Sommeraufenthalt haben, die Regierung sich endlich ganz gegen ihre Gewohnheit entschloß, einige Schritte dagegen zu thun. Da

es in ganz Portugal weder Gensd'armen noch eine irgendwie geachtete Justiz gibt, so gehören Raub- und Mordanfälle dort zu den gewöhnlichen Dingen, die als lästige, aber unvermeidliche Uebelstände ertragen werden. Nur in Lissabon und der Umgegend, wo der Hof sich aufhält und viele Fremde wohnen, besteht eine Municipalgarde, die recht thätig sein soll, sonst haben die Verbrecher im ganzen übrigen Lande so ziemlich freies Spiel. Ueber die große Käuflichkeit der Justiz hörte ich von Allen, die schon länger im Königreich waren, nur Eine Stimme. Wer am meisten Geld zahlt, soll fast stets sicher sein, zu gewinnen, besonders in den mehr abgelegenen Theilen des Reichs.

Einen doppelt unangenehmen Eindruck machte es, als wir aus der schönen freien Natur mit ihren würzigen Blüthendüften wieder in die übelriechenden Gassen der Stadt einfuhren. Die Hausbewohner benützen die Stille der Nacht, um alles Entbehrliche aus Thür und Fenster auf die Straße zu schütten und zu gießen. Ganze Rudel der halbverhungerten Hunde heulten und bellten und machten sich die Beute aus den Unrathhaufen mit wildem Gekläff streitig.

Da unser Dampfer mit der Morgendämmerung abging, so blieb uns nur so viel Zeit, im Hôtel Thee zu trinken, dann ging es fort nach dem Hafen.

Auf der Praca dos Romulares sahen wir eine Militärpatrouille einen Menschen, der so eben in der Wuth einen Mord begangen hatte, verhaften. Es war ein wildes, wüstes Bild, wohl für den Abschied aus dieser Stadt geeignet. Das bleiche Licht des Mondes schien auf einen Haufen von schmutzigem, diebischem Gesindel, wie es bei Nacht in den Straßen Lissabons herumlungert. Es hatte sich um den Mörder, der erst nach vielem Widerstand verhaftet ward, versammelt. Wäre nicht die Furcht vor den Bayonnetten der Soldaten gewesen, es hätte den Kerl gewiß befreit; so begnügten sich die Gruppen, ihn zu bedauern und es ungerecht zu finden, daß der arme Mensch bestraft werden sollte.

Auf unserem Dampfer war ein arges Gewühl, als wir an seinen Bord stiegen. Eine Menge neuer Passagiere, darunter ein portugiesischer Grande mit Frauen, Kindern, schlotteriger Dienerschaft, Affen, Hunden, Papagaien und ich glaube noch anderem Gethier, trieb sich auf dem Verdeck umher, und es dauerte lange, bis Alles seinen gehörigen Platz fand.

Als die ersten Strahlen der Sonne den Tajo in rosiger Gluth zu färben begannen, wandten wir der Königsstadt mit ihrem Glanz und Schmutz wieder den Rücken. Großbritanniens Kriegsflagge wurde, als wir vorüberfuhren, auf dem Linienschiff bei der Reveille aufgezogen. Und donnernd schallte der Abschiedsgruß, mit welchem wir die Flagge dieser Herrin der Meere begrüßten, in den Morgen hinein.

Da der Wind für sie ungemein günstig war, so begleitete ein Schwarm von Kauffahrteischiffen der verschiedensten Nationen unseren Dampfer bis über die Mündung des Tajo hinaus. Allmählig blieb aber ein Fahrzeug nach dem andern immer weiter und weiter hinter uns zurück. Ein schwerer beladener Kauffahrer kann selbst beim günstigsten Segelwind es nicht mit den trefflichen Dampfern, welche die Peninsularsteam-Company für ihre Fahrten benützt, in der Schnelligkeit aufnehmen, und nur ein kleiner englischer „Klipper", ein trefflicher Schnellsegler, wie ich noch keinen sah, blieb auch noch mehrere Stunden, nachdem wir selbst schon auf der See waren, uns zur Seite. Es war ein Lustschiff, welches einem Mitglied des englischen Yachtklubs gehörte, und der Eigenthümer desselben befand sich auch selbst mit an Bord. Wie ein Pfeil so schnell schoß das Schifflein durch die blauen Wogen, die in weißschaumigen Kreiseln sich vor seinem scharfen Kiel zertheilten. Wir hatten, was der Seemann nennt, „eine recht steife Kühlte", und so führte dieser kleine „Klipper" denn all seine Leinen und es schien seinem Eigner förmlich Vergnügen zu machen, so lange wie möglich die Wettfahrt mit uns auszuhalten. Trefflich kam es ihm hiebei zu statten, daß es sehr leicht geladen und gerade nur so viel

Ballast an Bord hatte, um eine sichere Fahrt zu geben. Auch die große Zahl tüchtiger Matrosen, die solche Lustjachten gewöhnlich an Bord haben, erlaubt ihnen, bei starkem Winde mehr Segel aufzusetzen, wie ein Kauffahrer es wagen kann, da sie nöthigenfalls durch die vielen ihnen zu Gebote stehenden Hände solche auch leichter wieder einziehen können. Am Steuerruder des Schiffes stand der Besitzer selbst, ein noch jugendlicher Mann, welcher der vornehmsten englischen Aristokratie angehörte. Aus reiner Liebhaberei trieb er das Seemannsgewerbe, was große pekuniäre Opfer von ihm forderte, denn die Erbauungs- und Unterhaltungskosten eines solchen trefflich ausgerüsteten und bemannten Lustschiffes, was nicht das Mindeste einbringt, sind sehr bedeutend. Aber für solche Vergnügungen, die dem Lande Nutzen bringen und zugleich eine gewisse körperliche Kraft und Kaltblütigkeit des Geistes erfordern, scheut Englands reiche Aristokratie keine Ausgaben; und wenn es gar darauf ankommt, das Seewesen zu fördern und der Welt zu zeigen, was man auf dem Meere zu leisten vermöge, da berechnet man einige tausend Pfund jährlich mehr oder weniger nicht mit ängstlicher Genauigkeit. So lange Großbritanniens reiche Söhne solch Streben aber zeigen und hunderte von Yachten, mit denen sie kühn den Ocean durchkreuzen, nur zum Vergnügen sich halten, wird dies Inselreich die Königin der Meere bleiben und keine Macht auf Erden ihm diese Oberherrschaft zu entreißen vermögen. Welchen Antheil nimmt aber auch jeder Engländer fast in Allem, was das Seewesen anbetrifft. Wahrlich jetzt auf unserem Dampfer hatte man wieder so recht Gelegenheit, überzeugende Beobachtungen hierüber anzustellen. Nicht allein unsere Steuerleute und Matrosen, soweit der Dienst sie nicht fesselte, sondern auch fast alle englischen Passagiere, die Frauen und Kinder nicht ausgeschlossen, standen unabläßig auf dem Verdeck und beobachteten mit dem lebhaftesten Interesse jede Bewegung des „Klippers“. Mit Schnupftüchern wehten zarte Damenhände dem kühnen Steuermann desselben vielfach zu, während die Herren

gar manche Wette, wie lange derselbe die Wettfahrt noch mit uns aushalten würde, abschlossen. Es war auch wirklich ein unterhaltendes und dabei lehrreiches Schauspiel, was selbst einen ganz Unbetheiligten in Spannung versetzen mußte. So etwas Poetisches lag in diesem kleinen zierlichen Schiff, das mit seinen mächtigen weißen Segeln dahinrauschte, daß selbst die meisten Passagiere auf unserem Dampfer den Wunsch nicht unterdrücken konnten, dasselbe möge seine Wettfahrt noch lange siegreich fortsetzen. Nur unsere Maschinenleute und Heizer, von denen oft ein oder der andere sein rußiges Gesicht aus dem Feuerraum hervorschauen ließ, schienen nicht damit zufrieden zu sein, daß ein Segelschiff und wenn es auch selbst ein „Lustklipper" war, es wagen könne, mit einem Dampfer erster Klasse der Peninsular-Company in Wettfahrt zu treten. Ihr Ehrgeiz als Heizer mußte sich regen und sie schienen stärker wie gewöhnlich zu feuern; denn dunkler und dicker ward die Rauchsäule, die aus unserem Schlot empordampfte, schneller und schneller auch wirbelten die mächtigen Schaufelräder in der weißen Gischt herum. Der Elemente Veränderlichkeit begünstigte bald noch mehr das Bemühen unserer Maschinisten, der Wind setzte mehr nach Nordost um und ward dabei heftiger und stoßweiser, dabei konnte freilich der Klipper keine Wettfahrt mehr mit uns anstellen, er mußte seine Segel stark reffen und bald auch zu laviren anfangen. So blieb denn derselbe bald immer mehr und mehr hinter uns zurück, kleiner und kleiner ward der Rumpf des Schiffes, dann verschwand derselbe ganz und nur die Segel konnte man noch mit dem Fernglase bisweilen aus dem Wellenschwall emportauchen sehen, bis wir denn endlich vergeblich auch diese noch suchten. Jetzt erst zeigte sich des Dampfes Kraft, diese Herrscherin unseres Zeitalters, in ihrer vollen Glorie. Sicher und ruhig, troß aller ungünstigen Wellen und heftigen Boen, setzte unser Schiff seine Fahrt fort; ein etwas störendes Schwanken und eine langsamere Bewegung waren der einzige

Unterschied, den diese Veränderung des Windes ausmachte. Mehr und mehr verschwand jetzt auch Portugals felsige Küste, längs der wir noch lange hingedampft waren, unseren Blicken, bis endlich die Nacht dieselben uns gänzlich entzog und nur die lang rollenden mächtigen Wellen des Oceans mit ihren weißen Schaumköpfen allein dem Auge sich noch zeigten.

Oporto und sein Portwein.

Nur die kurze Frist von acht Stunden war uns für Oporto vergönnt, dann wollte unser Dampfschiff nach Englands Küste weiter brausen. Nicht viele Zeit für eine in so mannigfacher Hinsicht interessante Stadt, und es galt daher dieselbe wohl zu Rathe zu halten und möglichst gut zu benutzen. Wir vier Männer, die wir uns schon von Cadix aus auf dem Dampfboot näher an einander geschlossen hatten, stellten daher vorher förmlich eine Art von Kriegsrath an, wie wir unsere Stunden am vortheilhaftesten anwenden wollten. Es war ein junger englischer Seeoffizier, mit dem ich schon von Algier aus die Fahrt zusammengemacht hatte, ein Vetter von ihm, der als Lieutenant in einem ostindischen Reiter-Regiment diente und jetzt die heißen Gegenden Bengalens auf einige Monate in Urlaub mit den grünen Fluren Altenglands vertauschen wollte, und ein spanischer Kaufmann aus Cadix, viel gereist und der französischen Sprache ganz mächtig, dabei ein ungemein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter. Und wie wir so nun riethen und riethen, und der Eine die Kirchen, der zweite Kasernen, der dritte die öffentichen Promenaden alle zu besuchen vorschlug, da trat würdevoll der alte rothnäsige Marine-Lieutenant, der als Admiralitäts-Agent die königliche Post des Dampfers begleitete und seit acht Jahren regelmäßig alle Monate zwei Mal diese Fahrt machte, in unseren Kreis und sprach: „Was seid ihr für Thoren, meine Herren, in so kurzer Frist euch in Oporto mit Sehens-

würdigkeiten abplagen zu wollen. Das Beste, ja allein Vernünftige was ihr thun könnt, ist einen Portweinkeller zu besuchen und den edlen Nektar an der Quelle zu kosten. Folgt mir und meinem Rathe, und ihr werdet es sicherlich nicht bereuen. Ich bin wenigstens schon hundert Mal in Oporto gewesen, habe aber nie etwas Anderes als einen Portweinkeller besucht, und so denke ich auch heute wieder zu thun. Den besten Ort, wo man ein Weinchen bekommt wie nirgends in der Welt, weiß ich dort und geleite euch dahin.“ So sprach der edle Mann, und seine Lippen verzogen sich schon schmunzelnd, im Vorgenuß der Freuden die ihrer bald warteten, und seine Nase, durch manche Pinte Wein gefärbt, schien in noch feurigerem Roth wie gewöhnlich zu glühen. Solchem guten Rath war freilich nicht zu widerstehen, und mit seltener Einstimmigkeit beschlossen wir Kirchen und Paläste und Kasernen und Promenaden aufzugeben und uns nur in Oporto an den Portwein zu halten. Man muß mit Nutzen reisen, war unser Aller Wahlspruch.

Die großen Dampfer der Peninsular-Company gehen nicht den Douro bis nach Oporto hinauf, sondern legen an der Mündung des Flusses, vor dem eine mächtige Sandbarre sich in das Meer erstreckt, unweit des Leuchtthurms von Nossa Senhora da Luz, der neben dem kleinen Städtchen St. Joao du Foz auf einem Berge erbaut ist, an. Man hat von da bis nach Oporto, dessen weiße Häusermassen wir bei der günstigen Morgenbeleuchtung mit unseren kleinen Handfernröhren deutlich liegen sehen konnten, noch ungefähr eine Stunde zu rudern.

Ein große „Catraja,“ so wird diese Art Boote in Portugal genannt, ungefähr 40 Fuß lang, hinten und vorne gleich spitz, nahm uns und die übrigen Passagiere, die in Oporto bleiben wollten, auf. Den wichtigsten Theil ihrer Ladung, um dessenwillen sie auch die englische Flagge an dem langen, dünnen Mast gehißt hatte, bildeten die ledernen Postfelleisen, welche der Lieutenant dem englischen Consul überliefern mußte. Mit ängst-

licher Sorgfalt wurden dieselben an den trockensten Platz gelegt und mit getheerten Segeltüchern bedeckt, damit wenn beim Ueberfahren über die „Barre" etwa Wellen in das Boot spritzen sollten, sie nicht durchnäßt würden. Sechszehn Ruderer bildeten die Bemannung der „Catraja," die ein alter, tüchtiger Lootse befehligte. Es waren kräftige, hübsche Bursche, wie mir denn überhaupt der Menschenschlag in Oporto ungleich kräftiger und männlicher zu sein scheint, wie die häßliche, verkümmerte Bevökerung von Lissabon. Weite blaue Jacken, kurze, nur bis an das Knie reichende Hosen von Segelleinwand, und lange rothe Mützen, wie sie fast alle südeuropäischen Seefahrer tragen, bildeten die Bekleidung unserer Ruderer.

Da der Wind ruhig und dabei günstig war, so passirten wir die „Barre" ohne die mindeste Fährlichkeit, ja ohne nur etwas Spritzwasser zu erhalten. Bei stürmischem Wetter, und besonders wenn der Douro mit starker Strömung auslauft, soll dieselbe oft ungemein gefährlich zu passiren sein. Bisweilen sogar können Schiffe wie Boote sich gar nicht über dieselbe wagen, und Sachen und Passagiere, die nach Oporto bestimmt sind, müssen unweit St. Joao du Foz gelandet werden.

Mit großer Kraft und Schnelligkeit senkten unsere Ruderer ihre Ruderblätter in den Strom, und immer näher kamen wir der lang dahingestreckten Häusermasse von Oporto. Die große weißglänzende Kirche von Nossa Senhora da Lupa zeigte sich in ihren einzelnen Theilen zuerst dem Auge am Erkennbarsten. Gerade der Stadt Oporto gegenüber, an dem südlichen Ufer des Douro, liegt die kleine Stadt „Villa-Nova," worin die großen Weinlager sich befinden sollen. Kaum eine Stunde war vergangen, daß wir den Jupiter (so hieß unser Dampfer) verlassen hatten, so traten wir an der Alfondega, beim Douanenhause an das Land. Ohne Neid konnten wir vier glücklichen, gepäcklosen Passagiere alle die Weitläuftigkeiten, welche unsere mit Kisten und Kasten und Koffern versehenen Mitreisenden hier auszustehen hatten, betrachten. Frei und leicht sprangen

wir an das Land, um es nach einigen Stunden, leider nur mit desto schwereren Köpfen, ebenso wieder zu verlassen. Nur Portwein trinken, weiter nichts, wollten wir ja in Oporto. Polizei wie Zollbehörden, diese Plagegeister der Reisenden auf der ganzen iberischen Halbinsel, hatten ja deßhalb nicht das Mindeste mit uns zu schaffen. Wahrlich ein prächtiges Gefühl für einen Touristen!

Der Admiralitäts-Agent, der hier von Alt und Jung bekannt war und überall auf die ungemein freundliche, höfliche Weise, welche die Portugiesen gegen Fremde besitzen, gegrüßt wurde, mußte jetzt zuerst seine Posten abliefern. Eine Stunde möchte wohl darüber hingehen, meinte er, und in dieser Frist könnten wir uns Oporto zur Genüge ansehen. Ein artiger Herr seiner Bekanntschaft, den er zufällig vor dem Douanengebäude traf, erbot sich uns sogleich als Führer zu dienen.

Oporto selbst hat eine reizende Lage an den Ufern des Douro, und ich möchte sie der von Lissabon fast vorziehen, obgleich freilich der Tajo ein ungleich imposanterer Strom wie Ersterer ist. Der Boden, auf dem die Stadt, die an 90,000 Einwohner zählt, gebaut ist, wechselt mit Bergen und Thälern ab, daher die meisten Straßen oft ziemlich steil Berg auf Berg ab führen. So unbequem solche Steilheit auch für das tägliche Leben ist, so trägt sie doch dazu bei, das malerische Ansehen der Stadt, vom Fuße aus betrachtet, zu erhöhen. Dabei besitzt dieselbe einen ungleich größern Reichthum an großartigen Gebäuden wie Lissabon, dem diese fast Alle durch das bekannte Erdbeben zerstört wurden. Besonders an der weitläufigen hohen Stadtmauer, die früher ganz Oporto umschloß, jetzt aber theilweise zerstört ist, sieht man noch manche Thürme von unverkennbar maurischer Architektur. Daß die größten und schönsten der ältern Gebäude der Stadt der Geistlichkeit gehören, darf in Portugal, wo dieselbe früher so allmächtig war, nicht wundern. So fällt besonders schon gleich vom Flusse aus der große erzbischöfliche Palast in die Augen. Ein ungemein umfangreiches

Gebäude in mittelalterlichem Styl, was auf einem hohen Hügel inmitten der Stadt gelegen ist; dicht daneben die Kathedrale mit ihren vielen Kuppen und Thürmen; dann die Kirche von „Nossa Senhora da Lappa," die man schon so weit sieht, und der hohe runde Thurm von „Torre dos Clenigos," der noch von den Mauren erbaut worden sein soll, nebst noch manchen anderen Kirchen und Thürmen und Klöstern. Auch auf dem Gipfel eines Berges, der Stadt gegenüber, hat man fast fortwährend die noch als Trümmer sehr weitläufigen Mauern des Klosters „de la Serra" vor Augen. Seit Pombals Regierung ist übrigens die Herrschaft des Klerus in Portugal vernichtet, und kein neues Kloster ist seit den Tagen dieses großen Staatsmannes, des einzigen Vernünftigen, den das Königreich leider seit vielen hundert Jahren besaß, errichtet worden. Auch unter der jetzigen Regierung soll die Geistlichkeit nicht all zu großes Ansehen genießen, wie denn auch ihr Einfluß auf die Bevölkerung, besonders auf die Männerwelt der Städte, von Jahr zu Jahr geringer wird. Sehr viele nur einigermaßen gebildete Männer, in den Hauptsitzen des Katholicismus, Italien, Spanien und Portugal, das ungläubige Frankreich gar nicht einmal zu nennen, legen in allen religiösen Dingen jetzt einen so offenbaren Indifferentismus an den Tag, wie man ihn in Deutschland selten treffen wird. Man sieht auch in Oporto wie Lissabon jetzt nicht mehr viel Klostergeistliche und Weltpriester auf den Straßen, verhältnißmäßig nicht mehr, ja noch weniger, wie in München oder gar Insbruck. — Was man aber in Oporto selbst bei der flüchtigsten Wanderung durch die Stadt sogleich erkennt, ist der Einfluß, den England durch seinen Handel und seine Guineen hier ausübt.

So wie man nur wenige Schritte vom Zollhause sich entfernt hat, betritt man die „Rua Nova dos Ingleses" (neue Straße der Engländer) mit ihrem guten Pflaster, neuen modernen Häusern, nicht schön aber zweckmäßig und für den häuslichen Gebrauch bequem in ihrer äußeren Bauart. Die Reinlichkeit, die



man an den Häusern, ja selbst in der ganzen Straße sieht, berührt in einem Lande wie Portugal, wo Schmutz und Unfläthérei jeder Art das fünfte Element zu bilden scheint, doppelt angenehm. Das aufgehobene Kloster St. Francisco, welches die Straße auf der einen Seite schließt, ist jetzt zur Börse umgebaut worden. Diese eine Thatsache dürfte die Veränderungen, die in kirchlicher Hinsicht in den letzten 50 Jahre in Portugal vorgegangen sind, mehr als alle Worte charakterisiren. Ein Kloster strenger Franziskaner-Mönche jetzt in eine Börse für ketzerische englische Kaufleute verwandelt! Dicht neben dieser Börse ist das neue Bankgebäude, ein Haus von stattlichem Ansehen; dann auch das englische General-Consulat. Was übrigens bei allen älteren wie neueren Gebäuden Oportos einen guten Eindruck macht, ist das treffliche Baumaterial, aus dem sie erbaut wurden. Da Granitfelsen genug in der Nähe sind, so hat man auch durchweg Granitquadern zur Erbauung aller Häuser verwendet, daher ihr festes, solides Ansehen. Dazu haben fast alle Häuser, bis zu den zweiten Etagen, Balkone, die oft mit zierlichen Eisengeländern eingefaßt sind, und viel dazu beitragen denselben ein freundliches Ansehen zu geben.

So viel ich darüber bei unserer einstündigen Wanderung durch die Gassen urtheilen konnte, herrscht in Oporto auch viel mehr Wohlstand wie in dem elenden, bettelhaften Lissabon. Man sieht nicht ein Viertheil so viel scheußlicher Bettler hier, wie in der Hauptstadt, wo sie zu Dutzenden vor den Kirchen und auf allen öffentlichen Plätzen umherliegen und lungern. Auch sonst sehen die Arbeiter besser gekleidet und genährt aus und scheinen sich Thätigkeit und guten Verdienstes zu erfreuen. Daß Oporto eine Handelsstadt ist und dem Gott Merkurius ihren Wohlstand verdankt, sieht man schon mit an der ungleich rascheren Gangart aller Männer, vornehm wie gering, in den Straßen. In Lissabon wie in jeder Residenz erblickt man stets viele müßige Herumschlenderer, denen man anmerkt, daß sie nur gehen um einige von den vielen überflüssigen Stunden des Tages hinzu-

bringen, in den Handelsstädten geht fast Alles raschen Schrittes seinen Geschäften nach, gedenk des Spruches: „Zeit ist Geld." Nicht umsonst geben die Alten dem Gott Merkur schon ein Flügelpaar, als Sinnbild seiner Eile.

Dieß waren so ungefähr die Eindrücke, welche ich in meiner einstündigen Wanderung in den Straßen Oportos in mich aufnahm. Sie waren, wie man sieht, nicht unvortheilhaft für die Stadt, die mir in jeglicher Hinsicht weit besser wie das königliche Lissabon gefiel. Es soll auch zwischen den Bewohnern beider Städte eine nicht geringe Eifersucht auf die gegenseitigen Vorzüge derselben herrschen. Die von Lissabon pochen auf ihr Vorrecht als Residenz und auf ihren Hofstaat, die von Oporto auf ihr Geld und ihre lebhafte Handelsthätigkeit.

Zur versprochenen Stunde erwarteten wir unseren Admiralitäts-Agenten am „Praca de San Lazaro, einem großen Platz in der Mitte der Stadt, auf dem man einen recht hübschen öffentlichen Garten mit einer rauschenden Fontaine angelegt hat. Nicht lange dauerte es, und gleich einem Johanniswürmchen glühte die rothe Nase des würdigen Mannes durch das Grün der Büsche.

„Und nun kommen Sie, meine Herren, mit meinen Geschäften bin ich fertig und fünf freie Stunden haben wir jetzt noch vor uns, die sollen auch allein dem Bacchus gewidmet werden," rief er uns schon von Weitem entgegen.

Auf allerlei Kreuz- und Querwegen brachte uns unser kundiger Führer nun in eine Weinschenke in der Vorstadt Macarellos, hoch über dem Douro gelegen. Es war eigentlich kein öffentlicher Ort, zu dem er uns geleitete, sondern der Besitzer derselben ein portugiesischer Kaufmann, der nur Weinhandel in großen Quantitäten nach England betrieb. Für besondere Freunde und Stammgäste hatte er aber seinem Kellermeister erlaubt auch den Wein in kleineren Portionen in einer Trinkstube auszuschenken. Unser alter Lieutenant schien wohl bekannt an diesem Ort zu sein, und mit vielen höflichen Verbeugungen und

sichtbarer Freude über sein Erscheinen begrüßte ihn der portugiesische Kellermeister. Ein alter, grauhariger Mann, mit einem Gesichte, dem man es ansah daß ein Portweinlager unter der Obhut seines Inhabers stand, und einem Bäuchlein, was bequem einige Pinten einsaugen konnte. Nie hab' ich in Wirklichkeit einen Mann gesehen, der so sehr dem Bilde eines Fallstaff, wie unsere besseren Schauspieler ihn uns vorführen, glich, wie dieser „Senhor Manoel Maria de Tania," denn diesen langen, wohlklingenden Namen führte der Kellermeister.

„Jetzt laß uns das Beste des Kellers kosten, alter Freund, damit ich Ehre vor diesen Senhores einlegen kann, da ich ihnen sagte, daß es in der ganzen Welt keinen solchen Wein mehr gebe, wie er hier unter der Obhut des würdigen „Senhor Manoel Maria de Tania" zu finden sei," sagte nach den ersten Grüßen und Erkundigungen nach dem beiderseitigen Wohlergehen der Lieutenant dem dicken Kellermeister, nachdem er uns ihm förmlich als Kenner und Liebhaber eines guten Trunks vorgestellt hatte.

Die Senhores sollen schon zufrieden sein, ich will mein Bestes thun, erwiderte er, sich gegen uns, so weit es seine Körperfülle erlaubte, höflich verneigend, und fragte uns dann, ob wir unter dem Sonnenzelt im Gärtchen uns zum Trinken niederlassen wollten, was wir gerne annahmen. Ein reizenderes Plätzchen, wie dieß Gärtchen, zu einem fröhlichen Trinkgelage läßt sich, glaube ich, auf der ganzen weiten Erde nicht finden. Duftende Orangenbäume und hochstämmige Rosen in voller Blüthe umfaßten den ganzen kleinen Raum desselben, der außer einem hellsprudelnden Springbrunnen in der Mitte, wohl noch für 20—30 Personen Platz gewähren mochte. Zwischen den Lücken der blühenden Zweige blitzerten die Wellen des Douro hindurch, die, an mehreren Klippen sich brechend, mit rauschendem Getöse dem Meere zueilten. Hohe Felsenkuppen, oben mit üppigem Baumwuchs, zwischen dem die Mauern und Dächer vieler größerer und kleinerer Gebäude aller Art hervorschimmerten, be-

deckt, umgaben den Horizont. Das Ganze hatte so etwas Heimliches, Abgeschiedenes, Unbelauschtes, wie der wahre Trinker es so gern liebt, wenn er dem Bacchus seine Opfer bringen will. Einfache Holztische und aus Rohr geflochtene Sessel standen unter einem ausgespannten Sonnendach von weißer Leinwand, dessen Schatten sehr labend war, da die Mittagssonne ziemlich warm brannte.

Ein kleiner Aufwärterjunge setzte nun einen Teller voll in Salzwasser gekochter grüner Oliven, die den Durst sehr würzen, und in Oel schwimmender frischer Sardinen auf den Tisch. Diese kleinen Sardinen, eine feinere Art von Sardellen, werden unweit Oporto gefangen, und in Oel und Essig einmarinirt, bilden sie eine sehr pikante Speise, die besonders zum Wein trefflich mundet. Jetzt erschien auch Manoel wieder im langsamen Schritt und mit vorsichtiger Haltung, damit er sie ja möglichst wenig rüttele, eine große Portweinflasche in jeder Hand haltend. Wie eine zärtliche Mutter nur ihr Säugkind pflegen kann, so besorgt und behutsam ging der Alte mit den Flaschen um. Aller Portwein setzt nämlich stets vielen Grund auf dem Boden an und muß daher sehr vorsichtig behandelt werden, damit er klar bleibe. Daß diese Flaschen aber schon alt seien, zeigte ihr staubiges, schon mit Spinnweben umzogenes Aeußere. Es war 1834ger Wein, der beste, den Portugal erzeugte, und solch edles Gewächs verdiente freilich schon die Aufmerksamkeit, die ihm gewidmet wurde in solchem Grade. Ganz langsam goß der Kellermeister nun den Inhalt der beiden Flaschen in eine Karaffe von weißem englischen Kristallglas, die in ein Becken mit kaltem, frischem Wasser aus der Fontaine gestellt, zum Füllen der Gläser diente. Ein dicker dunkelrother Satz blieb auf dem Boden der alten Flasche zurück. Jetzt wurden die englischen Gläser mit dem köstlichen Wein von der Farbe des feurigsten Rubins gefüllt. Welch Aroma verbreitete schon sein Duft in der Luft, wie er in unseren Gläsern perlte, köstlicher wie die Wohlgerüche der Orangen und Rosen. Und nun der Genuß,

wie wir das edle Naß an unsere Lippen brachten, und in langsamen, bedächtigen Zügen hinunterschlürften. So etwas läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben. Manch guten Wein habe ich schon vorher in meinem vielbewegten Leben gekostet, solch herrliches Gewächs wie dies netzte aber noch nie meine Lippen. Der Wein müßte selbst einen ausgewässerten Mäßigkeitsapostel zum Trinker machen, und ein Glück, daß nur die Versuchung, ihn zu kosten, nicht alltäglich wird, meine Nase würde sonst bald in noch stärkerem Roth, wie die unseres Lieutenants, erglühen. Aber mit welchem unnennbaren Behagen schlürfte der Ehrenmann auch seinen Wein. Seliger kann der Bräutigam nicht beim ersten Kuß der Jahrelang von ihm getrennten Geliebten ausschauen, wie unser Mister N. N., als er das erste Glas an seine Lippen führte.

„Ist das ein Wein, ein Sterbender in den letzten Zügen müßte sich wieder aufrichten, wenn solche Tropfen ihm unter die Nase kommen. O edler Senhor Manoel Maria de Tania, heute habt ihr euch selbst übertroffen, nehmt meinen Dank dafür. Goddam, ihr seid der größte Mann, den Portugal je hervorgebracht hat," sprach der Lieutenant, indem er endlich zögernd sein leeres Glas abgesetzt hatte, zu dem ob solchen Lobes schmunzelnden Kellermeister, demselben die Hand kräftig schüttelnd. Es ist aber auch wahr, so echter Portwein von der besten Sorte an Ort und Stelle getrunken, kann gar nicht mit dem Spiritus geschwängerten, kratzenden, herben Gebräu, was man so oft in Deutschland dafür verkauft, verglichen werden. Alle köstlichen Eigenschaften, die man nur vom besten Wein verlangen kann, vereinigt derselbe in sich. Er ist milde und dabei doch feurig, von unnennbarem Aroma, süß und doch kräftig, und gleitet wie Oel so sanft und milde die Kehle hinab.

Aber wie tranken wir auch, wie bald ward die Karaffe von uns fünf Trinkern, denn der Kellermeister nahm natürlich als unser Gast an dem Bankett Theil, geleert. Anfänglich waren wir viel zu sehr mit dem Trinken beschäftigt und alle unsere

Sinne zu sehr in Anspruch genommen, um viel reden zu mögen, aber allmählich löste der Wein immer mehr und mehr die Zungen. Lustig und ausgelassen wie deutsche Studenten hinter dem Bierkruge, wurden jetzt sogar die sonst so ernsten, förmlichen Engländer. Der alte Marine-Lieutenant gab zuerst das Signal, daß wir Rock und Weste und Halsbinde ablegten, was sehr angenehm bei der starken Hitze von einigen 20 Grad war. Wärme muß man wieder durch Wärme vertreiben, hieß es nun, und je stärker die Sonne braunte, desto eifriger schlürften wir den glühenden Wein. War derselbe doch auch äußerlich so kalt, da er stets im frischen Quellwasser stand, und dabei so duftend, so lieblich, so wohlschmeckend, daß man immer wieder von Neuem und Neuem das Glas an den Mund führen mußte, gleich als würde es förmlich von einer magnetischen Gewalt dahin gezogen. Geschichten aus allen möglichen Ländern der Welt wurden in den verschiedensten Zungen erzählt, ohne daß Einer dem Andern viel Aufmerksamkeit aber schenkte. Die Engländer sprachen Englisch, der Spanier Spanisch, der portugiesische Kellermeister, der übrigens immerfort sein gleichmüthiges Wesen behielt, Portugiesisch, ich Deutsch, Alles bunt durch einander.

Einigemal holte Senhor Manoel Maria de Tania noch mit gleicher Bedachtsamkeit neue Flaschen aus dem tiefsten Keller. Immer andere Sorten brachte er uns, und immer besser noch schien uns die neue wie die früheren wieder zu schmecken. Der Portwein und Oporto selbst ist übrigens lange nicht so stark wie der bei uns getrunkene, der viel mehr mit Branntwein versetzt werden muß, damit er den Seetransport aushält. Zuletzt brachte der Alte, dem es Freude machte, daß wir seinem Wein solchen Zuspruch schenkten, uns zwei Flaschen voll „Lacrimae Christi," so wird die köstliche Sorte des völlig weißen Weines in Oporto genannt. Trotz seiner hellen, gutem, reinem Oel fast gleichenden Farbe, wird dieser Wein ebenfalls von rothen Trauben bereitet, indem man den ersten süßen Most abzieht, bevor noch die Hülsen, welche den rothen Farbestoff vorzüglich enthalten, mit aus-

gepreßt werden. Solch weißer Portwein wird deßhalb nur in sehr geringen Quantitäten gewonnen, und nur als köstlichster Dessertwein genossen. Viel von demselben trinken kann man übrigens nicht, da er zu süß und zuckerstoffhaltig ist.

Es war fast ein Glück zu nennen, daß die Zeit uns endlich zum Aufbruch nöthigte, denn ich fürchte fast, wir hätten sonst getrunken und wieder getrunken, bis die Beine uns den Dienst versagt. Wie man in Deutschland zu sagen pflegt, „einen tüchtigen Spitz" hatten wir uns übrigens alle gekauft, und unsere Schritte waren gar schwankend und unsicher geworden. Nur dem Admiralitäts-Agenten und dem Kellermeister konnte man äußerlich nicht viel ansehen, da Beide zu alte ausgepichte Trinker waren. Bevor wir unsere Oberröcke wieder anzogen, kühlten wir unsere glühenden Gesichter noch unter den Strahlen der Fontaine ab, was ungemein erfrischend war. Die Zeche, welche der alte Lieutenant auslegte und später uns berechnete, betrug für den Kopf 2000 Reis oder ungefähr 3 Thaler Preuß. Courant. Da der Alte dem portugiesischen Kaufmann in England schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte, so waren die Preise, die man uns abnahm, so wohlfeil, da sonst aller echter Wein der allerbesten Sorte in Oporto selbst sehr theuer und selten ist. Verschifft wird von diesem besten Flaschenwein nichts, da derselbe wegen seiner geringeren Versetzung mit Spiritus den Seetransport nicht vertragen würde.

Noch das letzte Glas dieser edlen Flüssigkeit in diesem Leben, denn schwerlich führt mich mein Geschick wieder nach Oporto, und dann endlich aufgebrochen. War es doch die höchste Zeit, denn wiederholt schon hatte der alte verwetterte englische Hochbootsmann, der den Leibdiener des Admiralitäts-Agenten machte, uns zum Aufbruch getrieben. Aber man trennt sich gar so schwer von alten Portweinflaschen unter blühenden Orangebäumen, um Albions Nebelküsten zuzusteuern, das glaube man mir.

Es war ein Glück, daß die Treppe, welche uns aus dem Garten bis an den Douro brachte, nicht gar zu lang und steil

war, denn unsere Schritte waren sehr wankend und unsicher geworden, und unsere Augen sahen mehr als doppelt. Den jungen Offizier von der bengalischen Reiterei, der am vollsten war, schleppte der alte Hochbootsmann an den Fluß. Hier lag schon ein Toldo-Boot, wie diese gondelartigen Boote, mit ihrem langen, vorne über das Wasser hängendem Bug, und ihrem niederen schmalen Hintertheil genannt werden, für uns bereit. Acht rüstige, portugiesische Ruderer standen, die Ruder in der Hand, in demselben.

„Hurrah, Jungens, 4 Coronas extra für Euch, wenn wir unter einer Stunde am Bord unseres Dampfers sind," rief der alte Lieutenant. Das leuchtete den Burschen ein, ein leichtes Segel wurde mit zur Hülfe genommen, die Ruderblätter mit aller Kraft von den Ruderern gehandhabt, und wie ein Pfeil so schnell fuhren wir den rauschenden und zwischen seinen vielen Klippen brausenden Douro hinab. Oft kaum einen Fuß breit jagten wir bei den drohenden Felsenriffen, die unser leichtes Schiffchen bei dem mindesten Zusammenstoß mit ihnen in tausend Stücke geschmettert hätten, vorbei. Aber unser Steuermann mit seinem langen breiten Steuer, war fest und sicher und kannte sein Fahrwasser genau, und wir Uebrigen waren weit entfernt nur im mindesten an irgend eine Gefahr zu denken. Wir jubelten und sangen und freuten uns, daß der Wind und die schnelle Fahrt uns die erhitzten Stirnen kühlte und die Köpfe ernüchterte. Und wie wir durch den Wirbel der Barren flogen und die anbrechenden Meereswellen so viel Spritzwasser in unser Boot schütteten, daß wir völlig durchnäßt wurden, da holte der alte Marine-Lieutenant wieder eine Flasche aus seinem vollgefüllten Flaschenkorb, den er sich hatte in das Boot setzen lassen, hervor, hieb ihren Hals glatt mit dem Messer ab und einen langen Zug thuend, rief er: „old England for ever." Und die Flasche ging von Hand zu Hand und ward von Mund zu Mund gebracht und jeder der Engländer rief sein old England for ever, und der Spanier sein „Hispany for ever. Wie gerne hätte ich eben-

falls mein Germany for ever gerufen, doch von einem Deutschland nur zu reden, dürfte jetzt wie ein zu herber Spott klingen, und so begnügte ich mich schweigend zu trinken.

Als wir am Bord unseres Dampfers kamen, der schon zur Abfahrt völlig bereit war, machte der Capitain desselben anfänglich ein etwas finsteres Gesicht, denn er hatte schon eine Viertelstunde auf uns gewartet. Der alte Lieutenant schmunzelte aber und wies mit dem Finger auf den Flaschenkorb, den eben ein Matrose fein säuberlich am Bord trug. Da erheiterten sich auch des Capitains Züge wieder, er zwinkerte seinem treuen Gefährten, dem Lieutenant, vergnüglich mit den Augen zu, und gab den Befehl zur Abfahrt und die gewaltigen Räder schlugen in die Wellen des Meeres und ab von Portugals lieblichen Küsten wandte sich der Schnabel des Schiffes.

Ein junger Kaufmann, der schon mehrere Jahre in einem großen Weinhause in Oporto arbeitete, erzählte mir am anderen Morgen viel über die Gewinnung und Bereitung des Portweins. Da es gewiß für manchen Leser dieser Blätter von Interesse sein dürfte, so will ich das Wichtigste hievon mittheilen.

Der Bezirk, in dem der eigentliche Portwein gewonnen wird, liegt an beiden Ufern des Douro in einer Länge von 12 und einer Breite von 2—3 Stunden, und gehört zur portugiesischen Provinz Tras-os-Montes. Der Ertrag einer guten Durchschnittsernte in diesem Bezirk beläuft sich auf ungefähr 76—78,000 Pipen. (Eine Pipe 6,335 Eimer Preußisch.) Die Gewinnung des Weines ist sehr mühselig und erfordert einen großen Aufwand an Arbeitskraft und Geld. Der größte Theil der Weinberggegend besteht aus mehreren hundert Fuß hohen Kalkstein- und Thonschieferfelsen, die sich ziemlich steil erheben. Gerade solche steile Kalkfelsen fangen die Sonnenstrahlen ein und werfen sie dann mit vermehrter Kraft wieder zurück, wodurch das Traubenblut die Stärke und das Feuer bekommt, welche guten Portwein in so hohem Grade auszeichnen. Um nun einen Berg für den Weinbau nutzbar zu machen, muß derselbe in Terrassen, die

wieder von 5—6 Fuß hohen Steinmauern getragen werden, umgewandelt werden. Auf jeder Terrasse, die 4—5 Fuß breit ist, wird dann eine Reihe Weinstöcke gepflanzt. Die Anpflanzung neuer Reben soll dadurch geschehen, daß man Ableger von den alten Reben flach auf den Boden legt und die Enden mit Erde belegt, worauf sie dann wieder Wurzel schlagen und 2 Fuß tief und 3 Fuß von einander angepflanzt werden. Erst nach Verlauf von 5—6 Jahren kann man bei einem neu angelegten Weinberge auf eine volle Ernte rechnen, während dieser ganzen Zeit erfordert er viele Mühe und Arbeit, ohne den mindesten Ertrag zu liefern. Die meisten Weinbauer sollen sich daher auch in großer Armuth befinden, und ganz von den reichen Weinhändlern in Oporto, die ihnen Geld oft auf viele Jahre vorausstrecken, abhängig sein, ein Schicksal, was sie mit ihren Genossen in fast allen Gegenden Europas, in denen der Weinbau als Hauptbeschäftigung getrieben wird, theilen.

Nach der Weinernte werden stets alle dünne Zweige der Reben bis auf den Zweig, der vom Hauptsproß entsprang, abgeschnitten. Sonst müssen während der ganzen Zeit des Jahres die Weinstöcke von Insekten gereinigt, Graben zum Ablauf des Wassers gezogen werden, so daß es fort und fort Arbeit für den Weinbauer gibt. Die Zeit der Lese, die ungefähr 14 Tage dauert, fällt gewöhnlich in die letzte Hälfte des Septembers oder Anfangs Octobers. Da für die vielen rasch gethan werden müssenden Arbeiten während dieser Zeit die einheimischen Kräfte nicht ausreichen, so kommen mehrere tausend Spanier aus dem benachbarten Galicien für diese Zeit in die Weinbergsbezirke, dort zu helfen. Portugiesische Mädchen schneiden die Trauben mit großen scharfen Messern von den Stöcken, Andere lesen sogleich die verfaulten oder unreifen Beeren davon aus, während die Gallegos dieselben in großen Butten mühsam auf dem Rücken die steilen Stiegen hinab in die Kelter tragen. Da sind große Becken aus Felsstein sehr fest und dicht gemauert, von 3—3½ Fuß Tiefe und 20—25 Fuß im Umkreise. Sowie dieselben ganz

mit Trauben gefüllt sind, so springen 10—15—20 Gallegos nur mit Hosen, die bis an die Mitte der Schenkel reichen, bekleidet in dieselben hinein, und fangen an, unter dem Schall rauschender Musik, die eine eigene Bande von 3—4 Mann macht, oft in wildem Chor dazu singend, zu springen und zu tanzen. Es soll dies ein eigenthümlicher Anblick sein, wie diese Schaar fast nackter, bärtiger Männer, gleich Rasenden in einem Haufen unter einander herumspringen und tanzen, wobei ihnen zuletzt der Schweiß vom ganzen Körper rinnt, und sich mit dem Rebensaft, der ihn freilich bei der Gährung wieder völlig ausstößt, vermischt. Achtzehn Stunden müssen die Gallegos fortwährend ihre wilden Bewegungen fortsetzen, dann haben sie 6 Stunden Ruhe, und von Neuem beginnt dann der 18stündige Tanz wieder. So wird jede Kufe 2 Tage lang von diesen Männern durchtreten, bis sich der Saft völlig aus den Trauben gesondert hat und die Hülsen ganz farblos geworden sind. Die ganze Masse bleibt nun noch an 3—4 Tage in der Kufe, wobei die Hülsen und Stiele von dem gährenden Most in die Höhe getrieben werden, wo sie förmlich eine Art Decke bilden. Nachdem die Gährung die richtige Stärke, welche man für geeignet hält, erreicht hat, läßt man die Flüssigkeit durch Röhren in die unter den Becken liegenden, großen Holzfässer, „Torrels“ genannt, die ungefähr 30 Pipen fassen, laufen. Aus dem zurückgebliebenen Satz preßt man durch Hülfe von Gewinden noch einen herben, schlechten Wein, der von der Landbevölkerung selbst getrunken wird. In den Tonnels gährt der Wein übrigens noch mehrere Monate fort und muß während dieser Zeit wiederholt mit starkem Branntwein nachgefüllt werden, wenn er nicht verderben soll. Die ganze Procedur der Behandlung, sowohl in den Kufen wie in den Tonnels soll große Langsamkeit und Geschicklichkeit erfordern, um die starke Gährung des Weines auf richtige Weise zu leiten und zu unterstützen. Je edler und kräftiger der Wein ist, desto mehr Mühe soll er verursachen, und oft einige Stunden Versäumniß einen ganzen Tonnel unbrauchbar machen.

Anfangs Februar beginnt im Weingebirge förmlich eine Art von Weinmesse, und die Weinhändler aus Oporto bereisen alle Dörfer, um das Gewächs einzukaufen, wobei große Geschicklichkeit und Erfahrung nothwendig ist. Der von den Kaufleuten eingehandelte Wein wird nun unter der speziellen Aufsicht ihrer Kellermeister auf Pipen gezogen und dann auf dem Douro nach den Weinlagern von Oporto, die sich großentheils in der auf der anderen Flußseite liegenden Vorstadt Villa-nova befinden, gebracht. Hier wird der Wein noch auf mannigfache Weise verarbeitet und der zur Ausfuhr bestimmte mehr oder weniger stark mit Spiritus versetzt. Gewöhnlich wird dann der Wein im zweiten Jahr erst verschifft. Eine eigene Behörde theilt den Wein übrigens in verschiedene Klassen, von denen nur die beiden ersten ausgeführt werden dürfen. Die Ausfuhr an Wein von Oporto beläuft sich durchschnittlich im Jahr auf 30—31,000 Pipen zum Werthe von 6—6½ Millionen Thalern. Ungefähr 20,000 Pipen, und zwar vom besten Wein, gehen nach England, der übrige nach den überseeischen Ländern und den nordeuropäischen Häfen. Deutschland gebraucht jährlich an 5—6000 Pipen, fast durchgängig 2ter Qualität, der über Hamburg und Bremen, etwas Weniges auch über Stettin, Königsberg, Danzig und Lübeck, oder auch über Amsterdam eingeführt wird.

Algier.

Ein buntes Gemisch arabischer und europäischer Sitten herrscht in der Stadt Algier. Man glaubt oft, sich in Marseille oder einer andern südlichen Hauptstadt zu befinden, so europäisch sind die äußern Umgebungen, zwischen denen man umhergeht, die Menschen, mit denen man verkehrt. Kaum einige Schritte davon ist man plötzlich wieder in einer echt arabischen Welt. Ich kann nicht läugnen, daß gerade dieser bunte Wechsel manchen Reiz für mich hatte. Schon das Gasthaus, in dem ich wohnte, zeigte diesen Verein von Europa und Afrika. Das Haus war früher die Wohnung eines höheren Offiziers der Dey's gewesen, und daher nach ganz orientalischer Weise erbaut. Durch eine enge, steile, krumme, schmutzige Straße, wie man solche mit wenigen Ausnahmen fast durchgehends in Algier findet, gelangte man an eine hohe, kahle, weißgetünchte Mauer. Ein großes, festgeschlossenes Thor, über dem das Schild des Gasthauses in französischer Sprache hing, war die einzige Oeffnung, welche die ganze Länge dieser Mauer unterbrach. Ein Schellenzug nach europäischer Art öffnet den mächtigen Thorflügel, und ein alter Türke mit schneeweißem Bart empfing mich mit würdevoller Verbeugung. Es war der Portier des Hauses, der Tag und Nacht in einer kleinen dunklen Zelle neben dem Thorweg sich aufhielt. In gebrochenem Französisch frug er, ob ich eine Wohnung wünsche und geleitete mich dann durch den engen Thorweg in einen geräumigen Hof. Hohe Arcaden von zierlichen Säulen

unterbrochen, umgaben die vier Seiten desselben; ein bunter Marmorboden, mit weißen und rothen Marmorfliesen in hübschen Mustern belegt, diente als Pflaster; ein schäumender Springbrunnen spritzte in der Mitte des geräumigen Hofes seine kühlenden Wasser in die Luft, üppige Orangenbäume, mit goldenen Früchten bedeckt, standen süßduftend in weißen Kübeln um diesen Brunnen. Unter den Arcaden waren größere und kleinere Tische, elegant nach französischer Art gedeckt, zum Speisen der Gäste aufgestellt. Ein Glockenzug des alten Portiers ließ schnell den Wirth und drei bis vier Kellner herbeieilen. Lauter Franzosen, meistens aus dem Elsaß, der Heimath unzähliger Kellner, war ihr Empfang ganz wie in jedem europäischen Gasthof. Der Oberkellner, in elegantem Frack, mit modisch gebranntem Haar, führte mich eine kleine, schmale Treppe, die außerhalb in einer Ecke des Hofes angebracht war, auf eine lange, breite Gallerie über den Arcaden, und öffnete mir die Thüre des für mich bestimmten Zimmers, welche auf diese Gallerie ging. Das Zimmer selbst war hoch, mit einfach gegypsten Wänden, und so schmal, daß es bei einer ziemlichen Länge nur ein Fenster hatte. Als der Vorhang von einer schöngeflochtenen Strohmatte, der zum Schutz gegen die Sonne davor hing, hinweggezogen war, zeigte sich meinem Auge eine entzückende Aussicht. Tief unter mir lag der dunkelblaue Spiegel des Meeres, in dem die funkelnden Strahlen der Morgensonne goldene Arabesken erzittern ließen. Die Schiffe des Hafens erschienen in der klaren, durchsichtigen Luft so hell und scharf, daß man jedes Tauwerk erkennen konnte. Von dem riesigen Dampfer, der mich so eben von Frankreich herbeigeführt hatte, brachte ein buntes Gewimmel kleiner Boote, die mit fast nackten schmutzigen Arabern bemannt waren, die Kisten, Fässer und Ballen, die in dem tiefen Bauche desselben verborgen gewesen waren, dem Hafendamm zu. Amphitheatralisch, vom Meere an aufsteigend, erhoben sich die flachen Dächer Algiers bis zu meinem Fenster. Wohl 24—25 solche große Stufen, von denen jede an 15—20 Fuß höher lag, wie

die andere, zählte ich bis zu mir. Die schmalen Zwischenräume der Straßen, die durchgängig eng sind, durchschnitten die weiße Häusermasse mit scharfgezogenen dunkeln Linien. Vielfache blühende Bäume standen auf diesen flachen Dächern, das grelle Weiß derselben auf wohlgefällige Art unterbrechend. Bilder des häuslichen Lebens buntester Art konnte man fortwährend mit Hülfe des Glases auf diesen Plattformen erschauen. Ein alter, langbärtiger Türke in weitem, wallendem Kaftan saß auf dem Dache unter mir, mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Beinen auf einem bunten Polster, in bequemer Nachlässigkeit den Dampf aus einer acht bis neun Fuß langen Pfeife blasend, während ein in Scharlach und Gold reich gekleideter Mohrensclave ihm die Kaffeetasse auf einem kleinen, niederen Tisch handrecht zurechtsetzte. Nicht weit davon wandelten gemessenen Schrittes einige in lange Schleier gehüllte maurische Frauen auf dem Dache umher, die Kühle des Morgens zu genießen. Auf einem anderen Dache verrichtete eine maurische Kinderfrau die Operation des Waschens an einem kleinen, nackten, zappelnden Buben, der sich sträubte und wand unter den Händen seiner unerbittlichen Peinigerin, wie ein Aal unter dem Küchenmesser. Noch anderswo arbeiteten Handwerker auf ihren Dächern, hingen Wäscherinnen Wäsche auf, klopften Negersclaven Teppiche und Polster aus. Ein Jude wog Gold und Silber mit ängstlicher Sorgfalt auf seinem Dache, ein Schullehrer hatte einen ganzen Kreis mit untergeschlagenen Füßen um ihn her hockender Buben um sich versammelt, denen er die edle Kunst des Lesens beizubringen schien. Nach der langen Gerte zu urtheilen, die er gravitätisch in der Hand hielt, häufig aber bald dem einen, bald dem andern der Buben auf die vorgehaltene Fäuste schlug, scheint auch im Orient die Buchstabirerei mit gleicher Anstrengung für Lehrer und Schüler wie bei uns verknüpft zu sein. Nicht weit von diesem Dache stand eine junge Europäerin noch im weißen Morgennegligé, die blonden, langen Flechten aufgelöst, weit über den Nacken darniederhängend. Ihre Hand schwang eifrig

ein weißes Taschentuch zum Gruß. Wohl ein Abschiedsgruß für einen Offizier auf der schlanken Fregatte, die so eben, die Tricolor-Flagge aufgezogen, unter den Abschiedsschüssen der Strandbatterie den Hafen verließ. Mit seinem Fernrohr konnte der Scheidende sehr gut dieses flatternde Tuch erkennen.

Meine Stube war ganz europäisch möblirt, und nur die zierlich geflochtenen Binsenmatten, die den ganzen Fußboden bedeckten, wie auch das Muskitonetz, das die breite Bettstelle völlig umgab, zeigten, daß ich in einem südlichen Lande mich befand. Als ich, nach einigen Stunden Ruhe, mich zur Mittagszeit in den Hof des Gasthauses begab, war die Gesellschaft eine völlig europäisch-französische. Offiziere aller Grade und Waffengattungen durchmusterten die Speisekarte, Handlungsreisende stritten sich mit daheim gewohnter lauter Rücksichtslosigkeit gegen die übrigen Gäste über die Güte der Baumwolle oder die Preise des Kaffees, einige lustige Trinker hatten mehrere in Eis gestellte Champagnerflaschen vor sich, geschäftige Kellner rannten von Tischen zu Tischen. „Garçon, nous manquons aussi d'assiettes,“ rief es von einer Gruppe, „Garçon, encore une bouteille de vin“ von der anderen, während die Geschäftigen unaufhörlich mit ihrem schon zur mechanischen Gewohnheit gewordenen „tout de suite, toute de suite, messieurs“ antworteten. Hinter dem eleganten Buffet stand eine hübsche „dame du comtoir“ mit schmachtenden, langen Hängelocken, die „carte payante“ den Gästen ausfertigend, kurz, es war ganz wie in jeder großen Restauration in Marseille oder Toulon. Die Küche war gut, besonders für südfranzösischen Geschmack, der schon an den Gebrauch des Oels statt der Butter beim Kochen gewöhnt ist, und auch der Wein gut und wohlfeil.

Ein Spaziergang nach Tische in Begleitung eines mir schon von früher bekannten Offiziers brachte mich sogleich in Gegenden der Stadt, die noch von dem neueingedrungenen Franzosenthum sehr wenig berührt schienen. Araber, mit braunen, scharf markirten Gesichtern und langen, dunklen Bärten, deren einzige

Bekleidung in einem alten, zerlumpten Burnus, dessen ursprünglich weiße Farbe vor Schmutz kaum mehr zu erkennen war, bestand, liefen barfuß im geschäftigen Nichtsthun umher. Sehr starke, muskulöse arabische Lastträger, von denen fast Jeder ein treffliches Modell zur Statue eines Hercules abgegeben hätte, trugen auf dem Kopfe große, schwere Lasten, unter deren Gewicht sie in eine Art von Hundetrab die steilen Gassen hinaufeilten. Ein langer Zug Kameele, von Beduinen geleitet, nahm mit seiner Ladung die Breite der engen Gassen so ein, daß man nur mit Mühe bei ihnen vorbeikommen konnte. Häßliche, widerliche Geschöpfe, diese nützlichen Thiere, und besonders ihr Geschrei ist so unharmonischer Art, daß selbst das des Esels dagegen wohllautend erscheint. In Algerien bestreicht man die Kameele zum Schutz gegen das Ungeziefer mit einer Mischung von Theer und Braunroth an den besonders ausgesetzten Stellen, welche Bemalung gerade nicht dazu beiträgt, ihr Ansehen zu verschönern. Den hohen Kameelen mit ihren langen Hälsen folgte ein kleines mageres Eselein, so mit grünen Gewächsen bepackt, daß es fast einem wandernden Gebüsche glich. Trotz dieser Last saß der Besitzer desselben, ein alter Maure, noch auf einem breiten Packsattel zwischen den umgehangenen Körben, bedächtig dabei den Dampf aus einer langen Pfeife, deren Rohr er über des geduldigen Thieres Kopf hinweghielt, einziehend und wieder fortblasend. Ein vornehmer Türke, der einen Spazierritt machen wollte, folgte bald darauf. Die Mähnen und Schweifhaare seines milchweißen Hengstes waren rosenroth angemalt, was gar nicht so übel aussieht. Ein prächtiges Zaumzeug von breiten purpurrothen Sammetstreifen, reich mit Gold gestickt, umschloß den feinen Kopf des Thieres, das vor Ungeduld über den langsamen Schritt, zu dem es wegen des Gedränges in den engen Gassen gezwungen war, sein goldenes Gebiß mit Schaum bedeckte. In bunter, malerischer, noch echt türkischer Kleidung saß der Besitzer in dem hohen arabischen Sattel, der mit seiner Rücken- und Vorderlehne fast einem Lehnstuhle gleicht.

Seine Füße, mit rothen Saffianschuhen bekleidet, ruhten in den breiten, schaufelähnlichen Steigbügeln, die zugleich als Sporen dienen; rothe, weite Pantalons überdeckten die Beine, ein himmelblauer Kaftan mit kostbarem Pelz besetzt, von einem schönen Shawl in der Mitte als Gürtel zusammengehalten, diente als Obergewand. Ein Reiherbusch wehte auf dem weiß und rothen Turban, der tief auf die Stirn des von einem langen, weißen, bis auf die Brust herniederwallenden Bart umschlossenen Gesichts gedrückt war. Zwei reich in Gold gekleidete Negersclaven folgten auf kleinen, feurigen Hengsten zur Bedienung. Lange nicht so malerisch sahen die maurischen Frauen höherer Stände aus, die so eben nach einem Bade zu gehen schienen. Ganz in weite, weiße Gewänder, in denen nur für die dunklen, blitzenden Augen ein Paar kleine Oeffnungen gelassen sind, gehüllt, glichen sie fast wandelnden Mumien. Mehrere schwarze Eunuchen und andere Sclaven begleiteten dieselben, mit strenger Wacht die Annäherung aller Unberufenen verhindernd. Was die vornehmen maurischen Damen zu viel an Kleidung trugen, schienen die zahlreichen herumlaufenden Negerinnen dafür wieder zu entbehren, denn nicht viel mehr wie zur Hälfte war ihr wohlgerundeter, schwarzer Körper bedeckt. So sah ich z. B. ein junges Negermädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren mit kohlschwarzer Sammethaut, dunklen, feurig blitzenden Augen, eine Reihe Zähne wie aus Elfenbein in dem von purpurrothen, aufgeworfenen Lippen umsäumten Mund, und mit rund und voll geformten Umrissen des übrigen Körpers, welche mit Datteln hausiren ging, deren einzige Bekleidung ein kurzes, weißgestreiftes Matrosenhemd von Baumwollenzeug war, das um den Leib mit einem breiten, rothen Band als Gürtel zusammengehalten ward. Auf dem Kopfe trug sie in dem schwarzen krausen Haar einen alten, rothen „Fez“, den ihr wahrscheinlich einst ein Scheik für ihre Gunstbezeugungen geschenkt hatte. Daß diesen Mädchen, deren es unzählige in Algier gibt, die Schamhaftigkeit ein ganz unbekannter Begriff ist, braucht wohl nicht erst erwähnt zu

werden. Die Listen der Garnisonshospitäler in Algerien liefern nur zu viele Beweise von dem Treiben derselben. An Gesinnungsgenossinnen aus Frankreich und Italien finden diese völlig emancipirten Damen übrigens vielfache Concurrenten. — Algier ist eine sehr belebte Handels- und Garnisonsstadt in einem südlichen Klima, da darf auch der Moralist keinen zu strengen Maßstab anlegen. Einen sehr zahlreichen Theil der Menge, die sich in diesen Gassen umhertrieb, bildeten die Juden, die von jeher in großer Zahl in der Barbarei wohnten. Auf jegliche Weise von den frühern Beherrschern des Landes schon aus religiösem Fanatismus gedrückt, wußten sie sich dennoch durch ihren mercantilischen Unternehmungsgeist und die ihnen angeborene Fähigkeit im Erwerben von Reichthümern vielfache Macht und nicht geringen Einfluß zu verschaffen. Ganz in derselben Stellung, wie bei uns im Mittelalter, wo sie die fast alleinigen Besitzer aller baaren Geldmünzen waren, und der geringste Christ dennoch hoch über dem reichsten Juden stand, waren sie in Algier bis zur Eroberung durch die Franzosen. Auch jetzt noch, wo die Israeliten hier, wie im ganzen Frankreich, der christlichen Bevölkerung völlig gleichgestellt sind, behaupten sie in mercantilischer Hinsicht einen nicht geringen Platz, und die angesehensten Banquiers- und Kaufmannshäuser in ganz Algier befinden sich in ihren Händen, obgleich in den letzten Jahren viele Griechen, Italiener und auch Franzosen ihnen immer mehr den Rang abgewinnen sollen. Der eigentliche Schacher ist, wie überall in der Welt, allein in ihren Händen. Man kann sich, besonders als Fremder, in Algier kaum vor der Zudringlichkeit dieser unzähligen jüdischen Trödler und Factoren bewegen, die mit unerschöpflicher Beharrlichkeit Einem alle nur möglichen Dinge anbieten. Besonders Kuppler machen sich auf die ekelhafteste Weise bemerkbar, wie auch gerade unter den Jüdinnen in Algier, ganz abweichend wie bei uns, die größte Sittenlosigkeit herrschen soll. Auf den Straßen fallen übrigens bisweilen reiche Jüdinnen sowohl durch ihre Schönheit, wie

durch ihre eigenthümliche Tracht auf. Die kleinen, zierlichen Füße, die nackt und ganz ohne Strümpfe sind, werden von gelben Sandalen, deren Bänder reich gestickt sind, umschlossen; Gewänder von türkischem Schnitt, meistens von gelber oder blauer, schwerer Seide, oft sehr reich mit Gold gestickt, umhüllen den schöngewachsenen Körper; vielfache Reihen gehenkelter Ducaten, oft aber auch Perlen von großem Werth, dienen als Halsband, während eine an drei Fuß hohe, eigenthümlich aus Draht geflochtene und mit Goldstoffen und goldenen Ketten überzogene Kopfbedeckung, die den alten preußischen Grenadiermützen gleicht, auf dem Kopf balancirt. Feurige, schwarze Augen blitzen in den gelben Gesichtern, deren Schnitt fein und regelmäßig ist, wenn ihnen auch die Frische fehlt, und Frauen von dreißig Jahren oft schon völlig gealtert sind, und dann, besonders in den unteren Ständen, vor Schmutz einen ekelerregenden Anblick gewähren. Solche eigenthümlich geputzte Jüdinnen sieht man jetzt übrigens selten, da die meisten sich immer mehr zu französiren anfangen. Auch unter den jüngeren jüdischen Herren sieht man viele elegante Modegecken, die sich durch Nichts von ihren Genossen in Marseille oder Frankfurt unterscheiden. Die älteren Männer haben noch vielfach ihren Kaftan, oft von schwerem Seidenstoff reich mit Pelz besetzt, beibehalten. Die hausirenden Schacherer gleichen in ihrer äußeren Erscheinung unsern polnischen Juden unterster Classe. Statt der dunklen Kaftane und Mützen der Polen, tragen ihre Brüder in Algier Gelb, Roth, Blau, überhaupt recht schreiende, grell zusammengestellte Farben.

Um all' dies Gedränge so vieler geschäftiger Menschen noch zu vermehren, kommt noch die Sitte vieler einheimischer Handwerker hinzu, ihre Werkstatt im Freien aufzuschlagen. Der Schuster stellt seinen Werkstuhl vor die Thür seines Hauses, der Goldsticker, ein in Algerien sehr verbreitetes Gewerbe, stickt, auf der Schwelle seiner Thür mit untergeschlagenen Beinen sitzend, auf dem gelben Saffian oder purpurnen Sammet die zierlichsten Arabesken. In den Gegenden des Hafendamms

wimmelt es, außer dieser einheimischen buntartigen Bevölkerung, auch noch von Matrosen aller Länder. Der vierschrötige Engländer, wankend von dem vielen Genuß des Grogs, erwidert den Stoß eines arabischen Lastträgers mit einem kräftigen „Goddam“, der Pommer oder Mecklenburger, der Hanf oder Tannenholz hieher geführt hat, flucht sein „Hoahl di dee Düwel“ ganz wie zu Hause dem Italiener zu, der ihm mit dem gutgemeinten „maladetto tedesco“ erwidert, der Navarese oder Cattalone ist mit seinem „carayo“ nicht faul, während der phlegmatische Holländer sich die Mühe nimmt, die breiten Lippen zu einem langsamen „blexem“ zu öffnen. Es gibt wohl in ganz Europa keine Sprache, von der man nicht hier und da an dem Hafendamm von Algerien einige Worte vernimmt, obgleich sonst die Franzosen, Spanier und Italiener unter den fremden Matrosen die größte Mehrzahl bilden.

In den Straßen, die nahe an den Kasernen liegen, sieht man weniger Eingeborene, als besonders viele französische Soldaten aller Waffengattungen und Grade. Infanteristen der Linie und leichten Regimenter, Soldaten der „Chasseurs à pieds“-Bataillone, Reiter der „Chasseurs d'Afrique“-Regimenter in ihrem lichtblauen Litewken, Spahis, mit ihren weiten Burnussen, Zuaven, mit ihren gelben, hohen Lederstrümpfen treiben sich hier in buntem Gemisch durcheinander; Trommelschlag und Hörnerklang hört man hier oft; der taktmäßige Schritt marschirender Truppenmassen schallt aus der Ferne; das Pflaster dröhnt unter dem Hufschlage eilig dahersprengender Adjutanten. In seinen schwarzen oder weißen Burnus gehüllt, schaut der finstere Kabyle, der von seinen Bergen herabgestiegen, die fremden Krieger an, die ihm seine Freiheit entreißen wollen, unter deren mörderischen Kugeln schon so mancher seiner Stammesgenossen gefallen ist. Vor innerer Wuth ballt er oft die nervigte, braune Faust gegen achtlos an ihn streifende französische Soldaten, und murmelt ein ingrimmiges „allein allek“ (Gott verdamme dich) denselben nach. Doch der lustige Franzose, das „Käppis“

etwas schief auf dem einen Ohr, hört nicht auf die Verwünschung seines Todfeindes, und sein „L'enfant chéri des dames je suis en tous pays“ fortträllernd, legt er schäckernd seinen Arm um die Taille einer kokett gekleideten niedlichen vivandière. „Je vous aime de tout mon coeur, ma petite,“ schmeichelt er der sich loswindenden Schönen, die aber diese feurigen Worte nur mit einem lachenden „c'est bon pour rire“ beantwortet. Dergleichen vivandières sieht man viel, da jedes Bataillon eine besitzt, und stets ist ihr Anzug dem gleich, wie man sie auf unsern Theatern bei der Regimentstochter findet; oft sind es noch junge, hübsche Mädchen, denen der uniformartige Anzug sehr gut steht, häufig aber auch ältere Frauen, die dann gegewöhnlich mit einem Unteroffizier verheirathet sind. — Gleich am ersten Nachmittage meiner Ankunft besuchte ich noch in Begleitung französischer Offiziere die große „Caßba“, das ehemalige Residenzschloß des Dey, welche auf der Spitze des Berges, an den Algier gelehnt ist, die ganze Stadt beherrscht. Eine entzückende Aussicht hat man von einer der niederen Terrassen dieser Caßba. Ueber den Stufen der Dächer sämmtlicher Straßen, die bis zum Meere sich senken, schweift der Blick weit über den blauen Spiegel desselben hinweg. Gleich stumpfen Säulen ragen aus oder vielmehr über dieser Masse flacher Dächer die hohen Minarets zahlreicher Moscheen hervor, die ebenfalls nur mit Plattformen versehen sind. Die Caßba selbst, deren großer Umfang von einer hohen Mauer umschlossen wird, ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Paläste, Kioske, Kuppeln, Terrassen und Höfe, ohne allen festen Plan so angelegt, wie es das Bedürfniß der verschiedenen Dey's mit sich brachte. So viel man aus einzelnen Ueberresten erkennen kann, muß früher das Ganze mit der höchsten Pracht eingerichtet, und Marmor und Vergoldungen im Ueberfluß darin angebracht sein. Jetzt freilich sieht Alles zerstört und verfallen aus, da die Caßba seit dem Besitz der Franzosen als Kaserne gebraucht wird. In den Gemächern des Harems, wo sonst Hunderte reizender Oda-

lisken in glühender Sehnsucht harrten, daß ihnen der Gebieter das Schnupftuch hinwerfe, hausen jetzt die Schuster des Regiments; auf den Terrassen, die sonst zum Schauplatz manches verliebten Abenteuers dienten, exerciren rothhosige Recruten. In militärischer Hinsicht ist freilich die Caßba, die ganz Algier beherrscht, sehr zu einem Waffenplatz geeignet.

Den Heimweg von der Caßba traten wir außerhalb der Stadt an. Hier sah ich zuerst den Reichthum der Vegetation, der bei sorgfältigem Anbau das Land zu einem der fruchtbarsten Theile der Erde machen könnte. Aloestauden von solcher Höhe, daß ich an ihre Blüthenstengel mit der ausgestreckten Hand nicht reichen konnte, standen am Wege und wurden theilweise als Hecken benutzt; große Gebüsche von Myrthen, Granaten und Cactusse waren in allen Gärten, aus denen zahllose Orangenbäume von einer Ueppigkeit des Wuchses, wie ich weder in Italien noch Frankreich jemals gesehen habe, in voller Blüthe, mit den so schönen Mandelbäumen untermischt, hervorsahen, während einzelne hohe Dattelpalmen auf dem schlanken, säulenförmigen Stamm das breite Fächerdach ihrer tiefgrünen Blätter gleich Herrschern der Pflanzenwelt alles dies weit überragten. Es war der Orient mit seiner ganzen Ueppigkeit, und der Himmel war dabei so blau, die Sonne so golden, die Luft so rein und mit balsamischen Wohlgerüchen geschwängert, die zackigen Berge des kleinen Atlas mit dem hohen, schneebedeckten „Dschordorra“, der höchsten Spitze desselben, zeigten alle ihre Umrisse so scharf, das Meer rollte so majestätisch seine schäumenden Wellen an die Küste zu unsern Füßen, daß wahrlich Nichts mangelte, um den Genuß noch mehr zu erhöhen. Aber der Orient, so zauberisch schön er oft sich zeigt, ist das Land der Contraste. Kaum wieder in Algier selbst eingetreten, befanden wir uns in einer sehr unreinlichen Straße; der Schmutz ganzer Generationen schien den Boden zu bedecken; Schaaren zerlumpter Weiber und Männer, die eckelhaftesten Geschwüre zur Schau tragend, um Mitleid zu erregen, fielen uns mit gräßlichem Ge-

schrei bettelnd an, und Gestank und Schmutz aller Art umgab uns.

Um mich von den Anstrengungen der Seefahrt zu erholen und zugleich für die Hitze, die ich wahrscheinlich bald in noch ziemlich hohem Grade auszustehen hatte, vorzubereiten, beschloß ich ein türkisches Bad zu nehmen. Es ist dies zugleich auch ein recht charakteristischer Genuß, der mir auf's Neue die Eigenthümlichkeit des Landes, in dem ich mich jetzt befand, zeigte. Ein liebenswürdiger französischer Lieutenant, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, lobte sehr diesen Entschluß und wollte mich in das Bad begleiten. Er nehme allmonatlich so ein Bad, sagte er mir noch, denn er finde, daß es wohlthätig auf den Körper einwirke und besonders gegen die Wirkungen der Hitze mit abhärte. So ward denn der nächste Morgen dazu bestimmt.

Durch ein Labyrinth der engen, schmutzigen Gassen folgte ich meinem Führer, bis wir vor einer dem Einsturze nahen Mauer ankamen. Auf seinen durchdringenden Pfiff auf dem Finger öffnete sich eine Thür in der alten Mauer und ein Türke ließ uns mit dem gebräuchlichen orientalischen Gruß eintreten. Wie im Orient so oft der Fall, verbarg auch diese elende Außenmauer einen recht hübschen, stattlichen Hof. Eine kleine Fontaine trieb ihr Wasser in ein Steinbecken in der Mitte desselben, in dem viele Goldfische herumschwammen, und ziemlich große Orangenbäume, die in Europa die Zierde jeder Orangerie sein würden, hier aber weiter nicht viel beachtet werden, standen mit ihren duftenden Blüthen bedeckt in Erdkübeln umher. Rings an den Wänden des Hofes war eine Reihe vorn offener Arkaden, in deren Schatten mehrere ältere, zum Theil reich gekleidete Türken mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen auf rothen Polstern saßen, gemüthlich in längeren Pausen den Dampf aus ihren „Tchibucks“ mit blauen Ringeln in die Luft blasend. Es war ein Bild des vollkommensten Orients, welches sich meinen Blicken jetzt zeigte; wenige Schritte hatten mich aus der Mitte der französischen Kaserne plötzlich hierher versetzt. Aus dem

Hofe traten wir in ein rundes, kuppelförmiges Gemach, welches sein Licht von oben empfing. Zwei Badediener, junge hübsche Burschen von ungefähr zwanzig Jahren, bis auf einen leichten Schurz um die Lenden völlig unbekleidet, nahmen uns schweigend in Empfang und begannen mit großer Eile uns gänzlich zu entkleiden, was mir sehr angenehm war, da ich in diesem Gemach schon eine ziemliche Hitze verspürte. Alle Kleidungsstücke eines Jeden wurden in ein reines Laken gewickelt an die Wand gelegt. Nach dieser Procedur banden die Badediener mir ein Paar Sandalen mit dicken Holzsohlen, wie sie sie auch selbst trugen, unter die Füße, ergriffen mich dann schweigend bei den Armen und führten mich wie ein willenloses Geschöpf in ein zweites Gemach. Eine Hitze, die im ersten Augenblick fast das Athmen erschwerte, quoll uns aus diesem Zimmer, das ebenfalls sein Licht durch eine Glaskuppel von oben empfing, entgegen. Unwillkührlich wollte ich wieder zurückprallen, denn es schien mir unmöglich, es auch nur einige Secunden hier aushalten zu können. Meine beiden stummen Begleiter ließen dies aber nicht zu und führten mich nach einer breiten Bank von weißem Marmor, die etwa drei Fuß über dem Boden sich erhob, und bedeuteten durch Pantomimen, daß ich mich auf derselben niederlegen solle. Ich verstand ihre Absichten nicht sogleich, da nahm mich der Eine bei den Füßen, der Zweite bei den Armen, und so ward ich, als wäre ich ein Schlachtopfer, der Länge nach auf die sehr warme Marmorplatte ausgestreckt. Jetzt begann eine Reihe der sonderbarsten Operationen, die je mit meinem Körper, aus dem der Schweiß übrigens jetzt schon aus allen Poren drang, vorgenommen wurden. Als bestände ich aus Bäckerteig und sie wollten eine neue Figur aus mir formen, so drückten und preßten und kneteten und pufften und reckten und streckten die beiden Bursche an meinen Gliedern herum. Beide waren aber dabei gleich unermüdlich in ihrem Eifer. Jedes Gelenk wurde gedehnt, daß es oft knackte, jede Muskel erhielt ihr gehöriges Theil von Püffen und Drücken,

und selbst meine Nase ward so gezerrt, daß ich sicher glaubte, sie würde wenigstens um einen Zoll länger dadurch werden. Wunderbarer Weise that alles dies Zerren und Dehnen und Pressen und Knuffen nicht im Mindesten weh, sondern erregte im Gegentheil sogar eine angenehme, sanft einschläfernde Empfindung. Wohl an zehn Minuten mochte diese Behandlung, bei der ich nach allen Seiten umgedreht wurde, gedauert haben, da packten mich meine beiden Bearbeiter, trugen mich unter die Strahlen eines kalten Wassersturzes, der aus einer Röhre hervorsprudelte, und ließen mich ordentlich abkühlen. Nachdem dies geschehen, ward ich wieder auf meine Bank gelegt und nun mit einem großen Schwamm mein ganzer Körper so mit einer Art Crème, die sehr nach Mandeln roch, eingeseift, daß ich fast ganz in weißen, duftigen Schlamm eingehüllt ward. Während der eine Bursche einseifte, rieb mich der andere mit seinen Händen, über welche er jetzt eine Art Handschuhe aus Handtuch angezogen hatte, so stark, daß es fast schmerzte. Zum zweiten Male ward ich jetzt unter einen, aber dießmal warmen Wasserstrahl gehalten, ganz abgespült und dann mit erwärmten Leintüchern sehr sorgfältig abgetrocknet. Wie ein hülfloses Geschöpf trugen die Beiden mich jetzt wieder in das erste Gemach zurück und hüllten mich, die Arme eng an den Leib, als wäre ich ein Wickelkind, in eine Menge dicker wollener Decken ein, worauf man mir einen Polster unter den Kopf schob und zum Ausruhen auf eine Matte legte. Einer der Burschen wollte mir die Spitze eines „Tschibuck“ zwischen die Lippen stecken, wogegen ich aber als Nichtraucher protestirte; der Andere goß mir von Zeit zu Zeit etwas sehr aromatisch schmeckenden Kaffee, der übrigens stark mit Ambra versetzt zu sein schien, in den Mund. Ungefähr eine Viertelstunde ruhte ich so aus, was ein ungemein behaglicher Zustand war, dann kleidete ich mich mit Hülfe der Diener rasch an. Als wäre mein Körper von allen überflüssigen Theilen befreit, so leicht und elastisch fühlte ich mich jetzt, jedes Gelenk schien neue Kraft, jede Muskel vermehrtes Leben

bekommen zu haben. Bemerken muß ich auch, daß ich in den nächsten Tagen, obgleich es sehr heiß wurde, lange nicht so von der Gluth zu leiden hatte, wie vor dem Bade der Fall war. Ungemein befriedigt verließ ich mit dem Offizier, der dieselbe Kur wie ich durchgemacht hatte, das Badhaus wieder, in dem wir ungefähr eine Stunde verweilt hatten. Der Preis für Alles war sehr niedrig und betrug mit dem Trinkgeld für die beiden Diener ungefähr 2½ Francs. Wie wir durch den Hof gingen, saßen die meisten der alten Türken noch in ihrer früheren Stellung unbeweglich auf ihren Polstern, mit gedankenlosen Blicken die Rauchringeln ihrer Pfeifen in der Luft verfolgend. Mein Begleiter sagte mir, daß Viele derselben fast die ganzen Tage auf diese Weise in den Badehäusern zubrächten, die ihnen dann zugleich als Kaffeehäuser dienten. Von dem türkischen Badehause begaben wir uns in eine elegante französische Restauration, die ganz nach Pariser Art eingerichtet war, von dort in ein Theater, wo eine französiche Schauspielergesellschaft die neuesten Vaudevilles in gar nicht übler Weise aufführte.

So reichen sich Abendland und Morgenland hier in Algier schwesterlich die Hände, und liefern vereint ihre Genüsse, das Leben für den, welchem eine volle Börse zu Gebote steht, möglichst angenehm zu machen. Wenige Städte dürfte es geben, in denen dies auf solche Weise der Fall ist, und gerade diese bunte Mischung gibt dem hiesigen Treiben für einen Fremden mit einen Hauptreiz.

Constantine.

Da lag endlich Constantine, das lang ersehnte Ziel unseres heutigen sehr beschwerlichen Rittes, vor uns. Mit goldenem Glanze beleuchtete die scheidende Sonne das braunrothe Gestein des hohen Felsens, auf dem die Stadt erbaut ist, und hell schimmerten die weißen Mauern der Caßba, welche die oberste Kuppe desselben bedeckt, uns entgegen. Eine üppig bewachsene Ebene, in der sich gleich silbernen Arabesken in grünem Sammet das schnell rauschende Gewässer des Rummel in unzähligen größeren wie kleineren Krümmungen schlängelte, trennte uns noch von der Stadt. Hohe Gebüsche von Aloen, Myrthen, Granaten und Cactusfeigen umsäumten überall den Lauf dieses Wassers. Der Anblick war wirklich schön, und gern vergaßen wir bei demselben die vielen Beschwerden, die es uns gekostet, dies lockende Ziel zu erreichen, und besonders die drückende Hitze, in der wir den ganzen Tag, ohne den mindesten Schatten, hatten reiten müssen. Wirklich, als komme die Luft aus einem glühenden Backofen, so blies uns dieselbe bisweilen an, wenn wir so recht zwischen engen Felsenwänden, an denen die Sonne mit vermehrter Kraft abprallen konnte, hingeritten waren.

Je näher wir jetzt Constantine kamen, desto belebter ward auch die Landschaft, desto mannigfacher die Scenerie. Lange Reihen hochbeladener Kameele, von schmutzigen, zerlumpten Arabern geleitet, zogen bei uns vorbei. In das Innere des Landes brachten sie Waaren, da von Constantine aus ein ziem-

lich lebhafter Caravanenhandel weit bis nach Afrika hinein stattfindet. Oft sauste auch ein einzelner beduinischer Scheik mit seinem weißen Burnus, der reich mit bunten Troddeln besetzt war, auf seinem feurigen Hengst an uns vorüber, hoch dabei die blitzende lange Flinte, mit dem reich eingelegten Kolben, um dem Kopf schwingend. Auch viele maurische Weiber, das braune, scharfgeschnittene Gesicht mit den dunkeln Augen unverhüllt zeigend, wie es bei den Frauen der unteren Stände, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen, gebräuchlich ist, kamen oft zu Fuß, häufiger aber noch zwischen hohen leeren Körben auf kleinen, mageren Eseln hockend, an uns vorbei. Hie und da zeigten sich auch einige europäische Colonisten in ihren weiten blauen Blousen, einen breitrandigen, groben Strohhut zum Schutz der Sonne auf dem Kpf. Fast eben so braun gebrannt, wie das der Beduinen, war das Gesicht dieser Männer, und man sah es ihrem ganzen Aeußern an, daß sie hart arbeiten mußten, um sich hier eine nur irgendwie erträgliche Existenz zu gründen. Großentheils waren es Elsäßer, doch befanden sich auch einzelne Süddeutsche dazwischen. Neben einer Hütte, die unter dem Schatten hoher Dattelpalmen erbaut war, und bei der Hecke von Stachelfeigen, die die spärlich angebauten Felder umgab, hörte ich eine ganze Familie, Mann und Weib mit unzähligen zerlumpten Buben und Mädchen, so echt schwäbisch sprechen, wie mein Ohr es nur je an den Ufern des Neckar vernommen hatte.

Wohl noch fast eine Stunde ritten wir so unter dieser stets wechselnden Umgebung fort, und die Dunkelheit war schon ziemlich stark angebrochen, als wir die steile Felsenstiege hinauf in das Thor von „El Djabia“ der Stadt Constantine einritten. Mit herzlicher Gastfreundschaft hatte schon vorher mein Gefährte der letzten Tage, ein liebenswürdiger Spahis-Offizier, Sidi-Omar-ben-Ali, mir Gastfreundschaft in seinem Quartier angeboten, und so war ich denn der Mühe überhoben, mir in den mehr theuren, wie gerade sonst guten Gasthäusern der Stadt ein

Unterkommen zu suchen. Allzuviel Ansprüche dürfe ich übrigens nicht bei ihm machen, er gebe es, so gut er es habe, meinte vorher der Lieutenant, der ganz geläufig französisch sprach, und bereitete mich auch zugleich darauf vor, daß ich einen seltsamen Gefährten bei ihm finden würde. Es wäre dies nämlich ein fast schon erwachsener Löwe, „Achmet“ genannt, den er von Jugend auf bei sich hatte, und der so zahm wie ein Hund sei, so daß er frei auf dem Hofe herumlaufen dürfe.

Ein alter Leibdiener des Lieutenants, ein Türke, mit langem, weißem Bart, empfing uns auf dem kleinen eingeschlossenen Hofe, der nach maurischer Sitte die Wohnung des Offiziers von der Straße trennte. Derselbe hatte lange, wie man mir erzählte, auf den Korsarenschiffen des Dey's von Algier gedient und manchen „Giaur“ (Christenhund) schon in seinem Leben niedergehauen. Gegen mich, den Gastfreund seines Herrn, zeigte der alte Türke übrigens stets die größte Freundlichkeit und begrüßte mich mit einem würdevollen „asselämtik“ (sei gegrüßt). Und mit welchem freudigen Gebrüll empfing auch der Löwe seinen Herrn, den er seit mehreren Wochen nicht gesehen hatte, wieder, wie legte er ihm die mächtigen Tatzen auf die Schultern und schien sich ordentlich zu freuen, wie dieser ihm liebkosend mit den Händen in den Mähnen herumwühlte und das Gesicht zutraulich an seine Schnautze lehnte.

Das Gemach des Offiziers war ungemein einfach möblirt und schöne Waffen bildeten den Hauptschmuck desselben. Da ich sehr müde und angegriffen war, so suchte ich nach eingenommenem Abendessen, was ein Spahis uns aus einer französischen Restauration holte, bald mein Lager. Aus einer hartausgestopften Matratze, die der alte Leibdiener am Boden ausbreitete, bestand dasselbe, dazu ein Mantel als Decke und ein Divanpolster als Kopfkissen, und bald war ich in festen Schlaf versunken.

Zeitig schon weckte mich beim Aufgang der Sonne das mächtige Gebrüll des zahmen Löwen meines Gastfreundes, der

ungeduldig nach seinem Herrn zu verlangen schien. Ich sprang, noch halb im Schlafe, zuerst ganz bestürzt von meiner Matratze auf, wie ich so plötzlich ein Löwengebrüll in meiner großen Nähe hörte, bis ich bedachte, daß Achmet ein schon gezähmtes Thier sei, und was mir dennoch in diesem Augenblick nicht unangenehm war, außerdem auch noch durch eine Wand von mir getrennt wurde. Andere Länder, andere Sitten, und so gewöhnt ein in Deutschland Geborener und Erzogener, wie ich es bin, sich nicht so leicht daran, einen erwachsenen Löwen als Schooshund neben sich in demselben Zimmer herumspielen zu sehen. Trotz aller Versicherungen des Spahis-Offiziers von der unendlichen Zahmheit seines Achmet, wich ich dem Thier doch stets mehr aus, wie ich es gerade aufsuchte, besonders wenn sein Herr, der freilich wie mit einem jungen Hunde damit herumspielte, nicht dabei gegenwärtig war. Gestreichelt und in den Mähnen gefaßt habe ich diesen schönen, edlen König der Thiere doch einmal, freilich aber nur in Gegenwart seines Herrn, der den mächtigen Kopf mit den großen, dunkeln Augen dabei zwischen seinen Knieen hielt.

Am heutigen Morgen mußte übrigens der Löwe noch längere Zeit nach seinem Herrn vergebens brüllen, denn das Lager desselben war noch unberührt. Gestern Abend noch, wie ich mich bald zum Schlafen ausstrecken wollte, hatte „Sidi-Omar-ben-Ali“ mich lachend gebeten, es nicht übel zu nehmen, wenn er mich jetzt gleich auf einige Stunden verlasse, da ein Rendezvous mit seiner Geliebten, die er nun schon seit drei Monaten nicht mehr gesehen habe, ihn abrufe, „et vous comprenez, camarade, c'est une nécessité absolue pour moi,“ setzte er noch hinzu. Wer die Schöne war, die meinen heißblütigen Freund bewog, trotz aller Anstrengungen, die er in den letzten Tagen hatte, wo er vierzehn bis sechszehn Stunden täglich im Sattel sein und herumgaloppiren mußte, sogleich seine nächtliche Ruhe zu kürzen, habe ich nie erfahren. Wahrscheinlich muß es eine reizende Odaliske im Harem eines alten, eifersüchtigen Muselmanns ge-

wesen sein, denn der Gang schien nicht ohne Gefahr gemacht werden zu können. Seine reichgestickte, rothe Jacke vertauschte der Lieutenant vorher mit einem alten, braunen Burnus, wie ihn die Araber der untersten Stände tragen, legte statt der hohen Reiterstiefel von schwarzem Maroquin leichte Sandalen an die Füße, die einen ganz geräuschlosen Gang gestatteten, steckte aber auch vorsorglich einen Handschar (breites Dolchmesser) in den Gürtel; auch einen Strick von Bastseide, mit Knoten darin, so daß man an ihm leicht in die Höhe klettern konnte, an beiden Seiten mit stählernen Haken zum Einhaken versehen, mußte der alte Leibdiener aus der Kammer für seinen Herrn zum Mitnehmen herbeiholen. Letzterer schien übrigens mit diesem Liebesabenteuer gar nicht recht einverstanden zu sein, denn er redete sehr eindringlich, zuletzt sogar, wie es schien, heftig in arabischer Sprache auf den Lieutenant ein, und faßte endlich sogar dessen Kniee, als wolle er ihn bittend vom Weggehen zurückhalten. Fruchtlose Mühe, wie es stets bei allen solchen Vorhaben der Fall sein wird! „Sidi-Omar-ben-Ali“ spottete der Bitten und Ermahnungen seines treuen Dieners, und ging, wie er mit seinen Zurüstungen fertig war, diesem noch ein „psocheer“ (gute Nacht) zurufend, seinem Rendezvous entgegen, von dem er am Morgen, wie ich erwachte, noch nicht zurückgekommen war.

Dergleichen Liebesabenteuer französischer Offiziere und Soldaten mit den Frauen in den Harems reicher Türken sollen in ganz Algerien noch ziemlich häufig vorkommen. Zwar ist es den Militärs aller Grade auf das Strengste untersagt, den Eingeborenen irgendwie gerechten Grund zur Eifersucht zu geben, und jede Anzeige der Nichtbefolgung dieses Verbots wird nicht allein bestraft, sondern selbst der auch nur Verklagte in eine entfernte Gegend versetzt. Man könnte übrigens mit eben solchem Erfolg den Katzen das Mausen verbieten, wie den französischen Soldaten, sich galant gegen das schöne Geschlecht zu bezeigen, wo sich ihnen nur irgendwo die Möglichkeit dazu zeigt.

Trotz Verbote und Strafen haben alle Eingeborenen daher von den zärtlichen Neigungen ihrer Gebieter nicht wenig zu leiden, was gerade nicht sonderlich dazu beiträgt, die so schon geringe Vorliebe, die sie für Letztere hegen, noch zu vermehren. Ertappen übrigens die Ehemänner die Schuldigen auf frischer That, so sollen sie häufig von ihrem Hausrechte nach alter türkischer Sitte den ausgedehntesten Gebrauch machen. Schon mehr als ein Offizier und Soldat, der spurlos verschwand, soll sein Leben in dem Harem eines eifersüchtigen Türken oder Arabers durch einen gut angebrachten Dolchstoß verloren haben, und auch das Ertränken der ungetreuen Ehefrauen von Seiten ihres beleidigten Gebieters noch bisweilen stattfinden. Das französische Gouvernement gebraucht die weise Vorsicht, dergleichen Dingen nicht weiter nachzuspüren, sondern sie möglichst mit dem Schleier der Dunkelheit zu bedecken, um hierin die nun einmal bestehenden Sitten des Landes nicht zu sehr zu verletzen. Wie übrigens die verbotenen Früchte stets am süßesten schmecken, so soll gerade die damit verbundene Gefahr die französischen Soldaten wie Offiziere auf das Aeußerste reizen, Liebesverhältnisse mit den Schönen der Harems anzuknüpfen, obgleich sie es sonst viel bequemer haben könnten, den Gefühlen ihres Herzens Luft zu machen. In allen Städten Algeriens wimmelt es von oft sehr schönen Jüdinnen; Italienerinnen, Französinnen und Spanierinnen, die die ihnen gebrachten Huldigungen sehr gern aufnehmen, und wohl nur in den allerseltensten Ausnahmsfällen allzuspröden Sinnes sich zeigen. Viele Offiziere und besonders auch die sehr zahlreichen Militärbeamten aller Grade haben auch ihre Familien mit oft einer Menge von Töchtern und Cousinen hier bei sich. Uebrigens bieten nur die Städte, und besonders Algier selbst, wo sehr lockere Sitten herrschen, den Soldaten Gelegenheit, die altberühmte französische Galanterie auch unter Afrikas Himmel zu zeigen; auf den Vorposten und selbst in den Blockhäusern müssen sie dies Vergnügen fast gänzlich entbehren. Oft drei, vier bis sechs Monate bekommen die Truppen dann

auch kein anderes weibliches Wesen, wie ihre Vivandières, die sehr häufig schon ältere Frauen von Unteroffizieren sind, nur zu sehen, was eine große Entbehrung für sie ist. Man kann sicher sein, daß, wenn ein Soldat, oder auch Offizier, über die sehr vielen Entbehrungen klagt, welche die Truppen im Felde in Algerien ausstehen müssen, er gewiß mit gleich zuerst als eine der Hauptbeschwerden anführen wird, man habe in so viel Wochen oder Monaten nicht selbst einmal auch nur den Schatten einer „belle dame“ erblickt.

Da man in den südlichen Gegenden, selbst gegen sonstige Gewohnheit, am Frühaufstehen Wohlgefallen findet, die Morgen und Abende auch oft von wunderbarer Schönheit sind, so beschloß ich auch jetzt, gleich aufzubleiben, wie der Löwe mich geweckt hatte, obgleich es noch sehr früh war. Wie ich die Thür, die nach dem Hofe führte, öffnete, sah ich den alten Leibdiener von Sidi-Omar-ben-Ali dort eben mit den religiösen Ceremonien, die der Koran jedem rechtgläubigen Mohamedaner täglich fünfmal vorschreibt, beginnen. Um den Alten nicht dabei zu stören, zog ich mich geräuschlos wieder in das Zimmer zurück, ließ aber die Thür offen stehen, um ihn bei seinem Treiben recht beobachten zu können. Es war mir dies interessant, denn wenn auch die Spahis im Felde stets, wenn irgend möglich, ihre vorgeschriebenen Gebete verrichteten, so geschah dies doch der Umstände wegen meist so rasch und flüchtig, daß man die einzelnen Ceremonien derselben kaum zu erkennen vermochte. Hier bei dem alten Türken, der ein sehr strenggläubiger Anhänger Mohameds war, hatte ich jetzt recht Gelegenheit, das Ganze genau zu beobachten.

Es war dies das Hauptgebet der Mohamedaner „el Zwa“ genannt, was beim Aufgang der Sonne abgehalten werden muß. Aus einer Cisterne, die sich an der einen Ecke des ziemlich geräumigen Hofes befand, holte der alte „Ibrahim“, so hieß der Türke, sich einen großen Eimer mit Wasser, und wusch sich sehr gewissenhaft und sorgfältig Hände, Füße, Gesicht, Kopf und

einige andere Theile des Körpers damit, ohne dieselben jedoch wieder abzutrocknen. Nach Ablegung der Pantoffeln ging er darauf in langsamen, feierlichen Schritten einige zwanzig Fuß fort, wandte dann das Gesicht gegen Mekka und rief mit lauter Stimme wiederholt die arabischen Worte aus: „el allahe el alla, o sidi Mohamed rasoll alla“ (Gott ist Gott und Herr Mohamed sein Prophet). Nachdem dies geschehen, hob er die Hände sehr langsam über den Kopf und rief: „allo ho akbar“ (groß ist der Herr). Hiemit war das Gebet, was wohl im Ganzen an zehn Minuten gewährt hatte, beendigt, der alte Ibrahim zog seine Pantoffeln wieder an und kam zu mir in's Zimmer, mit zwar sehr tiefer, dabei aber ungemein würdevoller Verbeugung „Zwa allacheer“ (guten Morgen) sagend. Von der weiteren Rede, die er an mich nun richtete, vermochte ich meiner Unkenntniß der arabischen Sprache wegen auch nicht das Mindeste zu verstehen. Als wie unwillig über mein Ungeschick mit dem Kopfe schüttelnd, ging der Alte darauf fort und holte den Spahis, welcher bei den Pferden war, der, wenn auch sehr schlecht und gebrochen, französisch sprechen konnte, herbei, damit er als Dolmetscher dienen könne. Der Inhalt der Rede war, daß er große Sorge für seinen Herrn habe, weil dieser auch jetzt noch nicht wieder von seinem nächtlichen Rendezvous zurückgekehrt sei. Auch ich fing jetzt an über das Nichtwiederkommen meines Gastfreundes besorgt zu werden, hoffte aber doch, daß derselbe bald wieder erscheinen werde. Unterdeß hatte Ibrahim mir eine große Tasse trefflichen Kaffee's bereitet, die er mir nebst einer langen „Tschibuck“ (Pfeife) brachte. Die Erstere ließ ich mir gern schmecken, denn der Kaffee, nach echt türkischer Sitte, fast so dick wie Chocolade mit dem Satze gekocht, war ausgezeichnet, Letztere mußte ich jedoch als Nichtraucher zu seiner großen Verwunderung, ja, wie es schien, selbst Mißbilligung, ausschlagen.

Da ich wo möglich nicht eher ausgehen wollte, bis „Sidi-Omar-ben-Ali“ wieder heimgekehrt war, so unterhielt ich mich

damit, zuzusehen, mit welcher Sorgfalt und schonender Behandlung der alte Ibrahim und der Spahis die vier Hengste, die frei auf dem Hofe herumliefen, warteten und fütterten. Eine Amme kann nicht sorgsamer und liebevoller mit dem ihr anvertrauten Kinde umgehen, wie diese Männer mit den Hengsten es thaten. Dieselben erkannten aber auch die Behandlung, die ihnen zu Theil ward, und standen, ohne im Mindesten nur angebunden zu sein, beim Putzen und Waschen und Reinigen der Hufe so ruhig und still da, daß ihre Wärter unter ihrem Bauche fast dabei niederhocken konnten. Selbst mein kleiner Fuchshengst, der sich schon oft sehr bös und widerspenstig gezeigt hatte, war jetzt, wo er wieder unter arabischer Pflege war, fromm wie ein Lamm. Nie wird aber auch ein Araber sein Pferd schlagen oder sonst mißhandeln, oder nur daran denken, sich im Felde eher mit Speise und Trank zu versorgen oder der Ruhe hinzugeben, bevor er dasselbe, so viel es die Umstände gestatten, gepflegt hat. Sobald er aber sein Roß bestiegen, hört alle Schonung gegen dasselbe auf, die scharfen Bügelschaufeln werden mit solcher Gewalt in die dünn behaarten Flanken gestoßen, daß oft das Blut herausspritzt, oder es mit dem sehr scharfen Stangengebiß so gewaltsam in die Höhe gerissen, daß Verletzungen der Kinnbacken dadurch entstehen. Daß übrigens ein Hengst unter seinem Reiter je müde werden könne, scheint ein Araber ganz für unmöglich zu halten, so nutzlos sprengen sie oft selbst auf den stärksten Tagemärschen umher. In Folge dieser zu strengen Anstrengung findet man bei den Eingeborenen in Algerien viele Hengste, die im achten oder neunten Jahre schon sehr mitgenommen sind, und deren Lungen besonders auch oft Schaden gelitten haben, so daß sie nur noch geringen Werth besitzen. Wie in Allem, so bewähren sich im Orient auch bei der Pferdebehandlung die größten Extreme, die liebevollste Pflege neben der grausamsten Dressur, die größte Sorgfalt neben der unbekümmertsten Rücksichtslosigkeit.

Unweit der Pferde auf dem Hofe lag der Löwe in seinem kleinen Zwinger und schien sehr üblen Humors zu sein; daß

man ihn noch nicht aus demselben herausgelassen hatte. Mich würdigte er keines Blickes, wie ich an das leichte Holzgitter trat, das schöne Thier auch beim Sonnenschein genauer zu besehen, und blieb ruhig der Länge nach ausgestreckt liegen, kam aber der alte Ibrahim in seine Nähe, so sprang er sogleich auf, schlug mit dem Schweif in die Flanken, hob sich auf den Hinterpratzen in die Höhe und gab durch leises Brummen, was mitunter auch in ein ziemlich lautes Brüllen überging, seine Begierde zu erkennen, bald aus seinem zeitweiligen Gefängniß erlöst zu werden. Das hölzerne Gitterwerk desselben war übrigens so schwach, daß es gewiß nur eines kräftigen Hiebes der Vorderpratze des Löwen bedurft hätte, dasselbe gewaltsam zu zerstören und so sich selbst zu befreien. „Aber so etwas zu thun, wäre sein Achmet viel zu gut erzogen," meinte „Sidi-Omar-ben-Ali," dem ich dies einmal sagte, wie denn das Thier überhaupt ganz wie ein anhänglicher Hund von seinem Herrn und dessen Diener behandelt wurde. Nur in die Gassen der Stadt durfte der Löwe nicht kommen, da in Constantine mehrmals Pferde bei seiner Erscheinung scheu geworden waren, und der hier befehligende General es dem Offizier deßhalb untersagt hatte, das Thier mitzunehmen. Diese Art von Gefangenschaft auf dem großen Hofe theilte er übrigens mit dem alten Ibrahim, der, wie mir mein Gastgeber lächelnd erzählte, seit den anderthalb Jahren, daß er in Constantine stationirt sei, noch nicht ein einziges Mal die Wohnung verlassen habe, solchen Widerwillen besitze er gegen das Ausgehen.

Gegen sechs Uhr Morgens kam auch endlich der Lieutenant von seinem Rendezvous zurück, lebhaft von seinem alten treuen Diener mit arabischem Gruß und tiefer Verbeugung, von dem Löwen aber mit mächtigem Gebrüll und hohen Freudesprüngen begrüßt. Der Anzug des Zurückgekommenen sah sehr beschmutzt und zerrissen aus und zeigte deutlich, daß sein Träger nicht ohne Beschwerden zu dem Gegenstand seiner Liebe gelangt sein könne. Lachend erzählte mir „Sidi-Omar-ben-Ali" auch,

es sei ihm fast schlecht ergangen, einige Sclaven des alten Türken wären wachsam geworden und hätten den Garten durchsucht und so habe er an vier Stunden in einer halb zerfallenen Cisterne sich hinter Schutt und Unkraut verbergen müssen, bis es ihm erst jetzt gelungen, unbemerkt zu entkommen. Einer dieser Sclaven wäre dabei so nahe an ihm vorbeigestreift, daß er ihn fast berührt hätte. Trotz aller dieser Strapazen und der nach dem langen Marsche wieder schlaflos zugebrachten Nacht zeigte mein guter Freund auch nicht die mindeste Spur von Ermüdung irgend einer Art und war munter und lebhaft in seinen Reden und elastisch und kräftig in seinen Bewegungen, wie immer. Diese Orientalen besitzen darin eine wahre Katzennatur, und können oft das Unglaubliche an Strapazen aller Art ertragen, ohne daß man ihnen auch nur das geringste Zeichen von Erschlaffung oder gar Ermüdung anmerkt. Eine frische Toilette ward gemacht, die glänzende Spahis-Uniform statt des alten, schmutzigen Burnusses wieder angezogen, einige Tassen heißen, starken Kaffee's getrunken und „Vous pouvez disposer de moi, Camarade, je suis à votre service," sagte mein gütiger Gastfreund und begleitete mich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Constantine überall mit der unermüdetsten Gefälligkeit, wohin ich es nur wünschte. Bevor wir übrigens unsere Wanderung antraten, schickte der Lieutenant seinen Ordannanz-Spahis zum Dampfschiffs-Agenten, um zu erkundigen, wann der nächste Dampfer bei „Philippeville" anlegen würde. Zu meiner großen Freude war es mir vergönnt, noch gut an drei Tage in Constantine verweilen zu dürfen, und so hatte ich denn Muße genug und brauchte mich nicht abzuhetzen. Nochmals sagte ich meinem Gastgeber, daß ich auf so lange Zeit kaum seine Gastfreundschaft annehmen könne und daher in's Hôtel ziehen wolle, der aber meinte, es sei eine Beleidigung für ihn, wenn ich ihn jetzt verließe, und wenn ich statt drei Tage drei Monate in Constantine bleiben wolle, so dürfe ich ihn jetzt nicht mehr verlassen, ohne ihm die größte

Kränkung zuzufügen. Einen gefälligeren, aufopfernderen Wirth, der Alles, was nur irgendwie in seinen Kräften stand, that, mir die Zeit so angenehm als möglich zu verkürzen, wie Sidi-Omar-ben-Ali, kann es unmöglich geben, und das viele Interessante, was ich in Constantine sah, verdanke ich meistens seiner unermüdlichen Sorgfalt für mich.

Unser erster Gang richtete sich nach der großen „Caßba", dem alten festen Schloß der früheren Beherrscher von Constantine, was ich gestern schon aus der Ferne als oberste, weiße Kuppe des hohen, braunen Felsens, auf dem die Stadt liegt, gesehen hatte. Es war ein Gewirre echt orientalischer Straßen, was wir passiren mußten, um zur „Caßba" zu kommen. Elende Mauern, oft halb zerfallen und geborsten oder dem Einsturze nahe, dabei nach morgenländischer Sitte nur mit einzelnen kleinen Gitterfenstern, bildeten die Gassen, die ungepflastert in krummen Windungen steil an dem Felsen hinaufführten. Hohe Schmutzhaufen aller Art lagen in ungestörter Ruhe in den Gassen, verpesteten die Luft mit Gestank und versperrten oft den Weg. Eine Straßenreinigung kennt der Orientale in seiner bequemen Weise nicht, und selbst die französische Polizei hat es noch nicht vermocht, solche in den Quartieren der Eingeborenen in den algierischen Städten nur einigermaßen durchzuführen. Dabei sind die meisten Gassen so eng gebaut, daß es unmöglich wäre, mit einem Wagen in denselben zu fahren, und wenn ein Esel oder ein Kameel mit Dung breit beladen an Einem vorbeikommt, muß man sich oft dicht an die Mauer drücken, um mit seiner übelriechenden Ladung nicht in eine unliebsame Berührung zu kommen. Ein ziemlich lebhaftes Gewühl herrschte übrigens in diesem schmutzigen Gassengewirr, und erschwerte oft das rasche Fortkommen in demselben. Beduinen, mit gelbweißen oder braunen Burnussen als einzige Bekleidung der fast ganz nackten Körper, liefen in Menge herum, und handelten oder trugen Lasten auf den Köpfen, schmutzig angezogene maurische Weiber der unteren Classen standen mit ganzen Schaaren von Kindern jeglichen Alters und Geschlechtes, die sämmtlich

ohne die mindeste Bekleidung waren, vor den Mauerthüren, theils müßig, theils mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, dazwischen kreuzten sich die Hausirjuden, diese Landplage aller algierischen Städte, in ihren schmierigen, langen Kaftans, mit derselben zudringlichen Geschäftigkeit wie bei uns überall ihre Waaren aufdringend. Ich war zufällig eine kleine Strecke von dem Spahis-Offizier abgekommen, und diese Juden, die in mir als Fremden eine willkommene Beute sahen, umringten mich so mit ihrem Trödelkram, daß ich mich gar nicht von ihnen losmachen konnte. Sidi-Omar-ben-Ali wußte bald den Kreis dieser Zudringlichen zu lichten, und die sein bloßes Erscheinen nicht schon verscheucht, trieb er mit rücksichtslosen Fußtritten und Faustschlägen auseinander. Ueberhaupt konnte ich auf dieser kurzen Wanderung in Constantine schon wieder recht erkennen, welch despotische Formen den vornehmen Orientalen in vieler Hinsicht eigen sind, und wie sehr das Volk, an dieselben gewöhnt, sich willig ihnen fügt. Sowie ihm nicht sogleich auf das Bereitwilligste von den Mauren und Juden Platz gemacht ward, hieb der Offizier ohne Weiteres mit der geballten Faust auf dieselben ein, die dann rasch und sogar noch mit tiefem, demüthigem Gruß zurückwichen. Nicht so hart zeigte er sich gegen die schönen Jüdinnen, deren uns mehrere begegneten. Diese Mädchen, meist in gelbseidenen Kleidern, waren oft von großer Schönheit und besonders ihre reichen, schwarzen Haare, die in seltsamer Form aufgeputzt waren, und die dunkeln, flammenden Augen zeichneten sie sehr aus, wie denn auch ihr Teint keine gelbere Farbe, wie die jeder Südfranzösin zeigte. Ihr Hauptschmuck bestand in vielen goldenen Ringen und Ketten, mit denen sie sogar oft überreich behangen waren. Nach europäischen Begriffen auffällig sah es aus, daß sie auch an den Zehen ihrer kleinen, zierlichen Füße, die stets strumpflos in gelben Maroquin-Pantoffeln steckten, viele goldene Ringe trugen. Die oft sehr dreisten Blicke und oft wohl nicht allzuzarten arabischen Späße des Offiziers schienen diese reizenden

Jüdinnen nicht ungern aufzunehmen, und man sah ihren feurigen Blicken das Wohlgefallen an, was sie an der männlichen Schönheit meines Begleiters bezeigten. In der Geschichte aller Galanterien in den algierischen Städten sollen diese Jüdinnen stets eine Hauptrolle spielen. So reizend jedoch der Anblick dieser jungen Mädchen, so unbeschreiblich widerlich ist der mancher älteren Frauen dieses Stammes. In der That, wenn ein Maler mehrere Hexenmodelle aufsuchen will, der findet solche unter den alten Judenweibern in Algerien auf eine Weise, wie seine kühnste Phantasie solche nimmermehr zu schaffen vermöchte. Nie, nie auf allen meinen Kreuz- und Querfahrten, habe ich solche Scheusale gesehen, wie gerade hier. Auch hierin wieder, wie überhaupt in Allem, ist der Orient das Land der schroffsten Gegensätze, die schönsten Frauen enthält er neben den häßlichsten, reizende Erscheinungen, die unwillkürlich das Blut rascher wallen machen und wieder solche, deren Anblick den Appetit, selbst nach längerem Fasten, auf der Stelle vertreiben könnte.

Auf dem freien Platze um die „Caßba" herum, zu dem uns eine enge, steile Gasse zuletzt noch führte, ward man wieder plötzlich daran erinnert, daß Constantine jetzt eine französische Departementsstadt ist, was man in den engen Straßen des Quartiers der Eingeborenen völlig vergessen konnte. Soldaten aller Waffengattungen, Chasseurs à pied, Voltigeurs, Grenadiere, Artilleristen, Spahis, Zuaven trieben sich auf diesem Platze umher. Die Caßba selbst ist zur großen Kaserne umgeschaffen und in der Nähe ist ein sehr geräumiges Militärhospital, daher es denn hier vorzugsweise von Soldaten in den verschiedensten Uniformen wimmelt. Constantine, als der Sitz des Divisionsstabes des in der Provinz befehligenden Generals, hat stets eine feste Garnison von 4—5000 Mann, zu denen noch viele Ordonnanzen, Reconvalescenten u. s. w. aller Truppencorps der ganzen Provinz kommen, daher man in einigen Quartieren der Stadt, deren Bevölkerung fast 30,000 Menschen betragen soll, weit mehr Soldaten als Civilisten erblickt. Die

europäische Bevölkerung von Constantine besteht größtentheils aus Civil- und Militärbeamten aller Grade und den Handwerkern, Kaufleuten, Gastwirthen, welche durch diese herbeigelockt worden sind. Eine ausgedehntere Handelsthätigkeit, wie sich solche in Algier selbst, dann auch in den Küstenstädten Bona, Stora und „Philippeville" schon zu entfalten beginnt, findet hier nicht Statt und wird schwerlich auch jemals kommen, da die Lage der Stadt auf ihrem hohen Felsen, zu dem von allen Seiten nur ein schwieriger Zugang ist, sich nicht günstig hiefür zeigt. Eine desto größere Wichtigkeit hat diese Bergstadt aber für die Franzosen in militärischer Beziehung, und so ist das bei ihrer Erstürmung geflossene Blut nicht nutzlos vergossen. Durch den festen Besitz des Ortes, den die Araber sich nun und nimmermehr wieder zu erobern vermögen, ist die französische Herrschaft über den reichen, schönen Landstrich, der sich von hier aus bis zur Küste hinzieht, und mit der Zeit Tausenden von europäischen Colonistenfamilien einen lohnenden Unterhalt zu geben vermag, gesichert. Jetzt übrigens ist Constantine in ganz Algerien diejenige Stadt, die den rein orientalischen Charakter noch am ursprünglichsten sich bewahrt hat, und in der man im Allgemeinen die wenigsten Spuren einer Französirung finden wird. Nur in den neu angelegten Stadttheilen, dem „Place Nemours" und an der „Porte Valée," wo übrigens sich noch viele wüste Stellen befinden, sieht man europäische Häuser mit europäischen Bewohnern, sonst ist Alles noch durch und durch maurisch. In keiner anderen Stadt soll auch der religiöse Fanatismus der Eingeborenen noch so heftig gegen die Franzosen sein, wie gerade hier, daher dann auch die starke Besatzung nothwendig ist.

Die „Caßba" selbst ist ein großes, weitläufiges Gebäude in echt maurischem Styl, mit vielen Höfen, Terrassen, Säulen, Hallen und Gängen, zwar lange nicht so großartig wie das Schloß in Algier, sonst aber in gleichem Geschmack, wie dieses angelegt. Die Vergoldungen, Schnörkeleien und Stukkatur-

arbeiten, von denen man noch einige Spuren an den Wänden, Plafonds und Thüren sieht, sind jetzt durch die längere Benutzung des Hauses zur Kaserne größtentheils gänzlich zerstört und verwischt. Der Styl der Gebäude ist nirgends großartig, und ein Architekt fände nur geringe Ausbeute hier. Entzückend ist übrigens die Aussicht, die man von einigen Theilen der „Caßba“ hat, obgleich ihr freilich der Reiz des Meeres, der den Blick von den Terrassen in Algier so schön macht, mangelt. Gleich einem Paradiese liegt hier das schöne, üppige Thal der „Hamma“ mit seinen hohen Palmen, ganzen Wäldchen von hochstämmigen Orangenbäumen und dichten Gesträuchen von Myrthen, Granaten, Cactussen, Aloen und vielen anderen südlichen Pflanzen, vor dem Blicke ausgebreitet. Einem Silberfaden auf grünem Sammt gleich, schlängelt sich die „Rummel“ mit ihren schnellrauschenden Gewässern in unzähligen Krümmungen und Verschlingungen, oft in mehrere Arme getheilt, durch diese üppige Vegetation, mit ihrer Feuchtigkeit das Wachsthum derselben noch vermehrend. Eine Menge Hütten und Häuser, oft einzeln im Schatten hoher Bäume liegend, oft auch schon in größeren Dörfern vereinigt, blickt überall aus dem Grün der Landschaft hervor, derselben Abwechselung und dadurch neuen Reiz verleihend. Das große Thal der Hamma gehört zu den reichsten und bevölkertsten Gegenden, welche die Franzosen in ganz Algerien schon besitzen, und eine Menge von europäischen Colonistenfamilien haben sich auch in den letzten Jahren schon hier angebaut. Rothbraune Berge und Hügel, deren Kuppen oft von wirklich seltsamer, dabei aber höchst malerischer Gestaltung sind, begrenzen dabei überall den Horizont. Einzelne schlanke, weiße Minarets unter dem Schatten düsterer Cypressenbäume auf den Gipfeln der niederen Berge zeigten, daß hier die Ruhestätten berühmter, vom Volke hochgefeierter „Marabouts“ (Heiliger) zu finden sind. Von einem Hofe der „Caßba“ blickt man übrigens unmittelbar den hier an fünfhundert Fuß hohen, senkrechten Felsen herunter, zu dessen Fuß der

„Rummel“ schäumt. Es war wirklich schwindelerregend, in diesen tiefen Abgrund, von dem ich nur durch eine niedere Brustwehr getrennt war, hinabzuschauen. Ein Offizier von den „Mineurs-Sappeurs,“ den ich schon draußen im Felde bei der Expeditions-Colonne kennen gelernt hatte, der sich in der „Caßba“, in der er auch im Quartier lag, zu uns gesellte, erzählte mir, daß dies die Stelle sei, von der unter der alten türkischen Herrschaft die ihren Männern untreu befundenen Frauen lebendig in den Fluß hinuntergestürzt worden. Der grausame Bey „Hadji Achmet“ soll im Jahr 1827 hier einst neun der schönsten Frauen seines Harems, mit denen er unzufrieden gewesen ist, eigenhändig hinuntergeschleudert haben. Eines dieser unglücklichen Opfer, eine sehr schöne Griechin, soll in Verzweiflung dem Ungeheuer seinen Dolch aus dem Gürtel gerissen, ihm eine bedeutende Wunde am Arm damit beigebracht, und dann sich selbst in den Abgrund gestürzt haben. Die Frivolität mehreren französischen Offiziere, die sich zu uns gesellt hatten, konnte diese Gelegenheit zu Witzen nicht vorübergehen lassen, und sie behaupteten, es sei ein Glück, daß jetzt nicht mehr so strenge Strafen in Algerien beständen, da dies sonst bald von allen Frauen ganz entvölkert sein würde. Auch „Sidi-Omar-ben-Ali“, der als gefährlicher Herzenräuber ziemlich bekannt zu sein schien, ward bei dieser Gelegenheit mit seinen verschiedenen Liebesabenteuern geneckt und gefragt, wie viele Frauen er wohl schon dazu gebracht habe, daß sie vom Felsen gestürzt werden müßten. Auf gewandte Weise wußte sich mein Freund aber mit Lachen und Scherzen wieder zu vertheidigen, und meinte, an alledem sei nur das schlechte Beispiel der Franzosen schuld. Seit die im Lande wären, könne das Herunterstürzen nicht mehr stattfinden, da sonst die „Rummel“, der vielen Leichname wegen, aus ihrem Bette austreten müsse, während sonst höchstens alljährlich zwölf bis fünfzehn Frauen auf diese Weise bestraft worden seien. So ging es noch eine gute Weile fort, der Spahis-Offizier zahlte den neckenden Franzosen

mit gleicher Münze wieder zurück und ich erhielt auf diese Weise gleich einen tüchtigen Beitrag zur „chronique scandaleuse“ der guten Stadt Constantine.

Von der „Caßba“ aus besuchte ich ein Militair-Hospital, dort einen Bekannten aufzusuchen. Ein gefälliger Genie-Offizier diente mir als Führer, und so fand ich bald den Gesuchten, was sonst in dem weitläufigen Gebäude nicht leicht ist. Da ich mich einmal im Hospital befand, so besichtigte ich auch gleich das Innere desselben. Es sah erträglich in demselben aus, zwar nicht so räumlich und gut eingerichtet wie in den meisten deutschen und besonders preußischen oder schleswig-holsteinschen Militärhospitälern, doch auch lange nicht so schlecht, wie frühere Schilderungen der französischen Lazarethe in Algerien mich hatten vermuthen lassen. Die langen Krankensäle, zwar nur mit Steinen gepflastert, waren so ziemlich räumlich und auch jeder Soldat hatte auf einem Gurtengestell seinen eigenen Moossack mit Betttüchern, Kopfpolster und einer dicken Baumwollendecke. Die Verpflegung und sonstige Behandlung der Kranken, deren sich an sechshundert im Spital befanden, soll den Umständen nach eine zufriedenstellende sein. Allzugroße Ansprüche irgend einer Art darf überhaupt der französische Soldat in Algerien nicht machen. Sein ganzes Leben in diesem Lande ist fast eine unausgesetzte Reihe von Entbehrungen und Anstrengungen aller Art, wie sie unseren Truppen in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sind. Trotzdem melden sich stets viele Offiziere und Soldaten als Freiwillige zu den in Algerien stehenden Corps und bleiben oft aus eigenem Antrieb zehn, zwölf bis sechszehn Jahre dort, so groß ist der Reiz, den das abenteuerliche kriegerische Leben daselbst für den französischen, veränderungslustigen Sinn besitzt.

Einen mich peinlich berührenden Anblick hatte ich beim Heraustreten aus dem Hospital, wie ich mit dem Genie-Offizier wieder in die „Caßba“ zurückgehen wollte. Unter dem Schall eines dumpfen Trommelmarsches kamen einige Pelotons

Soldaten eines französischen Linienregiments uns entgegenmarschirt, denen kleine Detaschements der verschiedenen Truppencorps der Garnison folgten. In der Mitte derselben ging, von zwei Gensdarmen escortirt, ein Soldat im Uniformrock, aber ohne Waffen und Epauletts, und nur mit der kleinen „Bonnet de Police“ auf dem Kopfe. Bleich und angegriffen sah das Gesicht desselben aus, was übrigens einen unverkennbar deutschen Ausdruck zeigte. Es war ein Soldat der Fremdenlegion, der eben zum Richtplatz geführt wurde, um dort erschossen zu werden. Vor drei Tagen hatte der Unglückliche im wilden Jähzorne dem Corporal einer Patrouille, der ihn wegen nächtlichen Umherschweifens arretiren wollte, das Seitengewehr entrissen und demselben eine Verwundung am Arm damit beigebracht. „Tod durch die Kugel“ hatte, wie in allen solchen Fällen, der Ausspruch des Kriegsgerichts gelautet, der so eben vollführt werden sollte. Der Execution selbst mochte ich nicht als Zuschauer beiwohnen, hörte aber wenige Augenblicke darauf die Schüsse knallen, die dem Unglücklichen den Tod gaben. Wie mir später ein Offizier der Fremdenlegion erzählte, soll der Erschossene, der sonst sich recht gut betragen und auch eine gewisse Bildung gezeigt habe, ein Flüchtling aus Süddeutschland gewesen sein, welcher im Sommer 1849 in Straßburg angeworben war.

Auf dem Hofe der „Caßba“ konnte ich wieder ein Schauspiel sehen, welches mir einen neuen Beweis der Strenge der französischen Militärgesetze gab. In blaue Blousen gekleidet, einen alten gepackten Tornister auf dem Rücken, wurden zwei Soldaten von Gensdarmen vor den Garnisons-Auditeur geführt, der, von vielen Offizieren umringt, auf der Mitte des Hofes stand, und ihnen, nach vorangegangenem Trommelwirbel, einen Urtheilspruch verkündete. Der Eine derselben, ein Franzose eines Linienregiments, der einen Diebstahl begangen, erhielt sechs Jahre „travail forcé“ in Ketten, der Andere, ein Italiener der Fremdenlegion, der von Philippeville aus auf einem

italienischen Schiffe hatte desertiren wollen, dabei aber ertappt war, vier Jahre „travail forcé“, ohne jedoch, wie Ersterer, ehrlos erklärt zu werden. Nach Verkündigung dieses Urtheilsspruches wurden wieder die Trommeln gerührt und die auf dem Hofe aufgestellten Truppen, die aus dazu commandirten Detaschements der ganzen Garnison bestanden, marschirten in Parademarsch vorbei. Die beiden Verurtheilten, von denen dem einen die Ketten sogleich auf dem Platze angelegt waren, wurden von Gensdarmen wieder in das Gefängniß zurückgeführt. Viele französische Soldaten, die ohne Dienst auf dem Hofe umherstanden, drängten sich zu denselben heran, drückten dem Deserteur einige Kupfermünzen in die Hand, spieen aber nach dem Dieb, was Beides die escortirenden Gensdarmen nicht verwehrten. Man kann übrigens in Algier häufig genug Zeuge von allen möglichen militärischen Strafen sein, denn die Militärgesetzgebung hier ist ungemein strenge, die Disciplin wird auf das Unbeugsamste aufrecht erhalten, und jedes, auch noch so kleines Vergehen gegen die Subordination unnachsichtlich gerügt. Die Kriegsgerichte hier machen mit dem Erschießen nicht viel Umstände und verurtheilen bei Vergehungen, die in den meisten deutschen Staaten mit einigen Jahren Festung abgethan würden, schon zum Tode. Ueberhaupt wird der französische Soldat aller Grade, sobald er „au service“ sich befindet, viel strenger behandelt und in jeder Beziehung viel mehr von ihm verlangt, wie es fast durchgängig in allen deutschen Contingenten der Fall ist. Ich habe hier oft in Algerien der Mainzer Bevölkerung im März 1848 und der verführten badischen Truppen im Jahr 1849 gedenken müssen, die so sehr die rothen Hosen (französische Soldaten) herbeiwünschten, in dem Wahne, daß mit diesen jegliche Ordnung und besonders Alles, was nur an Disciplin erinnern könnte, aufhören würde. Viele dieser Letzteren tragen jetzt selbst die rothen Hosen der Fremdenlegion, beseufzen gar sehr das harte Schicksal, was ihnen zu Theil geworden und möchten unendlich gern in ihre früheren Verhältnisse wieder

zurückkehren. Manche solcher Getäuschten, die ihren früheren Wahn auch hier noch fortsetzen wollten und glaubten, in dem republikanischen französischen Heer, was ja den Präsidenten selbst mit gewählt habe, brauche keine größere Ordnung, als in einer deutschen Freischaar oder den badischen Truppen im Jahr 1849 zu herrschen, haben mit der Kugel vor den Kopf oder langjähriger Kettenstrafe in einem französischen Bagno dafür büßen müssen.

Diese strenge Disciplin, die im Dienst auch nur das Wort der Frage schon bestraft, gibt den französischen Soldaten in Algerien ihr großes Uebergewicht über die undisciplinirten Schaaren der Feinde, machte, daß Mazagran von 123 Chasseurs wochenlang gegen 5000 Kabylen vertheidigt zu werden vermochte, das Felsennest Constantine den französischen Sturm-Colonnen sich ergeben mußte und eine französische Compagnie im regelmäßigen Kampfe im offenen Felde noch nie von den Feinden besiegt werden konnte, trotz der oft fanatischen Tapferkeit Letzterer und der stolzen Berberhengste, mit denen sie in brausender Attaque daherstürmen. Was Napoleon in Aegypten schon sagte: „5 Franzosen werden von 5 Mameluken stets besiegt, 50 Franzosen nehmen es mit 50 Mameluken auf, 200 Franzosen schlagen aber stets 1000 Mameluken,“ gilt bei den blutigen Kämpfen in Algerien auch noch jetzt. Wahrlich, man muß nur den Felsenpfad sehen, den die französischen Sturm-Colonnen beschreiten mußten, als sie Constantine einnahmen, um gerechte Bewunderung sowohl dem Muthe wie auch der Disciplin von Truppen, die solches vermochten, zu zollen.

„Aux braves morts devant Constantine en 1836 et 1837“

steht auf der Marmorplatte am Fuß eines halb zerfallenen Minarets auf dem Place Vallée vor dem Thor gleichen Namens. Die Braven, die hier gefallen, verdienen auch in der That solch' rühmliches Denkmal.

Auch ihr Führer, der auf dem Bette der Ehre hier fiel, verdient das Monument, was auf der Stelle, wo die feindliche Kugel die Heldenbrust ihm durchbohrte, errichtet ward.

„Ici fut tué par un boulet en visitant la batterie de brêche, à 12. Oct. 1837, veille de la prise de Constantine, le Lieutenant General comte de Damrémont commandant en chef de l'armée française expeditionaire,“

heißt die Inschrift derselben. An der Seite des Grafen Damrémont stand damals der junge Herzog von Nemours und zeigte den kalten, ruhigen Muth, der allen Prinzen des Hauses Orleans so sehr eigen ist. Auch der bekannte General Lamoriciere, damals Oberst der Zouaven, zeichnete sich bei der Erstürmung von Constantine sehr aus und ward auch bedeutend dabei verletzt.

Wie wohl es sich dafür aber auch jetzt die französischen Offiziere oft in Constantine sein lassen, davon konnte ich mich bald überzeugen.

Der lange Spaziergang erst auf die Caßba und dann nach den erwähnten Monumenten, verbunden mit dem sehr frühen Aufstehen, hatte uns müde und hungrig gemacht. Gern nahm ich daher den Vorschlag meines Führers an, in dem besten französischen Gasthof von Constantine ein gutes Dejeuner à la fourchette einzunehmen. Von Außen freilich sah das Hôtel nicht sehr einladend aus, und wir mußten erst einen langen, schmutzigen Gang passiren, bevor wir in den Hofraum kamen, in dem die Tische gedeckt waren. Einen ganz behaglichen Aufenthalt gewährte aber derselbe, über dem zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen ein weites Zeltdach gespannt war; Orangenbäume in Kübeln spendeten auch hier ihre Wohlgerüche, und eine kleine Fontaine, wenn auch freilich ihr dünner Wasserstrahl nur sehr spärlich floß, verbreitete etwas Kühlung. Eine Menge kleiner und größerer Tische, ganz nach europäischer Sitte gedeckt, ein Anblick, den ich seit Wochen nicht mehr gehabt, standen unter den Orangenbäumen oder in den Arkaden umher. Gruppen französischer Offiziere der mannigfachsten Waffengattungen, alle in sehr leichter Uniform, ohne Halsbinden, saßen an denselben, ihr Mahl einzunehmen. An den meisten Tischen ging es sehr lustig und heiter zu und die Herren schienen sich den Wein schon recht gut schmecken zu lassen.

„L'enfant chêri des dames, je suis en tous pays," sang hier ein zierlicher Voltigeur-Lieutenant und drehte sich wohlgefällig den kleinen schwarzen Moustache.

„Vive le vin, vive l'amour!" rief von einem anderen Tische ein Artillerie-Offizier, das volle Glas schwenkend. Dazwischen schrie es von allen Seiten: „Garçon! une bouteille de Champagne!" Jacques, sacre dieu, encore une chopine de Bourgogne-blanc!" — Toute de suite! toute de suite, Monsieur! antworteten in mechanischer Gewohnheit die grüngeschürzten Kellner und liefen geschäftig mit den Gläsern und Flaschen und den Assietten umher. Es was ganz das Treiben, wie man es in einem Militär-Kaffeehause jeder französischen größeren Garnisonsstadt finden wird.

Mein Gefährte Sidi-Omar-ben-Ali schien viele Freunde unter den Offizieren zu haben, denn jubelnd wurde sein Eintritt von allen Seiten begrüßt. „Ah — voilà — voilà Omar — notre charmant Spahis. — Soyez le bien venu en Constantine. — Vive Omar!" so schwirrte es bunt durch den Haufen, und viele Offiziere sprangen auf, denselben wieder nach seiner dreimonatlichen Abwesenheit zu begrüßen. Schon manches Glas mußte mein guter Freund leeren und wiederholt anstoßen, bevor wir den Tisch, um den wir uns mit anderen Bekannten vereinigen wollten, erreichten.

Es war eine lustige Gesellschaft, die wir uns hier vereinigt hatten, größtentheils Offiziere der Chasseurs d'Afrique und des Genie-Corps, mit denen ich schon draußen bei den Vorposten bekannt geworden.

„Camarade, vous vous asseyerez au hout bout," sagte mit echt französischer Höflichkeit der Chasseur-Offizier, dem das Amt des Vorstehens der Tafel übertragen worden, und wies mir den obersten Platz an, und das heitere Mahl begann. Die Schüsseln, von französischer Kochkunst, waren recht gut, wenn freilich in ganz Algerien nie recht erträgliches Rind- und Kalbfleisch zu bekommen ist, und besser noch zeigte sich der Wein.

„Jacques, sacre dieu, les verres de ces Messieurs sont vides; ayez soin de les remplir afin que ces Messieurs n'aient pas soif chez nous," rief unser Tischvorstand nur allzuhäufig dem Garçon zu.

An zwei Stunden tafelten und becherten wir so ganz vergnügt, dann mahnte die immer heißer werdende Sonne an die Siesta. Eine nicht angenehme Ueberraschung hatte ich noch, wie ich auf dem Hofe meines Gastgebers, der mich hatte vorausgehen lassen, da er noch eine Meldung machen mußte, den Löwen quer vor unserer Stubenthür ausgestreckt liegen fand. Zurückgehen oder warten mochte ich nicht, aus Furcht von Sidi-Omar-ben-Ali mit meiner Aengstlichkeit später geneckt zu werden; das Thier aufzujagen, wagte ich noch weniger, und so faßte ich denn endlich Herz und schritt über dasselbe hinweg. In meinem Leben habe ich keinen Schritt gethan, der mir schwerer ward und bei dem ich mit der größten Vorsicht darauf achtete, ja nicht anzustoßen. Der Löwe schien meiner übrigens gar nicht zu achten, und rührte sich nicht im Mindesten, wodurch er mir einen großen Gefallen erwies.

Als der Offizier zurückkam, äußerte das schöne Thier, wie immer, eine große Freude über dessen Erscheinen, sprang ihm mit hohen Sätzen entgegen und streckte sich nachher wie ein treuer Hund zu dessen Füßen nieder.

Bis gegen vier Uhr dehnten wir die „Siesta" aus, denn es war sehr heiß und wir Beide auch ziemlich müde, dann standen unsere Hengste bereit, uns nach dem Blockhause, fünf Lieues von Constantine, zu bringen, wohin uns die Offiziere der dort liegenden Disciplinar-Compagnien zu der theatralischen Vorstellung, die ihnen von ihren Soldaten gegeben ward, eingeladen hatten.

Ich war des Lebens in der freien Natur in den letzten Wochen so gewohnt geworden, daß es mir ordentlich wohl that, wie wir aus dem Thor „El Djabic" heraus, und die steile Felsensteige herunter galoppirten. Der Spahis-Offizier hatte mir seinen Falkenhengst gegeben, während er selbst einen präch-

tigen jungen Schimmel ritt, und mein Roß, was den ihm ungewohnten Reiter mit dem Husarensattel und den Sporen statt des türkischen Sattels und der Bügelschaufeln, auf die Probe stellen zu wollen schien, machte mir durch seine wilden Lancaden genug zu schaffen. Die Gegend, durch welche wir galoppirten, war herrlich und von unendlichem Reichthum der Vegetation. Wir ritten nicht die gebahnten Militärstraßen, sondern einen näheren Weg, der beim Berge „Mansurah" vorbei über den kleinen Fluß „Bumerzah," durch den wir setzten, quer über die Felder führte. Tausende der schönsten Blumen, die in Deutschland die Zierde jedes Gewächshauses sein würden, wurden jetzt schonungslos von den Hufen unserer Rosse zertreten. Besonders eine Art von rosenrothen Winden, mit großen schöngeformten Blumenkelchen, bedeckte oft ganze Strecken die Felder: Granatbäume, Orangen, Myrthen, Aloen, hochstämmige wilde Rosen; Alles war in voller Blüthe und die Luft duftete förmlich von den vielen Wohlgerüchen, welche diese reiche Pflanzenwelt ausathmete. An den Ufern der Flüsse und Bäche, wo die Feuchtigkeit dem Boden neue Nahrung und Kraft verleiht, gibt es in Algerien wahrhafte Paradiese, dies sah ich heute wieder so recht. Freilich an gar vielen anderen Stellen ist es dafür auch unwirthbar genug; rauhe, kahle Felsenschluchten, fast ohne die mindeste Vegetation, oder auch der Sand der Wüste. In Allem ist es das Land der größten Gegensätze, die sich oft scharf aneinander berühren.

Auch in Constantine selbst kann man diese scharfen Contraste erkennen. Wenige Schritte genügen, um aus der elegantesten französischen Gesellschaft mitten in eine recht maurische Umgebung zu gelangen. Noch am letzten Abend meines dortigen Aufenthaltes hatte ich selbst Gelegenheit, dies so recht zu erfahren. Zuerst war ich einige Stunden in einer großen Abendgesellschaft, welche ein höherer Militärbeamter, mit dessen Frau ich auf der Ueberfahrt von Toulon nach Algier bekannt geworden war, gab. Es war eine durch und durch europäische

Gesellschaft, und man hätte in dem eleganten Salon, den früher die Herzogin von Aumale bei ihrem Aufenthalt in dieser Stadt benutzt, ebenso gut glauben können, an den Ufern des Rheins oder der Seine, wie auf dem hohen Felsen von Constantine sich zu befinden. Die Damen, meist Frauen und Töchter von Offizieren und höheren Militärbeamten, in eleganten pariser Toiletten, die Herren in Uniform; es ward Ecarté gespielt und nach den Klängen eines Klaviers getanzt; Diener in voller Livrée präsentirten Eis, Confituren und köstlichen kalten Sorbet, der bei der großen Hitze in den überfüllten Gemächern sehr wohl that; kurz, „tout comme chez nous." Nur die vielen Spahis- und Zouaven-Offiziere, unter denen mehrere Araber waren, in ihren reichen fremdartigen Uniformen, gaben dem Ganzen bisweilen einen etwas abweichenden Anblick und erinnerten daran, daß wir uns auf Algeriens Boden befanden. Die schöne Frau des Chef d'escadron glänzte als eine der gefeiertsten Erscheinungen in dieser Gesellschaft, wie denn auch Sidi-Omer-ben-Ali sich als ein unermüdlicher Contretanz-Tänzer zeigte. Der schlanke, gewandte Spahis-Offizier, dessen männliche Schönheit durch den orientalischen Typus derselben noch mehr erhöht wurde, machte sichtbares Glück in der Damenwelt und ich konnte begreifen, daß die Offiziere ihn oft mit seinen vielen Herzenseroberungen neckten.

Meinen letzten Abend in Constantine übrigens mit einer europäischen Gesellschaft zu beschließen, wäre eine arge Reisesünde gewesen, und so nahm ich denn gern den Antrag von Sidi-Omer-ben-Ali an, noch mit ihm spät in ein echt orientalisches Kaffeehaus zu gehen. Sowie wir aus dem Salon hinaus und in die arabischen Quartiere der Stadt kamen, merkte man sogleich nur zu deutlich, daß man sich im Orient befinde. An Straßenbeleuchtung war nicht zu denken und bei der starken Finsterniß war der Gang in den engen, krummen, ungepflasterten Gassen, mit ihren hohen Schmutzhaufen aller Art, keine große Annehmlichkeit. Wo nur etwas größere freie Plätze waren, ja selbst oft in den engen Straßen dicht an die Häuserwände ge-

drückt, lagen eine Menge Beduinen umher, hier ein wohlfeiles Nachtquartier zu halten. Die weite Kapuze des schmutzigen, oft sehr zerlumpten Burnusses wird über das bärtige Gesicht gezogen, und mit stoischem Gleichmuth hält so ein freier Sohn der Natur dann sein Nachtquartier an der ersten besten Straßenecke, die ihm dazu paßlich dünkt. Bei Tag und Nacht wird man in den Quartiren der Eingeborenen der algierischen Städte Hunderte solcher schlafenden Gestalten herumliegen finden, die viel dazu beitragen, die schon oft sehr enge Passage derselben noch mehr zu erschweren. Die arabischen Pferde mit ihrer großen Sicherheit treten oft mitten über diese Schläfer fort, ohne daß diese es nur der Mühe werth finden, ihre Lage deshalb zu verändern. Auf den freien Plätzen findet man auch oft große Haufen von Kameelen, die Tag und Nacht niemals in Ställe kommen, liegen. Durch all' dieses Gewirre und die viel verschlungenen Gassen leitete mich sicher mein wohlerfahrener Führer, bis wir endlich vor einer Mauer stillstanden. Auf den eigenthümlichen Pfiff des Offiziers öffnete sich eine Thür in derselben, wir schritten durch einen engen, halberleuchteten Gang und traten nun in ein weites, sehr geräumiges, aber etwas niedriges Gemach, dessen grellbunt bemalte Decke von einer Reihe sehr schöner Marmorsäulen getragen wurde. Ein echt orientalischer Anblick bot sich mir jetzt dar, ich konnte in der That kaum glauben, daß ich vor einer Viertelstunde erst einen vollkommen europäischen Salon verlassen hatte. Eine Reihe buntfarbiger Lampen beleuchtete den Raum des Saales mit eigenthümlicher Färbung. Auf rothen Polstern längs der Säulen saß eine Reihe junger und alter Türken, unter denen ich mehrere Spahis erblickte, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, nur immer phlegmatisch den Dampf ihrer „Tschibucks“ in die Luft blasend. Neben Jedem stand eine Tasse mit Kaffee oder ein Krystallglas mit „Sorbet“ auf einem anderen Tische. An dem einen Ende des Saales war eine Estrade und auf dieser hatte das Orchester, aus sechs oder sieben kohlschwarzen

Negern, ganz in Scharlachroth gekleidet, bestehend, Platz genommen, und machte mit Piccoloflöte, Trommel, Trompete, Clarinett, Glockenspiel, Triangel und noch einem mir unbekannten Blasinstrumente eine wahrhaft infernalische Musik. Hinter einem Vorhang, der neben dem Orchester den Saal abtheilte, saßen die Tänzerinnen mit ihren Hauswirthinnen. Oft zu zwei oder drei, oft nur auch eine zur Zeit, kamen diese Tänzerinnen auf das Zeichen eines alten Türken, der eine Art von Oberhaupt derselben zu sein schien, hervor, ihre Künste zu zeigen. Das Costüm dieser Mädchen bestand in kurzen, farbigen Röcken, sehr bunt mit Flitter und Gold- und Silbertressen besetzt, die ungemein weit an dem unbedeckten Busen ausgeschnitten waren, und farbigen, rothen oder blauen Pantalons; die durchgehends hübschen Füße waren mit Ringen geschmückt, dabei aber ohne Strümpfe. Zierlich gestickte Sandalen bildeten die Fußbekleidung, während auf dem vollen, schwarzen Haar, was lang in Zöpfen herabhing, eine Art kleiner Turban, sehr bunt mit Band und Flittergold verziert, angesteckt war. Das ganze Costüm sämmtlicher Tänzerinnen sah übrigens etwas verbraucht aus, die Mädchen auch größtentheils nach unseren Begriffen zu corpulent, um für hübsch zu gelten, was aber dem türkischen Geschmack vorzugsweise zusagt, und alle waren grell geschminkt. Ihre so schon schwarzen Augenbraunen waren noch verlängert und dunkel gefärbt, was dazu beitrug, den Glanz der feurigen Augen noch mehr zu erhöhen. Die innere Fläche der durchgehends zierlich geformten Hände und die langen Nägel der Finger hatten eine tiefrosenrothe Färbung. Einzelne dieser Mädchen konnten übrigens auch nach europäischen Begriffen für sehr hübsch gelten und besonders Eine derselben, ein junges Ding von vielleicht dreizehn bis vierzehn Jahren, war fast eine Schönheit zu nennen. Namentlich die dunkeln Augen, der edle Schnitt des Gesichtes und die kleinen, zierlichen Hände und Füße waren untadelhaft. Auch die Hautfarbe dieser Tänzerinnen, soviel man dies bei der Beleuchtung der farbigen Lampengläser erkennen

konnte, war nicht dunkler wie die aller Südfranzösinnen. Der Tanz selbst bestand nur in gegenseitigen Pantomimen und Bewegungen von großer Lascivität, die dem zuschauenden Publikum aber sehr zu gefallen schienen. Wirklich einen oft schwelgenden Ausdruck nahm das Gesicht dieses sonst so ernsthaft dreinschauenden Türken an, wenn diese Tänzerinnen recht wild herumzutanzen anfingen. Der Tanz endete stets damit, daß die Tänzerin zuletzt in völliger Extase auf einen Teppich niederstürzte und dort in eine Art Ohnmacht fiel. Eine alte Frau, fast wie eine Hexe anzuschauen, trat dann hinter dem Vorhang hervor und träufelte dem ermattet daliegenden Mädchen einige Tropfen irgend einer starken Flüssigkeit aus einer Phiole in den Mund. Nach einigen Minuten sprang die Erschöpfte darnach sogleich wieder auf und setzte ihre Raserei weiter fort, bis sie zuletzt wieder ohnmächtig niedersank. Diese Procedur wiederholte sich bei einigen dieser Tänzerinnen drei bis vier Mal hinter einander. Hatte der Tanz eines Mädchens das besondere Wohlgefallen irgend eines Türken erregt, so winkte dieser nach Beendigung desselben die Darstellerin zu sich nach seinem Sitze heran. Dort knieete das Mädchen vor ihrem Bewunderer nieder, dieser zog dann einige Piaster oder auch Fünffrancsstücke aus der Tasche und klebte sie dann mit seinem Speichel oder auch mit Rosenöl der Knieenden auf Wange oder Stirne. Mit eigener Geschicklichkeit erhoben sich darauf die Mädchen, ohne daß die Geldstücke von ihren Gesichten abfielen und schüttelten dieselben dann auf ein Tuch, was vor dem alten Türken, der den Tanzvorstand machte, ausgebreitet lag, der sie einsteckte.

Einige Zeit ließ mich die Neuheit dieses Schauspiels, was sonst aber einen unangenehmen, fast widrigen Eindruck machte, im Saale verweilen. Die Türken sehen es übrigens sehr ungern, wenn Christen diesen Tanzbelustigungen beiwohnen, und nur die Begleitung von Sidi-Omer-ben-Ali schützte mich vor groben Unannehmlichkeiten, wie ich ohne denselben nie Einlaß

bekommen hätte. Finstere, drohende Blicke der Umhersitzenden erhielt ich freilich genug, um die ich mich aber wenig kümmerte.

Dieser türkische Ball war übrigens der letzte orientalische Eindruck, den ich aus Constantine mit fortnahm. Am andern Morgen in der Frühe mußte ich die alte, schlechte Diligence, die mich aus dieser Felsenstadt nach Philippeville in zehn Stunden brachte, besteigen.

